Flut

Roman von Jakob Wiedmer

Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld 1905

I.

Hochauf rollt die Flut gegen den Strand; sie trägt das reiche Schiff des Kaufmanns in den Hafen, füllt dem Einen das Netz und dem Andern den mühsam gegrabenen Salzteich, läßt auch in Tümpeln und Lachen vielartige Wesen zurück als wehrlose Beute des Ersten besten. Oder aber sie reißt in wildem Ansturme die Menschen, welche ihr vertrauen, mitsamt ihren Werken in den Abgrund. Dieselbe Flut, heute ein Diener, kann morgen das Schiff zerschellen, seine Planken und Güter höhnisch ans Land werfen, eine Beute der Strandräuber, und fruchtbare Gärten unter Schlamm begraben. Unersättlich leckt sie weiter und weiter, bis ihre Zeit um ist und träge Gerinnsel ihren Spuren folgen ins alte Bett zurück.

Es rollt und gischtet auch das Meer der Menschen, wenn die Sommersonne über ihm steht, und in hohen Wellen brandet seine Flut um die Berge, überschwemmt den gewohnten Strand und dringt durch neue Schleusen in traumverlorene Täler, schäumt um einsame Höhen. Auch sie trägt reiches Gut in den abgelegenen Hafen, füllt Netze und Salzteiche; aber auch manchen Schiffer hat sie mitsamt seinem Fahrzeug schon verschlungen und blühende Gärten unter Schlamm begraben. Sie schwillt von Jahr zu Jahr, und mit ihr wächst die Zahl derer, die von ihr das Glück erhoffen und ihren Launen sich anvertrauen. Kaum einer ist am Strand, der nicht sein Teilchen zu erhaschen sucht von dem, was sie bringt. Stille Buchten werden geräuschvolle Häfen, und auf die höchsten Bergesgipfel erzwingt der Mensch mühelosen Zugang; unbekannte Dörflein werden berühmt, und wo ehedem kaum einige genügsame Hirten ein spärliches Fortkommen fanden, prangen heute stolze Paläste.

So ging es auch dem Weiler Stägen. Wenn sein Name heute genannt wird, so fragt selten jemand, welche der vielen Ortschaften, die so heißen, gemeint sei; man denkt ohne weiteres an das Hotelstädtchen, das im Oberland innert weniger Jahre aus dem steinigen Boden gewachsen ist und von den höchsten Hoheiten unter unsern Alpengipfeln zu Nachbaren hat. Es grüßt mit seinen roten Dächern zu den Majestäten hinüber, als wäre es mit ihnen auf du und du; aber daß sie als Gegengruß und ihm zu Gefallen das Abendglühen oder den Morgenglanz länger hätten andauern lassen, als es von jeher zu ihrer eigenen Herrlichkeit bei ihnen üblich war, ist freilich noch nie erhört worden.

Vor einem Menschenalter stand von den Gasthäusern noch keines. Auf der langgestreckten, gewellten Fläche, wo sich seither die Neubauten eine der andern vor die Sonne stellten, lagen damals verstreut nur die wetterbraunen Häuschen, bald einzeln, bald zu zweien oder dreien beisammen. Mit Vorliebe hatten erfahrene Bauleute die Wohnstätten hinter einer Erdwelle oder einem Felsblock errichtet,

damit die Gewalt der Stürme sie weniger treffe. Denn der Föhn hat einen freien Tummelplatz auf der Berglehne, die den Weiler Stägen trägt. Sie zieht sich, viele hundert Meter über dem Tal, auf dem Postament des Morgenhorns hin, dessen Gipfel großzügig und eifersüchtig nach den größern Berggeschwistern im weißen Festkleid hinüberschaut. Denn es selbst ist zu klein, um des Gletscherschmuckes teilhaftig zu werden, und sein Gewand sind Wälder und Weiden; kaum daß ihm bis in den Vorsommer hinein eine runde, weiße Kappe den eingezogenen Kopf bedeckt. Unter dieser Kappe gucken dann ein paar schroffe, zerrissene Flühe wie ein grobgeschnittenes bloes Angesicht herunter auf das einfache Gewand und hinüber zu den schönen Geschwistern. Der große Vorsprung, der mitten in diesem Gesichte steht, hoeft denn auch von alters her die Nase, und wenn die Schneekappe im Vorsommer schmilzt, gleiten zwei Sturzbächlein neben ihr herunter, auf jeder Seite eines, so daß es aussieht, als ob das Morgenhorn um den Verlust seines Kopfschmuckes weine. In strengen Wintern aber setzt die Nase einen Eiszapfen an; dann schütteln die zu Stägen die Köpfe, reiben die kalten Hände und sagen: «'s wird ein später Ustig, das Morgenhorn hat einen Nasentropf.»

Von Stägen führte ehedem nur ein schmaler Saumpfad ins Dorf Gletschbach hinunter, zu welchem der weltvergessene Weiler von jeher gehörte. Dieser Weg zog sich durch Schluchten und über Schutthalden, an Sturzbächen vorbei und unter alten Tannen dahin in hundertfachen Windungen, und wo sich ein Ausblick bot, da glänzte zur einen Seite das Schneegebirge, zur andern verlor sich in bewaldeten Flühen das Gletschbachtal, und gerade vor dem Wanderer, von der gegenüberliegenden Bergseite, dröhnten und schäumten der Gletschbach und seine kleinern Gefährten über Felswände zu Tal.

Noch unlängst aber war es nicht ganz rätlich, beim Abstieg sich dieser Herrlichkeit zu freuen; denn der Saumweg glaubte um seiner selbst willen auf der Welt zu sein und schob dem Wandersmann, der ihm nicht ungeteilte Aufmerksamkeit schenkte, Steine und dürre Äste vor die Füße, so daß mancher, dem eben noch das Herz über der Bergesherrlichkeit aufgegangen war, mit einem unversehenen Sprung oder Sturz in göbliches Schimpfen verfiel. Die Einheimischen, welche sich nicht nach rechts oder links umsahen, kamen auf dem Pfade ganz gut fort, und da niemand die fremden Wunderfitze gerufen, so mochten sie eben auf ihre Füße selbst achten und nicht der Gemeinde die Kosten einer Wegverbesserung zumuten, wie schon mancher es getan, wenn er hinkend, mit geschundenen Händen und Knieen, im Tal ankam.

Der Weg war der Faden, mit dem Stägen und die übrige Welt zusammengeknüpft waren. Er verband die zu Stägen auch mit dem Himmelreich; denn die erste Reise des Neugeborenen ging den Saumpfad entlang zum Taufstein im Gletschbacher

Kirchlein, die letzte des müden Erdenpilgers ebenda zum Friedhof hinab, der das wettergebräunte hölzerne Gotteshaus umgab.

Einige wenige auch waren unternehmungslustig diesem Faden entlang in die Welt hinausgezogen, und ein paar andere, Fremde aus dem Unterland, dafür heraufgekommen. Von diesen in früherer Zeit Zugewanderten ist jedoch nur einer droben heimisch geworden, der Zimmermann und Schnitzler Christen Eicher, der das Waldegghäuschen von seines Vaters Schwester geerbt hatte. Die andern hatten es in der Eintönigkeit und dem harten Leben nicht lang ausgehalten; denn nicht nur droben die Berge mit Felssturz und Lawinen; nicht nur ist der Boden steinig und sein Ertrag karg, der Sommer kurz und der Winter lang, sondern die Alteingesessenen waren auf dieses Stücklein Boden, das ihre harte Arbeit kärglich lohnte, eifersüchtig und befürchteten eine Schmälerung ihres knappen Fortkommens durch die Zugewanderten. Darum standen sie, wo es galt, sich ihrer wieder zu entledigen, einander einträchtig bei, so sehr sie sonst wegen tausend Geringfügigkeiten geheimen Haß gegeneinander hegen mochten.

Der Unwirtlichkeit des Geländes und dem Übelwollen seiner Bewohner hielt aber Christen Eicher stand, einmal weil sein Haus etwas abseits am Walde oben lag, so daß keine Nachbaren ihn vor seiner Tür plagen konnten; zweitens weil er ein gutmütiger und friedlicher Mann war; drittens und hauptsächlich, weil er eine verständige, liebe Frau hatte, die Freud' und Leid mit ihm teilte, so zwar daß sie jede Freude größer, jedes Leid kleiner zu machen wußte. Und diese stille Verträglichkeit Christian Eichers spann allmählig sogar ein oberflächliches Einvernehmen zwischen ihm und den Stägenern an, so daß sie ihm einige Arbeit gaben, wenn Stall und Scheune schadhaft waren, oder wenn ein neues Haus gebaut wurde. Zwischenhinein schnitzte er Tiere als Kinderspielzeug, die er dann in großen Bündeln dem Händler ins Land hinaus brachte. Er hatte die Schnitzlerei nicht gelernt, sondern nur etwas davon abgeguckt, und brachte mit seinem groben Werkzeug auch keine kunstreichen Stücke fertig, so daß er oft von sich selber sagte: «Es ist gut, daß nicht ich die Welt erschaffen habe, sonst würde man Pferde und Kühe nur daran voneinander kennen, daß die einen Hörner und einen langen Stiel, die andern aber keine Hörner und einen Schweif aus alten Bürstenhaaren haben.» Das traf so ziemlich zu. Denn zuerst schnitt er ein paar Leiber mit einem Kopfe vorne zurecht, bohrte vier Löcher für die Beine und schied dann seine bis auf die besondern Merkmale fertigen Geschöpfe in zwei Hälften; den einen wurden lange Schwänze und Hörner eingesetzt, und dadurch wurden sie zu Kühen; den anderen stutzte er die Ohren und keilte ihnen einige Bürstenhaare als Schweif ein; das waren die Pferde; als Beine bekam jedes vier gerade Hölzlein. Zu guter Letzt nagelte er sie auf Brettchen mit vier Rädlein,

strich die Tiere naturfarbig an, und dann hatte weit und breit keiner einen so reichen Viehstand wie der Christen Eicher im Waldegg zu Stägen. Da standen in Reih und Glied Simmentaler Schecken, Schwyzer- und Freiburgerkühe, Schimmel, Rappen und Füchse. Einmal auch versuchte er 's, ein Schaf zu schnitzen, wie er deren beim Händler gesehen; unter der Hand wurde ihm aber ein kurzbeiniger Pudel daraus, und dementsprechend hat er das Wesen dann auch angestrichen, ist aber künftig den Kühen und Pferden treu geblieben.

Ein Künstler war Christen Eicher also nicht; aber seine Schnitzlerei brachte doch manchen Batzen ins Haus, den er nur allzugut brauchen konnte. Darum mußten ihm auch seine zwei Buben dabei helfen, sobald ihre Hände das Werkzeug zu umfassen vermochten. Uli, der Ältere, hatte gerade genug Geschick, um die Blöcke zu sägen und etwas zurechtzuhauen. War der letzte bereit, so stahl er sich wieder hinaus zu seinen lieben Geißen. Er wollte Bauer werden und nichts anderes; das einzige Gefallen, das er an der Schnitzlerei seines Vaters fand, war die Vorstellung, die hölzernen Kühe und Pferde möchten über Nacht lebendig werden und ihm gehören. Hans, der zweite im Alter, betrieb dagegen die einfache Kunst mit Feuereifer und trug meist ehrenvolle Wunden an den Händen herum, die er sich im Kampfe mit dem zähen Material geholt hatte. Es verdroß ihn auch nicht, daß seine Kühe nicht so waren, wie die gleich benamseten Geschöpfe Gottes, denen er oft nachdenklich und eingehend auf der Weide zuschaute. Und hätte er auch Lust gehabt, einmal eine so zu schnitzen, wie er die lebendigen sah, mit schreitenden Beinen und etwas modelliertem Leib, so brachte er das Werk erstens nicht zustande und zum andern litt der Vater keine solchen zeitraubenden Versuche. Also steckte er denn nach wie vor die vier geraden Hölzchen, je zwei nebeneinander, in die runden Leiber, und wenn sie dann aufrecht standen, so dachte er: Es sind doch auch Tiere, nur nicht rechte.

Immer mehr Arbeit schob Christen Eicher seinem gelehrigen Schüler hin, so daß den oft am späten Abend der Schlaf und der Verdruß ankam. Er hatte gehört, daß diese Tiere, die da in eintöniger Arbeit entstanden, den Kindern im Lande unten zur Weihnacht geschenkt werden, hatte auch schon etliches über die bei reichen Leuten üblichen Christbescherungen gelesen, und wie ihn nun mit der Müdigkeit der Verdruß ankam, war auch der Neid nicht mehr weit. Warum durften jene Kinder sich wochenlang zum voraus auf die Weihnacht freuen, während er zur selben Zeit allabendlich bis in die tiefe Nacht an ihren Geschenken arbeiten mußte? Was hatten jene Gutes, und was hatte er dem lieben Gott Böses getan, daß er sie so ungleich hielt? Und aus dem Neid entsprang die Ahnung einer Ungleichheit, der Gedanke an ein auf Erden bestehendes Unrecht, das den Vierzehnjährigen betrübte und nachdenklich machte. Und während er seine immergleiche Arbeit verrichtete, reisten seine Gedanken in der Welt herum, soweit die

Bücher reichten, die er aus der kleinen Schulbibliothek gelesen, vom Palast zur Hütte, von der Bauernstube zum städtischen Prunkgemach.

Als er einmal seinen mißmutigen Vergleichen bei der Mutter Worte lieh, hörte sie ihm ruhig zu, ermahnte ihn aber eindringlich: «Hans, du bist undankbar gegen Gott! Sei froh, daß du zu essen und ein Obdach, auch liebe Eltern und Geschwister hast, und denke an die armen Kinder, die hungern und frieren müssen. Nimm in der Welt nicht das Maß an denen, die es dem Schein nach besser haben, sondern an denen, die übler dran sind, sonst wirst du ein unglücklicher Mensch.» Da fiel ihm die Geschichte von den armen Kindern ein, die keinen Vater mehr hatten und in kalter Winterszeit in Lumpen betteln mußten, von Haus zu Haus, damit die kranke Mutter im Dachstübchen nicht verhungere. Er hatte damals heiße Tränen des Mitleids auf das vergriffene, schmutzige Büchlein geweint, das die Geschichte erzählte, und auch jetzt dünkte er sich plötzlich wieder glücklich und wohl daran, trotzdem die viele Arbeit einen späten Feierabend erwarten ließ.

Es ging zwar mittlerweile gegen den Frühling, da sonst nicht mehr so viel zu tun war. Aber sobald der Föhn, welcher die Lawinen schon zu lösen begann, den Schnee besiegt haben würde, wollte Christian Eicher am Bau des Steinbühl-Hotels, des ersten in Stägen, mithelfen, und vorher mußte fertig werden, was sich sonst an Tiererschaffungen über das ganze Frühjahr erstrecken durfte.

Die Fremden waren in den letzten Sommern immer zahlreicher vom See durchs Gletschbachtal heraufgezogen, noch weiter nach Stägen, hatten sich mit hungrigem Magen an den Bergen erlabt, und oft hörten die Heuer und Hirten sie ausrufen: Wenn hier ein Gasthaus wäre ...! Aber keiner der bedächtigen Stägener mochte bisher ein solches Wagnis unternehmen, auch wenn ihnen die Fremden so lieb gewesen wären, wie sie ihnen von alters her unwillkommen waren. Ein jeder sah die Wandervögel unwirsch an, und wenn sie gar einer Blume oder der freieren Aussicht wegen ins Gras hinaustraten, so kam der Bauer mit großen Schritten daher und machte ein Gesicht und Gebärden, und schrie so laut an den Sünder hin, daß der ihn verstand, auch wenn er ein stocktauber Engländer war.

Doch reichen die Sprachkenntnisse und Umgangsarten, mit denen man einen Fremden aus dem Gras jagen kann, nicht zugleich aus, um ihn zu beherbergen. Das fühlten die Stägener auch, hatte doch ein jeder von ihnen zu Rotenbalm bei gelegentlichen Marktbesuchen gesehen, wie viel Komplimente in den dortigen Hotels vor den Fremden gemacht werden mußten, und welches babylonische Sprachgewirr schon die Kellner beherrschen mußten. Das war e i n Punkt.

Der andere war der, um den sich im großen und ganzen die Welt dreht, wie der Aaregger-Benz, Eichers einziger wahrer Freund in Stägen, behauptete. Das kleine

Mäntelein schwor nämlich Stein und Bein, bei rechtem Zusehen sei es eigentlich die Goldfarbe der Sonne, welche die Erde dazu bringe, sich um sie zu drehen; auf der Welt gehe es auch akkurat so. Der Aaregger-Benz hatte fünfzig Jahre in Stägen gelebt und gesehen, welchen Einsatz seine Mitbürger an ein Goldstück wagten, deren noch wenige den schmalen, steilen Saumpfad heraufgekommen waren. Er behauptete auch, die meisten würden sich für einen Batzen die Ohren schlitzen lassen; denn so kämen sie noch leicht dazu im Vergleich zur Arbeit, die ihnen den gleichen Gewinn bringe. Es fehlte also an Geld.

Jahrelang waren nun schon Fremde heraufgekommen, hatten die Schönheit Stägens auch in ihrer Heimat gerühmt und ihren Freunden den Aufstieg angeraten, aber auch hinzugesetzt, wie vorläufig außer den schönen Bergen und den bösen Blicken dort noch nichts zu haben sei. So brachten denn die meisten Speise und Getränke mit, und da nicht jeder seinen Rucksack anderthalb Stunden weit den Berg heraufschleppen mochte, so nahmen sie Träger von Gletschbach und zahlten sie gut.

Dann ging's oft noch weiter, bis aufs Morgenhorn, und eines Tages lief die Kunde in Stägen um, der Bachmichel habe von einer Engländerfamilie einen Fünfliber bekommen, weil er ihr Gepäck von Stägen auf das Morgenhorn getragen hatte. Es war freilich ein Fuder Hausrat, wie Aaregger-Benz sagte, als er ihm zufällig aufladen half. Bündel, Pakete, Tornister türmten sich auf dem Räf, und zu oberst thronte in einem Korb die Teemaschine, die bei jedem Schritt des Führers klingelte, wie das Glöcklein des Leitiers bei der Alpfahrt. Der Bachmichel hatte zwar keinen trockenen Faden mehr am Leibe, als er abends heimkam, aber dafür einen runden Fünffränkler im Sack. Da er bei seiner gelinden Blödigkeit selten genug eine Verdienstgelegenheit fand, so nahm er den Taler heraus auf den Tisch, und der Franzosenkaiser Napoleon und der Bachmichel in Stägen sahen einander lange verwundert an; denn sie zwei hatten vorher noch nie zusammen unter einem Dache gewohnt. Und stolz verkündete Michel des andern Morgens den Glücksfall.

Da solche und ähnliche Fälle sich in demselben Sommer noch mehrmals zutrugen, merkte ein jeder, daß in dem Strom Gold fließen müsse, dessen winzigstes Wellchen so ergiebig war. Aber anpacken mochte die Sache doch lange keiner. Denn die wenigsten wußten, wie das etwa anzufangen wäre, und die meisten hatten nichts, als ein verschuldetes Heimwesen und eine Stube voll Kinder, Umstände, auf die hin sich nicht wohl eine Hypothek zum Hotelbauen errichten ließ, und sie mochten sich trotz des winkenden Gewinnes mit den Fremden nicht näher einlassen.

Aber einem war die Sache doch in den Kopf gestiegen, und das war der Gemeindetat Aaregger im Steinbühl, Aaregger-Benzens Vetter. Im Herbst hatte er Steine sprengen

lassen, daß Schuß um Schuß hinausdröhnte über das Tal hinweg, zu den Bergen empor, wo zornig das Echo rollte. Das Holz ward gerüstet, das Frühjahr kam mit Lawinenkrachen und stürzenden Wassern, und das Werk nahm seinen Anfang.

II.

Das Geschlecht der Aaregger ist uralt eingesessen im Lande, und in frühern Jahrhunderten scheinen einige von ihnen wahre kleine Herren im Gletschbachtal gewesen zu sein; denn unter den Meiern, welche das Kloster zu Rotenbalm daselbst eingesetzt hatte, sind ihrer ein halbes Dutzend, und die einträgliche Würde vererbte sich wie ein Fürstenlehen vom Vater auf den Sohn. Noch hängt in der Wendbachkirche ein Fensterschild, darauf ein stolzes Bauernwappen prangt, und darunter steht geschrieben: «Uolrich Aregger, der Zytt Meier des Gottshus Rothenbalm 1518.» Dieser Ulrich war der letzte in der Meierwürde; denn wenige Jahre nach der Stiftung jenes Kirchenfensters legte der Bär seine schwere Tatze auf alles, was an geistlichen Stiftungen in seinen Landen war; der alte Glaube, seine Einrichtungen und Diener wurden durch obrigkeitlichen Befehl umgekrempelt, und d i e Oberländer, welchen die neue Erleuchtung nicht gleich in den Kopf wollte, wurden mit vorgehaltenen Hellebarden und Spießen darüber aufgeklärt, daß die Regierung den nächsten Pfad zur Seligkeit für ihre Untertanen gefunden habe und in väterlicher Fürsorge keinen mehr auf alten Irrwegen wandeln lasse.

Einer der eifrigsten Streiter für den alten Glauben war jener Ulrich Aaregger gewesen; denn es stund für ihn bei dem Handel nicht nur das ewige Seelenheil auf dem Spiel, sondern, was ihm ebenso wichtig sein mochte, das einträgliche Meierslehen. So zog er denn mit Freunden und Altgläubigen nach Rotenbalm und lieferte mit seiner kleinen Schar der obrigkeitlichen Klosterbesatzung ein Treffen, bei dem er gefangen und darauf hingerichtet ward.

Damit verschwand der Name Aaregger auf Jahrhunderte aus den öffentlichen Geschäften; denn der Regierung klang er nicht genehm. Immerhin sicherte ihm der erworbene Wohlstand im engern Kreise ein ziemliches Ansehen, besonders in der Gemeinde Gletschbach, dem alten Sitz des Geschlechtes. Schon vor dem Übergang im bösen Jahr Achtundneunzig vereinigte ein Aaregger die halbe Bäuert Stägen in seiner Hand; von seinen Nachkommen sahen daselbst noch drei die Fremdenflut hereinbrechen.

Der älteste war Aaregger-Benz am Rain, Eichers Freund und nächster Nachbar; denn der Rain liegt nur einen kleinen Scheibenschuß westlich vom Waldegg. Benz wirtschaftete mit drei Kühlein und hatte dabei genug Arbeit und Einkünfte; ja er

brauchte nicht einmal alles, sondern trug einen Teil samt den Pachtzinsen von einigen ausgeliehenen Bodenstücken auf die Ersparniskasse. Er hatte nicht Weib noch Kind; nur ein aber, halb verblödeter Hund teilte sein Obdach. Und da dieser Hund immer träger wurde, so ging Aaregger-Benz immer häufiger zu Eichers, wo ihm inmitten des gewegneten Hausstandes jedesmal das Herz aufging. Seines bösen Maulwerkes wegen wich man ihm zumeist etwas aus, wenn er mit seinem verkniffenen Gesicht daherkam; und ließ sich das nicht tun, so sachten die meisten mit einem Gruß an ihm vorbeizukommen; denn wenige wußten eigentlich, wie sie mit ihm dran waren. Es konnte sich zutragen, daß seine Hand in die Tasche fuhr und einem zerlumpten Büblein oder einem armen Weiblein einen Batzen gab; oder aber dieselbe Hand flog ebenso plötzlich einem Buben ans Gesicht, wenn der ein Tierlein malträtierte oder einem Nebenmenschen einen Streich spielte.

Aber diese Güte konnte sich immer nur in Taten offenbaren, und Benz mußte sich hüten, dazu ein Wort zu reden, wollte er nicht Sonnenschein in Regen verkehren. Denn es war, als säße in seiner Zunge ein hämischer Geist, der die Gefühle, welche warm und mild aus dem Herzen aufstiegen, verdrehte, so daß bissige und spöttische Worte aus dem zusammengekniffenen Munde schnellten. Wenigstens wurden seine Reden nachgerade so gedeutet, auch wo der Benz niemandem Böses sagen wollte. So hatte er in solchen Dingen sich das Schweigen angewöhnt.

Dafür entschädigte er sich an den allgemeinen Angelegenheiten, und da war ihm die ganze Welt nicht zu groß, als daß er nicht etwas Besprechens- und Bespottenswertes gefunden hätte. Aaregger-Benz am Rain hielt sich für berufen zu reden; denn er hatte mehr gelesen, als alle elf Gemeinderäte von Gletschbach zusammen, und las noch mindestens so viel, als der gleichmütige Pfarrer, von dessen amtsgemäßer Lektüre abgesehen. Auch da reuten ihn die paar Franken für zwei Zeitungen nicht, so wenig als die Kosten für die zwei Beigen Bücher, die sich in seinem Wandschrank allmählig angesammelt hatten. Betreffs Bücher und Zeitungen stand er in Stägen so ziemlich vereinzelt da, gleich wie mit den Ideen, die er daraus bekam und mit denen eine zu Stägen unerhörte Gottlosigkeit Hand in Hand ging. Ohne diese Gottlosigkeit wäre Aaregger-Benz seit Jahr und Tag im Gemeinderat gesessen, als Anwalt und Schützer der armen Manali und Witwen und Waisen, die nichts zur Sache sagen konnten und vom Gemeinderat nach links und rechts gemaßregelt wurden, weil sie nichts hatten und also nichts waren.

Auch in Gletschbach wurde damals bei der Wahl der Gemeindeväter nach dem bewährten Rezept verfahren, daß man vorab die Reichen nahm und sich nach schlechtweg Gescheiten nur umsah, wenn auf die erstere Weise die gesetzliche Zahl nicht zusammenzubringen war. Reich nach den Ortsbegriffen war nun auch Benz,

nur eben unchristlich, lästerlich unchristlich. Er rat, als habe er dem lieben Gott in den Weltplan gegackt und wisse daher, wieviel Verkehrtes die Menschen aus der frohen Botschaft gedeutelt, die er ihnen durch seinen viellieben Sohn gesandt. Und dem Pfarrer, der ihm darüber einmal zu Leibe gehen und dem Ärgernis ein Ende machen wollte, fuhr er mit dem zerbissenen Rohr seiner Tabakspfeife wütend unter der Nase herum und schrie: «Herr Pfarrer, mit eurem Herrgott will ich nichts zu tun haben; da ist kein gesundes Säftlein drin, daß Ihr ihn so ängstlich hüten müßt. Ihr schlottert vor dem lieben Gott und schlottert vor dem Teufel; wo soll da etwas Rechtes herausschauen?»

«Ihr seid ein arger Heide, Benz», ermahnte der Pfarrer, «und allen Leuten seid Ihr mit dem bösen Maul aufsässig, statt Nächstenliebe und Nachsicht zu üben, wie unser Herr Christus geboten hat. Darüber wird einmal Rechenschaft von Euch gefordert werden, bedenket das – –»

«Und die werde ich ablegen! Ich denke, wenn man im Himmel hört, aus welchem Quartier der schönen Welt ich komme, so wird man auch begreifen, daß mir das Maul manchmal überging.»

Der Zank spann sich stundenlang fort, einen halben Nachmittag hindurch, und daraus bekam der Pfarrer die Gelbsucht, und Benz blieb der, der er vorher gewesen.

Einen solchen Rebellen und Kirchenfeind konnten also die Armen nicht in den Gemeinderat bringen; denn alle die wohlhabenden Sünder, die er dem Pfarrer genannt, stemmten sich dagegen, voraus sein leiblicher Vetter Ulrich Aaregger, mit dem Benz seit Jahr und Tag bös verfeindet war, sowie Hans Feiß im Boden, der Ulrichs Schwester zur Frau hatte und mit ihm Hand in Hand ging.

So unkirchlich Benedikt Aaregger sich erwies, für so fromm galten Ulrich Aaregger, der Gemeinderat, dessen Schwester und ihr Mann. Sie fehlten keinen Sonntag in der Kirche zu Gletschbach, und Ulrich Aaregger hielt sogar in seinem Hause am Steinbühl noch zwischenhinein Gottesdienst. Nicht einmal der Pfarrer wußte so eindringlich zu predigen wie er, und seine strenge Auffassung des Gotteswortes traf vorzüglich den geheimnisvollen Zug im Gemüte der Bergler, welche die Majestät ihrer Heimat bedrückt und ernst stimmt, und die in Jahrhunderte dauerndem Kampfe von Geschlecht zu Geschlecht um ein karges Fortkommen verschlossen und herben Sinnes geworden waren. Mit ihren Erfahrungen stimmte das strenge und straflustige Gottesbild überein, das Aaregger ihnen entwarf; denn von Liebe hatten sie weder von der Natur, noch von ihrem Nächsten je viel erfahren. Nicht, daß sie sich in ihrem Tun viel an die strengen Zusprüche und Drohungen mit ewiger Verdammnis gekehrt hätten; die Wahrnehmung der täglichen Interessen ließ das noch weniger zu,

als anderwärts; aber es schaffte ihrem unbestimmten Schuldbewußtsein doch einige Erleichterung, einer Gott wohlgefälligen Handlung, wie es eine so ernste Predigt doch wohl ist, beizuwohnen.

Ulrich Aaregger und sein Vetter Benz waren also in diesen Dingen nicht einig; der persönliche, leidenschaftliche Haß zwischen beiden hatte aber seinen Ursprung in einer Erbteilung gefunden, bei welcher Ulrich und sein Schwager den Rain-Benz um ein Erhebliches an Gülten und Land hintergangen haben sollten. So wenigstens rief Benz noch nach Jahr und Tag nach links und rechts aus; aber es hatte ihn noch niemand deswegen vor den Richter genommen. Einmal an der Gemeinde ging Benz sogar auf Ulrich Aaregger los und schrie: «Gültendieb, was gibst mir, wenn ich dir hier sage, du seiest der schlechteste Hund zwischen Morgenhorn und Thunersee?»

Die Umstehenden riefen: «Uli, das mußt nicht annehmen; wir haben's gehört und sind dir Zeugen.» Aber der Gescholtene zuckte die Achseln und entgegnete: «Ein wahrer Christ segnet die, so ihm fluchen, und verzeihet.» Drauf lachte Benz ihm ins Gesicht: «Du wärest der Rechte, wenn du ein gutes Gewissen hättest!»

Es war unerhört im ganzen Gletschbachtal, daß einer einem andern derart die üble Meinung ins Gesicht sagte. Kurzweilig war es ja immer, wenn zwei über einen Dritten Schlechtes zu reden fanden; aber das tat ein anständiger Mensch in der Stille, mit aller Vorsicht, und derjenige, bei dem die Schadenfreude am größten war, pflegte mit betrübtem Gesicht zu dem Verdächtigten zu gehen und mit steigender Entrüstung zu erzählen, welch niederträchtiges Gerücht der oder jener über ihn verbreite. Oder noch lieber verschwieg man den Namen desjenigen, dem das böse Maul gehörte, um in keine Umgelegenheiten zu kommen. Dieses Tuscheln und Munkeln war ebenso kurzweilig, wie ungefährlich und wurde viel geübt in dem stillen Erdenwinkel, in welchem es an anderer Unterhaltung zur schweren Arbeit gebrach; wo sich der Magen neidisch zusammenzog, wenn der Nachbar zum Essen ging und ihm ein neues Kleid als Hochmut nachgeredet wurde. Dieser Hang zum Munkeln und Neiden ward aus tausend Anlässen geübt und griff von den Lebenden auf ihre toten Vorfahren über, die nach wenig Jahren schon um ihrer bösen Taten willen da und dort in einsamer Nachtstunde gesehen wurden, zur Buße für ihre Sünden auf dieser Welt.

Zwar hatte nur einer in Stägen die gefährliche Gabe, Gespenster zu sehen. Das war der Kneubach-Peter, der in der heiligen Nacht geboren war und mehr konnte, als Brot essen. Obwohl nun eigentlich niemand den Namen haben wollte, er glaube an dessen Zauberkünste, so schlich doch mancher bei Nacht und Nebel nach der verlotterten Hütte in der Kneubachschlucht, um sich Rat und Hülfe zu holen in Fällen, die man weder für Doktor noch Pfarrer geeignet fand. Und dieser Kneubach-Peter bekam auf die Weise Dinge zu hören, die sonst niemandem anvertraut wurden, und es war

wohl ebenso gut die Angst vor Verrat, als die Furcht vor übernatürlichen Kräften, welche ihm eine schonende Behandlung sicherte. Der Kneubacher trug keinen aus; nur gingen zuweilen Berichte um, der oder jener, dessen Gebeine längst neben dem Kirchlein zu Gletschbach lagen, sei dem Kneubacher am Kreuzweg begegnet. Und das war dann immer eine Schande für seine Nachkommen, sowie ein Zeichen, daß der Kneubacher mit diesen uneins geworden.

Eine Zeitlang wetterte der Gemeinderat Aaregger gegen den Unfug, wie er es nannte; da streute der Kneubacher aus, ihm sei der Hundsbühl-Hans begegnet, der das streitige Erbe hinterlassen, und habe ihm genau gesagt, welche Weiden, Äcker und Gülten von Rechtes- und Titelswegen dem Rain-Benz gehörten. Von da an ließ Aaregger den gefährlichen Seher aus Spiel und Predigt; es war dies auch der einzige Ausspruch des Kneubachers, an den der Rain-Benz glaubte. Als es aber gar hieß, der Teufel habe versprochen, den Aaregger zu holen, unterstrich Benz die tröstliche Verheißung mit einem Faustschlag auf seinen wackligen Tisch, daß selbst der schwerhörige Hund, welcher auf dem Stubenboden lag, fragend den Kopf ein wenig erhob und mit den trüben Augen nach seinem Meister schielte.

III.

Der Frühling hatte seinen Einzug gehalten mit Lawinendonner und schillernden Wasserfahnen, die über Fluh und Grat herunterwehten. Die liebe Sonne schien so golden und warm, die Vöglein jubelten so hell in den Zweigen, von denen der zerfließende Schnee rieselte, daß es war wie eine Wiedergeburt der Welt. Die Schneeberge standen in ruhiger Größe Schulter an Schulter und hatten weiße Talare an; die glänzten wie Seide, wo die Sonne drauf schien, und in den Falten lagen bläuliche Schatten. Die Jungfrau trug ein glitzerndes Krönlein, und die Kappe des Mönchs strahlte in neuer Reinheit. Dem Morgenhorn liefen die hellen Tränen über die Backen, und es blinzelte betrübt zur Blümlisalp hinüber, deren Zacken weiß in den blauen Himmel ragten.

Über der auftauenden Erde und der Gletscherpracht wölbte sich unendlich und rein der gütige Himmel, tiefblau und glänzend wie die Enzianen, die schon an schneefreien Hängen neben Krokus und Schlüsselblümchen die braune Erde zierten. Langsam erst erwachten die Gräslein; da und dort hoben ihre grünen Spitzen die verdorrten Blättlein des vergangenen Jahres.

Auch über die Menschen war neues Leben gekommen; die einen reinigten schneefreies Grasland von dürrem Holz und Geröll, andere schafften den sprudeln-

den, übermütigen Wassern Abfluß, und einige halfen am Bau des Steinbühl-Hotels, das der Gemeinderat Aaregger noch im Vorsommer für die Fremden bereithalten wollte.

Christian Eicher wanderte Morgen für Morgen mit seiner Axt zum Steinbühl hinüber, das am östlichen Ende von Stägen liegt, wie das Waldegg zu äußerst im Westen. Er hatte fast eine halbe Stunde zu gehen und dachte auf dem Wege an Vergangenes und Künftiges, Großes und Kleines, wie das so seine Gewohnheit war.

Zwei wichtige Entschlüsse lagen vor ihm: Erstens kam zu Ostern sein Zweiter, Hans, aus der Schule, und sollte an den See hinunter in die Lehre zu seinem Paten Elias Marti, der als tüchtiger Schnitzler und rechtschaffener Mann galt. Die Sache war beredet und abgemacht, und wenn Christen Eicher doch noch darüber nachsann, so geschah dies, weil die Schnitzlerei der allgemeinen Ansicht nach nicht mehr so viel eintrug wie früher. Es müsse einer schon ein Künstler sein, um zu etwas zu kommen, hieß es. Ob Hans es je so weit bringen würde? Nun, Feuereifer hatte er ja dabei, und damit war schon viel gewonnen. Der zweite Entschluß betraf die Anschaffung der langersehnten Kuh. Wenn bei dem Bau im Steinbühl alles gut ging, so war auch die gesichert, und damit wieder etwas für ein besseres Auskommen gewonnen. Und kam dann Christen Eicher nach solchen Erwägungen im Steinbühl an, so waren ihm die übereisten Balken nicht mehr zu schwer und zu kalt, und ihre Kanten drückten weniger auf seine Schultern.

Er hätte gerne mit Benz einmal die Angelegenheit wegen einer Kuh besprochen, weil der in solchen Dingen erfahren war und überhaupt die hundert kleinen und großen Kniffe kannte, welche seine Mitbürger im Handel anzuwenden wußten und gar noch im Viehhandel, der besondere Vorsicht erheischt. Aber seit Christian Eicher im Steinbühl bei Aaregger arbeitete, machte ihm Benz ein wenig den bösen Kopf, kam nicht mehr ins Waldegg zum Abendsitz, wie er sonst mindestens zweimal in der Woche getan hatte. Da gab es denn auch dem Zimmermann ein gelinder Eigensinn nicht zu, ihm nachzulaufen; stand es ihm denn nicht frei, den Verdienst da zu nehmen, wo er ihn fand? So wies er sich selbst auf und ging seines Weges.

Dieser Weg führte kreuzweis über denjenigen, welchen Benedikt Aaregger am Montag vor Ostern ging, um das Gummenweidli vom Winterschutt zu räumen. Da trafen sie unversehens jenseits einer Erdwelle zusammen, die den einen dem Blick des andern entzogen hatte, bis sie fast aneinander liefen. Benzens kurzer Morgengruß bekam eine kurze Antwort. Das war ihm mit einem Male nicht recht; er stellte sich hin und frug: «Seid ihr mit des Teufels Kaserne bald fertig?»

Christen Eicher blieb aus alter Gewohnheit ebenfalls stehen und antwortete: «Wüßte nicht, was der Teufel dabei zu tun hätte.»

«Der oder mein Vetter Uli, das kommt auf eins heraus! Christen, mit dem hättest dich nicht einlassen sollen; wirst's noch bereuen, und wäre es gerade am letzten Zahltag. Du hättest ehrlicheren Verdienst gefunden – – –»

«Ehrlicheren Verdienst, sagst du? Was man mit Schaffen verdient, ist doch wohl ehrlich?! Was geht es mich überhaupt an, daß du mit dem Steinbühler und noch vielen andern Händel hast? Ich muß für Frau und Kinder sorgen und nehme den braven Batzen da, wo ich ihn finde!»

Dem Rain-Benz juckte die Zunge; aber er hielt an sich und ging seines Weges. Doch wie er dann am Gummenweidli dürres Holz und Steine zusammenlas und an die March trug, wurde ihm unbehaglich zu Mut; denn es war etwas in der Art des Zimmermanns, das ihm stets besonders wohl getan hatte, und um dessentwillen er den alten frühern Frieden wieder mit ihm hätte halten mögen. So nahm er sich vor, an demselben Abend noch im Waldegg sein gewohntes Plätzchen auf der Ofenbank zu Ehren zu ziehen und zu tun, als sei zwischen ihm und Christian Eicher nie eine Mißhelligkeit gewesen. Er schaute ausruhend hinüber nach dem Waldegg, in dessen Fensterchen die Morgensonne funkelte und hinter dem der dunkle Wald steil anstieg. Es war friedlich um das Häuschen, wie um die Menschen, die unter seinem steinbeschwerten Dache wohnten. Diesen Frieden hatte Benz sein Lebtag sonst nirgends gefunden und war darob ein Zänker geworden, dem es jetzt eigentlich nur im Waldegg noch wohl war. Sein Groll verflog, und mit weit offenen Augen blickte Benz von seiner hohen Warte in das schöne Stücklein Gotteswelt hinaus, das seine Heimat war. Doch plötzlich sah er scharf nach dem Fußweg hinüber, der zum Waldegg führte. Da rannte eilfertig Ulrich Aaregger einher, ruderte mit den Händen nach seiner Gewohnheit taktmäßig zu seinen kurzen, eiligen Schritten und blieb mehrmals einen Augenblick stehen, als schöpfe er Atem.

«Wo der wieder einmal hinschwimmt …?» fragte sich Benz und wandte kein Auge von ihm.

Beim Waldegg bog Ulrich Aaregger hinter dem Gärtchen gegen das Haus ein und blieb lange unschlüssig an der Mauer stehen. Dann verschwand er plötzlich im Haus und im selben Augenblick tauchten einige Männer aus dem Sewiboden auf, die behutsam etwas in ihrer Mitte trugen. Benz beschattete die Augen mit der Hand und ein Schreck durchfuhr ihn.

«Gott im Himmel, es wird doch nicht sein …!»

Während der kleine alte Mann über Hecken und Mäuerchen querfeldein nach dem Waldegg hinüberlief, kam es vom Dörfchen her schon in langem Zuge hinter den Trägern her, und Benedikt stieß vor dem Hause zu den letzten unter den Neugierigen. Es raunte und flüsterte in dem Schwarm, alle streckten sich etwas zu sehen und stießen einander zur Seite.

«Das Holz war gefroren, und da ist er ausgeglitscht. Die First ist dann auf ihn gefallen und hat ihn totgeschlagen», erzählte einer, der dabei gewesen war, seinem Nachbar.

Benz drängte sich wie im Traum hastig durch den Menschenknäuel, und all das Gerede hörte er wie unvernünftiges Geschwätz. Aber in der Laube stand eine Bahre, und auf ihr lag Christen Eicher tot in seinem Arbeitsgewand. Es war keinerlei Verletzung an ihm zu sehen, und außer der Blässe in dem friedlichen, durch nichts entstellten Angesicht verriet nur ein kleiner Tropfen Blut im Schnurrbart, daß ein Verunglückter da liege. Ein Arbeitskamerad hatte ihm die Augen zugedrückt und die großen, rauhen Hände über die Brust gelegt.

Benedikt Aaregger war es, als seien seine Augen wieder klar und seine Ohren scharf geworden wie in jungen Jahren; in einem Augenblick nahm er das Bild des Toten in sich auf, und das Unglück war ihm gegenwärtig, wie es sich zugetragen, viel schneller, als die Zeugen es ihm erzählen konnten. Ulrich Aaregger war ihm nicht im Wege, und jedes Gefühl für anderes, als was den stillen Freund auf der Bahre anging, war verstummt. «Uli, du besorgst, was von Amteswegen besorgt sein muß», rief er seinem Vetter zu, so daß alle erstaunt aufhorchten. Dann führte er die, welche an der Bahre um ihren liebsten Menschen weinten und ihr Leid nicht fassen konnten, in die Stube, und ließ den Toten in die Kammer tragen. Kurz und trocken erteilte er Weisungen; sanft, aber ohne viel Worte, entzog er das Wehklagen der müßigen Neuger, und sein mageres, bartloses Gesicht sah hart und streng aus dabei.

Als die unter dem Dach vereint waren, die darunter gehörten, stellte er sich an die Türe, vor der noch einige Gaffer herumstanden:

«So, ihr könnt heimgehen; 's wird hier kein Hundsfutter ausgeteilt.»

Dann schlug er die Türe zu und ging in die Stube.

Marei kauerte fassungslos in einem Stuhl, und neben ihr standen die beiden Buben und das kleine Mädchen. Und wenn sie unter Stöhnen und Klagen nach ihren Christen rief, dann schluchzten die Buben noch lauter, und Emma, das Jüngste, weinte mit, ohne daß ihm jemand gesagt hatte, was eigentlich geschehen war.

Derweil lief Benz Aaregger in der Stube auf und ab, fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen und gab sich den überstürzenden Gedanken hin, die sich erst allmählig in Reih und Glied zu stellen begannen. Als er endlich des ersten Ansturmes Herr geworden war, setzte er sich in die Ofenecke und füllte langsam seine Pfeife. Aber in den Tabakbeutel fiel ein bitterer Tropfen nach dem andern, und als er schließlich fertig war, konnte er die Pfeife kaum im Mund halten, denn um sein Kinn zuckte es mächtig. Das Augenwasser lief ihm über die mageren Backen, während er durch emsiges Saugen an seiner Pfeife, die er anzuzünden vergessen hatte, jeden verräterischen Laut unterdrückte.

Es waren seines Gedenkens schon mehrere verunglückt, beim Holzschlittlen und Bergheuen, auch einer beim Wildern, und Benz hatte sie alle gesehen, ohne daß seine Wimpern darob gezuckt hätten, wenngleich er keinem das frühe Ende gönnte. Aber daß der Eicher, sein guter lieber Christen, so fortgemußt, das griff ihm an sein altes Herz. Und mit einem Male ging er in die finstere Küche hinaus, wo er eine ganze Weile blieb, als hätte er da zu tun, und doch war nichts von ihm zu hören, als daß er sich immer wieder mit dem ihm eigenen Nachdruck die Nase putzte.

Aber auch über die im Dorf war es zum mindesten wie Schreck gekommen, und wo zwei beisammen standen, wurde das Unglück erzählt und besprochen, und wenn sie dann auseinandergingen, wurden sie gewahr, daß sie dem Eicher nur Gutes nachgesagt hatten. Vom Waldbord kam die Balmerin mit ihrer Schwester freiwillig herüber, den Eicher anziehen zu helfen und Handreichung zu tun. Auf einmal nahm sie den Hansli, der in die Stube kam, bei der Hand und sagte: «Sieh deinen Äti noch einmal an und werde ein braver Mann, wie er einer gewesen ist.»

Hans berührte mit seiner warmen Hand die des Toten; sie war hart und kalt, und ein unheimliches Gefühl sprang von ihr über auf den Halberwachsenen, der unvermittelt und zum erstenmal den Tod hatte ernten sehen. Ein leises Grauen mischte sich in seine Trauer, und die Worte der Balmerin prägten sich darob tief in sein Gemüt.

Noch spät am Abend donnerten die Lawinen; die Jungfrau glühte stolz und klar im Bergeskranz zum Himmel empor, und es war ein feierliches Einschlummern in der Natur. Dann erglänzte Stern an Stern; das Krachen verstummte in den Flühen, und aus dem Gletschbachtal herauf stiegen weiße, duftige Schleier, die den Bergen zuschwebten und in nichts zerflossen.

Marei, die Witwe, saß am Fenster und sah mit brennenden Augen in den Abendfrieden hinaus. Und wie es nun so still war und feierlich allenthalben, wie die Sterne ihre immergleiche Bahn zogen am ewigen Himmel, da legte sie die Hände ineinander und war gewiß, daß ihr Christen nun auch dort oben sei und auf die herniederschaue, welche er auf Erden zurückgelassen hatte. Wenngleich ihr Herz noch weinte, ihre Augen blickten gläubig zu den Sternen empor und zu dem, der dem Guten das ewige Leben verheißen hat. Sein Ratschluß war es gewesen, ihren Liebsten abzurufen; also wollte sie nicht länger hadern, «denn der Herr wird alles zum besten wenden in seiner Allmacht und Güte.»

Auf der Fensterbank standen Flühblumen, die eben zu blühen begannen. Christen Eicher hatte die Pflänzlein selbst vom Moegenhorn gebracht und sie über ihre Gefangenschaft durch besondere Pflege getröstet, bis sie zu seiner täglich neuen Freude gediehen. Ihre ersten Blüten in diesem Jahr schnitt Marei nun und ging in die Totenkammer, den stillen, bleichen Mann damit zu schmücken. Sie küßte ihn auf

Mund und Stirne, und es war ihr dabei zu Mute, als gelte es nur einen Abschied auf Lebenszeit, dem ein frohes Wiedersehen in der Ewigkeit folgen werde. Seine Hände waren gefaltet, und sie legte die Blümlein daneben auf die weiße Decke.

Derweilen waren die Kinder in die Wohnstube nebenan gekommen, ohne das übliche Poltern und Schwatzen. Sie raunten einander dies und das leise zu, als wäre ein Schlafender da, der nicht gestört werden dürfe, und gedämpft sprach auch Benz, der zu ihnen hereinkam. Da wurde Marei inne, daß es Essenszeit war, und mit erleichtertem Gemüte ging sie hinaus, ihre Pflicht gegen die Lebenden zu erfüllen. Das ruhige Wesen, das sie dabei zur Schau trug, ging auch auf die Kinder über, und aus ihren Augen floh allmählig die Bangnis und der Schrecken, der sie den Tag über verdüstert hatte. Aus ihrem übervollen Herzen begann Marei ihnen Trost zu spenden; sie war ihrer Sache gewiß, als sie den Kindern den Lohn des Paradieses pries, zu dem der Vater nun eingegangen sei, und dort zu frohem Wiedersehen derer harre, die gleich ihm zu Gottes Wohlgefallen auf Erden wandelten. Drei Augenpaare leuchteten ihr bei dieser Botschaft entgegen; ein viertes aber verschleierte sich und mußte mehrmals mit dem Handrücken abgewischt werden. Das gehörte dem Benz, der in der Ofenecke saß und mächtig rauchte.

Eine Weile war's darauf still; dann sagte der alte Mann gemessen: «Daß doch die Pfarrer nicht alle so sind, wie du, Marei!»

Ohne des Toten an diesem Abend weiter zu erwähnen, legte Marei das Mädchen zur Ruhe; nur als sie es dabei auf die Stirne küßte, schaute es sie aus schlaftrunkenen Augen verwundert an, entschlummerte aber bald.

«Jetzt müssen wir noch Rat halten», hub Benz später an, als Marei und die beiden Ältern am Tische saßen. «Die Gemeinde wird dir nun wohl einen Beistand geben wegen den Kindern, und da hängt gar nichts und doch wieder viel davon ab, wer das ist. Uli, du könntest eigentlich bei meiner Baurerei als Knecht helfen; denn ich komme damit nicht mehr gut allein zurecht. Ich gebe dir den gebräuchlichen Lohn, und dabei kannst du die Geißen hier auch besorgen. Willst so?»

Ob Uli wollte! Kühe zu haben, war der Traum seiner Jugend gewesen, und war sein Wunsch für die Zukunft. Aber sein Wesen zeigte nie jubelnden Überschwang, am wenigsten nach den Vorfällen dieses Tages. So nickte er bloß.

«Und du, Hans, sollst gleichwohl nach Ostern in die Lehre; denn auch aus dir muß etwas werden. Oder hast du nicht mehr Freude am Schnitzen?»

Aber Hans antwortete mit einer Gegenfrage: «Und dann das Müetti – –?»

«Für das brauchst du nur den Kummer zu haben, daß aus dir etwas Rechtes wird; dann ist es schon zufrieden. Und dann kannst du ihm einmal eine Hülfe sein in den alten Tagen.»

Marei hatte vom ersten Augenblick an, als Benz an die Bahre ihres Mannes getreten war, in ihren Gedanken einen Halt für die Zukunft an Benz gefunden, wenn bang die Frage in ihr aufstieg: Was soll nun aus uns werden? Die ruhige Art, wie der erfahrene Mann alles in die Hand nahm, war ihr eine feste Gewähr. Und da der Alte mit Christian Eicher in Mißhelligkeit auseinandergegangen war, so wollte er nun wenigstens seinen Hinterlassenen den Frieden halten.

«Benz, wie soll ich dir danken, daß du dich so unserer annimmst?» fragte ihn Marei.

«Fang' mir nicht solche Redesarten an», brauste er auf.

Zu später Stunde machte sich Benz auf den Heimweg, da ihm Marei die Totenwache nicht hatte überlassen oder zumuten wollen.

«Den armen Christian brauchen wir schwache Menschen nicht zu hüten; dem ist es wohl da, wo er jetzt ist. Habe du aber Dank, Benz, für das viele Gute, das du uns nun schon getan hast – –» hatte ihm Marei unter der Tür gesagt. Da war er eilig davongestapft, um nicht in lästerliches Fluchen über dieses beständig wiederkehrende Lob auszubrechen. Daß die Marei auch immer solche Sprüche machen mußte, die ihm im Grund seiner Seele zuwider waren!

Der Föhn hatte sich erhoben; es toste in den nächtlich finstern Wäldern und heulte durch die Flühe; wie eine unselige Jagd. Die Wasser rauschten eintönig zu Tal; nur das Donnern des Gletschbaches klang schärfer aus dem Gemurmel. Dann hallte irgendwo in der Ferne der Sturz einer Lawine nach. Als Benz wachend im Bette lag und über das nachsann, was gestern gewesen war und morgen sein werde, hub ein Donnern und Krachen an, daß sein Häuschen bebte, und sein einsamer Löffel von der Wand fiel.

Die Großlaui war seit vielen Jahren zum erstenmal wieder gekommen, und als Benz den Kopf aus dem Fenster streckte, floß es immer noch wie ein weißer Strom vom Morgenhorn herunter; Bäume krachten und knisterten, die das Ungeheuer verschlang. In der Dunkelheit war aber nichts zu erkennen, als die Umrisse der gleitenden Schneemassen.

Bei Tagesanbruch trug das Morgenhorn nur noch eine weiße Kappe, und an seinem Mantel da und dort in den Falten weiße Verbrämung. Dazwischen zog sich wie ein mächtiger Besatz das Dreieck der Großlaui, schmutziger Schnee mit Felstrümmern und Bäumen gemischt. Zu unterst lag das Gebälk eines Stadels, und das Heu, das er enthalten hatte, war vom Föhn weit herum verweht. Von den drei Kühen, den Bewohnern der Hütte, hatte man erst eine, arg zerschlagen, gefunden.

IV.

Acht Mann, je vier und vier abwechselnd, trugen Christian Eichers Sarg, und aus jedem Hause zu Stägen gaben sie ihm das Geleite. Noch selten war ein so großer Leichenzug ins Tal hinabgestiegen, und beim großen Ahorn am Weg schlossen sich ihm noch zwei Dutzend Männer an, die den weiten Weg von Elbligen herüber nicht gescheut hatten.

Die Enziane glänzten am Bord, und an den Schrunden nickten die Frühblumen im Wind; die Vögel sangen in den Büschen, und die Sonne spiegelte sich in den fernen Gletschern und Schneefeldern.

Benz ging neben dem Alpvogt her, und zwischen den beiden und dem Sarge schritten, als nächste männliche Anverwandte, Ulrich und Hans, die zwei Söhne des Toten. Der Alpvogt war von der Behörde zum Beistand der Witwe bestellt worden, ein stiller, ehrbarer Mann, von dem selten einmal die Rede war in Stägen.

Der Pfarrer las am Grabe das gedruckte Gebet, rühmte dann die Rechtschaffenheit des Toten und sprach eingehend darüber, wie eines jeden Stunde unversehens kommen könne. Dann spendete er, wieder aus seinem Buch, den Hinterlassenen Trost aus der Verheißung, daß sie im Jenseits mit ihrem Gatten und Vater eine ewige Wiedervereinigung feiern werden. Hierauf klappte er das Buch zu und betete das Vaterunser. Benz dachte an die Worte und an das vom heiligen Glauben und unwandelbarem Hoffen erleuchtete Gesicht, mit dem Marei ihren Kindern denselben Trost gespendet, und dabei sah er höhnisch nach dem gleichmütigen Antlitz des Pfarrers hinüber.

Nun trat noch Ulrich Aaregger an das Grab, sicher und fest, als der geborene Redner. Mit klaren Worten lobte er den Hingeschiedenen, gedachte aber auch der Witwe und der Waisen, die ihren Beschützer und Ernährer verloren. Sein scharf geschnittenes, glattrasiertes Gesicht wandte sich ihnen zu bei diesen Worten: «Um, ihren Brüdern und Schwestern in Christo, liegt es ob, sie vor Mangel des Leibes und Irrwegen des Geistes zu bewahren, wie stets die Christengemeinde sich der Witwen und Waisen angenommen hat», rief er zum Schluß.

Benz trippelte ungeduldig von einem Fuß auf den andern bei der Rede seines Vetters, sagte aber kein Wort, nicht einmal zum Alpvogt, der neben ihm stand.

Die schönen Reden waren verklungen, und der Alltag trat in sein Recht.

Was es heißt, als schwaches, wehrloses Weib allein dazustehen, sollte trotz ihrer unerschrockenen Natur Marei bald erfahren, und ebenso, was es mit den Worten Christenpflicht und Nächstenliebe für ein Bewandtnis hat, wenn sie in die Tat umgesetzt werden sollen.

Zuerst kam Probst vom Hergi, dessen Äckerlein mit dem der Witwe Eicher zusammenstieß, und wollte marchen. Marei wies ihn an den Alpvogt; aber Probst ging allein hin, und steckte die bereitgelegten Holzpflöcke in den Boden. Vordem hatte jede Partei gewußt, wo die Grenze lief, auch ohne Merkzeichen; aber jetzt wollte Probst sie ausgesteckt sehen. Benz ging am Nachmittag zufällig vorbei, als Probst mit seinen verrebelten Kindern auf seinem Acker herumhantierte. Er sah sich die Pflöcke an, maß mit den Augen ab, und rief dann hinüber: «Probst, dein Ackerstück ist über Nacht gewachsen, wenn diese zwei Späne die March sein sollen!»

Probst kam heran.

Benz deutete gut zwei Fuß innerhalb der Pfähle über den Acker: «Da geht die March, wenn du schon die Furche fast verebnet hast – –»

«Was sagst du?»

Aber statt einer Antwort zog Benz wütend den Pfahl aus, und hielt ihn dem Probst vor die Augen. «So weit ist's also gekommen hier oben, daß einer nicht einmal mehr die March achtet und Grund und Boden stiehlt! Ins Gefräß schlagen sollte man dir das Galgenholz da!»

Obwohl jünger als Benz, getraute sich Probst doch nicht an ihn. In weitem Bogen flog der Pflock in eine Weide hinaus, und Benz ging hinüber zu Gemeinderat Zumbrunn, dem er die Sache hitzig auseinandersetzte.

«Sollen sich selbst wehren, die fremden Bleger», gab der zum Bescheid und lachte. «Ich will nicht einen Einheimischen schmälern helfen zum Nutzen der zugewanderten Fötzel.»

Als Benz seines Weges zurückging, war der zweite Grenzpfahl auch verschwunden; aber die Steine aus Probsts Acker lagen versäet auf dem der Marei Eicher, und unten im Sewiboden redete Probst mit wütenden Gebärden auf zwei Stägener ein, von Zeit zu Zeit nach dem Acker heraufdeutend. Sogar der Alpvogt, der andern Tages kam, schien vom Recht Probsts überzeugt; denn allenthalben tönten dessen Klagelieder über die erlittene Unbill. «So etwas hätte der Zimmermann nicht getan. Und dem Fraueli wäre es besser, still und redlich seiner Wege zu gehen, statt Unrecht zu tun und Streit zu säen», hieß es überall. Man begann die im Waldegg zu meiden, als Benz links und rechts Händel wegen der Marchgeschichte anfing und tat, als hätte er ihr Recht und ihre Ehre auch zu hüten.

Aber wo es anging, unfreundlich gegen sie zu sein, ohne sich selbst einem Zank auszusetzen, oder ihr so ganz im Dunkeln einen Stein in den Weg zu legen, da bekam Marei die Nächstenliebe zu spüren.

Zudem hatte der Alpvogt mit Ulrich Aaregger Mißhelligkeiten der Lohnrechnung wegen. Nach Mareis Meinung gehörten ihr noch sechs Tagelöhne von Eichers

Arbeit bet, während Aaregger alles bezahlt haben wollte, und ein Papier vorwies, unter dem Christian Eichers Name zur Quittung stand. Da war nichts zu machen.

«Natürlich, das gleicht dem besessenen Himmelhund, der so schöne Sprüche machte beim Begräbnis. Mit der Bibel totschlagen sollte man ihn!»

Also und noch viel ärger tobte Benedikt Aaregger; aber das besserte auch nichts an der Sache, die gar nicht sicher und entschieden war, ausgenommen eben bei Benz, der allenthalben seine Meinung darüber sagte.

Das mußte wieder Marei büßen; denn nun hieß es, sie haben abermals fremdes Gut begehrt. Und überdies sei es seltsam, daß Benz dermaßen für sie weible, nachdem er doch mit Christen in Mißhelligkeit auseinandergegangen.

So trug es sich mit vielerlei Umständen zu, daß der Wind die Saat schöner Worte bald verwehte, die über das frische Grab Christian Eichers hingestreut worden war, und aus welcher als liebliche Blume die Nächstenliebe und als Frucht die Hülfsbereitschaft für die Witwe und die Waisen hätten aufgehen sollen. Dafür wucherten außer dem jahraus jahrein blühenden Neid die Mißgunst, die Habsucht, und der dickköpfige Haß gegen diejenigen, deren beiderseitige Ahnen nicht auf acht Glieder zurück in der Kirche von Gletschbach getauft worden waren. Des Teufels Unkraut schlang sich selbst um die Kinder.

«Was braucht der Hans ein Schnitzler zu werden! Der kann Knecht sein, wie anderer Leute Kinder auch. Der Geißbauernbub braucht nicht so hohe Sprünge zu machen!» hieß es. Die Sache wurde sogar in der Waisenbehörde zur Sprache gebracht, mit der Begründung freilich, die Schnitzlerei sei dermalen eine ziemlich brotlose Kunst, und die Gemeinde habe schon genug Hungerleider zu unterstützen. Außerdem sei ruchbar, welch unfleißiger Kirchengänger Elias Marti, der künftige Lehrmeister, sei, und somit stünde auch des Knaben Seelenheil in Frage. Das hatte Aaregger vorgebracht.

Diesmal fluchte Benz nicht, als ihm ein Schadenfroher diese bedenklichen Dinge zu Ohren trug; aber des andern Morgens, als die Hähne krähten, ging er mit Hans den Sewiboden hinab, ein jeder ein Bündel auf dem Rücken, und im Waldegg wischte sich die Marei die Augen hinter dem Fenster. Sie öffnete es nicht, damit dem zurückschauenden Buben das junge Herz nicht noch schwerer werde.

Es war ein wunderschöner Maimorgen, und der Tag brach eben an den Himmel. Der fahle Schein spiegelte sich in den Fenstern des Vaterhauses, als sich Hans zum letztenmal umwandte. Die Vögel sangen und schwatzten in die Morgenstille hinaus, und um die Spitzen der aus grauer Dämmerung ragenden Berge spielte ein matter, goldiger Schein. Rotbesäumte Wölklein kamen aus dem Schimmer, der hinter der Jungfrau mählich und immer mehr den Himmel erhellte; sie eilten dahin, als wären

sie Boten, die dem Mond noch etwas auszurichten hätten. Der stund müde und blaß im Westen über einem bewaldeten Bergzug, als ginge er, dort seine Ruhestatt nach der Nachtwache aufzusuchen.

Aber Hans sah von all der Morgenpracht nichts; er blickte ernst auf den Weg vor den Füßen, und das Herz war ihm über die Maßen schwer. So lange der Vater lebte, hatte er sich diese Reise in die Welt hinaus so schön und mutig ausgemalt, und nun glaubte er, von allem Abschied nehmen zu müssen auf immer. Es tat ihm ordentlich wohl, sich seine eigene Verlassenheit und jene von Mutter und Geschwistern recht traurig auszumalen. Aber als Benz auf der Wirtenenbrücke im Tal unten seinen Rucksack auspackte, Brot und Käse schnitt und die Milchflasche dazu stellte, überredete der leichte Magen das schwere Herz, mitzutun, und über der leiblichen Stärkung versiegten die heimlichen Tränen, die sich ab und zu über seine Wangen gestohlen hatten.

Der Gletschbach wehte einem riesigen Schleier gleich im Morgenlicht zu Tal, und sein Rauschen drang zu den beiden Auszügern herüber trotz des Gurgelns und Gischtens der Wirtenen, welche hellgrün unter der Brücke durchfloß und sich mit weißen Schaumkämmen tausendfach an Steintrümmern brach, die sie sich im Mutwillen in ihr Bett gewälzt hatte.

Mit hellem Klingeln fuhr der Postwagen talabwärts; da brachen auch sie auf, und Hans empfand nun doch etwas wie Mut zu seinem ersten Schritt in die Fremde.

Der Weg führte aber von Gletschbach nicht nur so geradaus in die Welt, und es wußte einer, der ihn zum erstenmal ging, eigentlich selten auf fünfzig Schritte zum voraus, welche Seitensprünge und Winkelzüge ihm hinter der nächsten Biegung bevorstanden. Immerhin war es ein braves, gutes Sträßlein, wie die gnädigen Herren von Bern ihren lieben Untertanen solche in jeden weltvergessenen Winkel hatten bauen helfen, und wie sie Staat und Gemeinden noch heutzutag unterhalten – sollten. Nun, seitdem die Kutscher vom See her jeden Sommer so und so viel Fremde ins Gletschbachtal hinaufführten, und diese ziemliches Geld zurückließen, hatte der Wegmeister ein Einsehen. Er war der Bruder des Bärenwirts in Gletschbach und der Schwager Zurbuchens, der halbwegs zwischen Gletschbach und Rotenbalm auf einer Anhöhe die Pension Alpenblick erbaut hatte. Dem Zuspruch dieser beiden war es zu danken, daß die Straße jetzt schon im Herbst mit Kies überführt wurde, statt erst gegen das Frühjahr. So brauchten im Sommer die Wandersleute nicht mehr über faustgroße rutschende Steine dahinzustraucheln, und der Weg war nicht nur Fremden, sondern auch Einheimischen geebnet; das Wunder war vollbracht, – eigentlich durch die Fremden.

Breit war das Sträßchen immerhin nicht, und es mußte sich mit der Wirtenen in den oft schmalen Einschnitt teilen, den ihre Wasser im Laufe undenklicher Zeiten aus

dem Felsen gewaschen hatten, welche zumeist auf beiden Seiten anstiegen und nur den Tannen und Gebüschen ein Fortkommen an ihren Abhängen erlaubten. Doch öffnete sich zuweilen links oder rechts ein Seitentälchen, aus dem ein übermütiges Bergbächlein dahergetollt kam, schwatzend und murmelnd, bis es mit der Wirtenen vereint die Reise in die Welt hinaus fortsetzte. Da erweiterte sich dann das Engtal zumeist zu einer Wiesenfläche, auf der sich braune Häuschen um ein Kirchlein scharten.

Die beiden Wanderer maßen mit ausgiebigen Schritten Stunde an Stunde, und neben ihnen eilte die Wirtenen einher. Über den fernen tannenbewachsenen Bergzügen blinkten die vereisten Gipfel hinter ihnen in den blauen Himmel empor und zu ihnen herüber, bald der, bald jener, je nach der Richtung, die das Tal einschlug. Oft auch war nichts zu sehen als Flühe und Wälder.

Die Einförmigkeit der Wanderschaft abzukürzen, erzählte Benz seinem Weggefährten dies und das, nannte ihm die Namen der Dörflein und Berge und sagte schließlich: «Und nun mußt du auch noch wissen, wie es den Ersten erging, die nach Gletschbach kamen, als es noch eine Bergwüstenei war. Ich habe das Geschichtlein früher oft erzählen hören, wie solche uralten Kundschaften in meiner Jugend noch von manchem Ort in Umlauf waren und im Winter an den langen Abenden erzählt wurden. Geglaubt hat sie zwar nicht jeder; aber man hörte sie doch gern.

«Ein paar Jäger waren also mit Spieß und Pfeilbogen vom See her ins Tal heraufgekommen, um einen Gemsbraten zu erjagen. Sie stiegen und stiegen, sahen Rudel an Rudel auf den kleinen Waldmatten weiden, und aus dem Jagdzug wurde eine Entdeckungsreise; denn noch nie war einer da oben gewesen. Da wo heute Stägen ist, machten sie ein Feuer und brieten eines der erlegten Tiere. Aber wie sie nun gemütlich von dem saftigen Braten aßen und unter sich das reiche Jagdgebiet lobten, auch in Erwägung zogen, wie gut sich da leben ließe, kam ein seltsamer Mann mit weißem Bart daher, der rief ihnen zu: «Gott g'segn' es!» Sie dankten, und einer hielt ihm ein schön braunes Stück hin.

«Aber der Alte schüttelte den Kopf und sagte: «Da ihr nun einmal da seid und auch wieder kommen werdet, so wollen wir für alle Zukunft uns ehrlich und redlich vergleichen. Denn mir gehört der Berg da von allen Zeiten her und auf alle Zeiten hinaus, beiderseits hinab in die Täler; jenseits, über die andern Berge, sind wieder andere aus unserm Geschlecht gesetzt. Gebt nun wohl acht auf das, was ich euch sagen will; denn dabei bleibt es: Ihr könnt also mit Weib und Kind herkommen, wie ihr es vorhin abgeredet habt, und eure Hütten bauen und Wald ausreuten zu Weiden für euer Vieh. Aber soweit im Frühling die Lauenen reichen, das bleibt meinen Tierlein vorbehalten. Und wer von euch und euren Nachkommen den Bergen einen Schimpf antut, der soll mir verfallen sein mit Gut und Blut, mit Leib und Seele. Seid ihr's zufrieden so?»

«An Gemsen war Überfluß; warum sollten sie die erste Bedingung ausschlagen? Und auf welche Art und aus wes Grund könnten sie oder ihre Nachkommen den Bergen einen Schimpf antun? So wurde der Vergleich durch Handschlag abgemacht. Die Hand des Alten war anzufühlen wie Gletschereis, so daß ein jeder sie eilig wieder fahren ließ, wenn er sie zum Bündnis gedrückt hatte.

«Den Berg, über welchen sie solche Gerechtsame so billig erlangt hatten, tauften sie später das Morgenhorn. Sie zogen in aller Stille aus und sagten keinem, welche reiche Gegend sie gefunden hatten. Das macht der Mensch ja meistens so, daß er keinem andern etwas gönnt, wenn er zu Überfluß gekommen ist. Kam aber doch zufällig einer daher, so jagten sie ihn fort, und als das später nicht mehr so leicht ging, so sorgten sie dafür, daß er von selber wieder auswanderte. Das ist ihnen bis zum heutigen Tag nachgegangen, obwohl bei ihrer Fruchtbarkeit der ehemalige Überfluß längst bei den meisten in kleine Stücklein Mangel ausgeteilt wurde. Die Bären und Murmeltiere, die Adler und Steinböcke haben sie dem Alten getötet, und den Gemsen ging es nur deshalb nicht so, weil sie sich für das Jagdvergnügen etwas aufsparten.

«Sie wären also dem Alten vom Morgenhorn verfallen; aber er will sie auch noch den zweiten Vertragspunkt brechen lassen, und darum hat er das Fremdenwesen ins Tal gebracht. Steht einmal, wie manchenorts, dort oben eine Teufelskaserne neben der andern, dann kann's losgehen. Den Anfang hat nun Uli Aaregger im Steinbühl gemacht – –»

Hie und da fuhr eine Kutsche taleinwärts an ihnen vorbei, und bewundernde Ausrufe der Insassen begrüßten die blitzenden Berggipfel in der Ferne.

«Die haben es doch schön –» sagte Hans einmal.

«Eben, da haben wir's! So denkt oder ruft ein jeder. Den Neid und die Unzufriedenheit über das schmale eigene Leben säen sie unter uns, und in Gletschbach fängt schon da und dort bei Jungen und Alten das Herumstreichen nach leichtem Verdienst und damit das Saufen an.»

Nach einer letzten Wendung des Weges breitete sich jenseits grüner Matten ein blauer See in der Mittagsonne vor ihnen aus und spiegelte die Berge wieder, die ihn einschlossen. Ein Dampfschiff führte sie ans andere Ufer hinüber, und auf dem Schiff erging sich ein Schwarm von Fremden, aus dem es in allen Sprachen rief und schwatzte. Denn der Fremdenstrom ging bei dem herrlichen Wetter schon ziemlich hoch.

Ein weißes Kirchlein mit hohem Turm schimmerte aus mächtigen, frisch belaubten Ahornbäumen über die braunen, freundlichen Häuschen hinweg, die sich vom Seeufer bis zu ihm hinanziehen und mit den blumenreichen Gärten vor den Fenstern gar freundlich aussehen. Die Sonne glänzte auf dem See, und dieser warf die goldenen Strahlen hinüber in die hellen Fenster, daß sie leuchteten wie kleine Spiegel in brau-

nen Rahmen. Denn die Wände der Häuser waren braun, bei den älteren fast schwarz von Wettersturm und Sonnenbrand.

Ganz nahe bei der Kirche wohnte Elias Marti. Auf dem Dach seines Hauses hatte sich neben den mächtigen Steinen etwas Moos und Gras angesiedelt; sogar ein Löwenzahn blühte stolz auf dieser Höhe, und Elias Marti ließ ihn ganz unhaushälterisch gewähren, hatte vielleicht sogar seine Freude dran. Zwischen den Fenstern und der ausgeschnitzten Laube zog sich eine verschnörkelte Inschrift, die also lautete:

Wenn einer kommt und sagen kann,
Er hab' allen Leuten recht getan,
So bitt' ich den geschickten Herren,
Er mög' mich seine Kunst auch lehren.

Elias Marti und seine Frau nahmen die Ankömmlinge mit offenen Armen auf, indes die Kinder neugierig aus den Ecken nach Hans herüberspähten und ihre Blicke fragten: Was bist du für einer und wie werden wir's zusammen halten?

Dem aber ging das Herz auf, als er nach gutem Mahl in der Werkstatt die Bären, Gemsen und Adler, sowie allerhand sonstige kunstreiche Sachen sah und daran dachte, daß ihm dereinst auch solche Dinge gelingen würden.

V.

Des andern Morgens beim Abschied drückte Benz seinem Schützling ein Stück Sackgeld in die Hand und ermahnte ihn: «Jetzt kopfoben, Bürschlein; stell' dich bra, damit wir recht behalten, wenn sie maulen zu Stägen!»

Am andern Seeufer holte Benz einen Fuhrmann ein, dessen schwerbeladener Wagen dem Gletschbachtal zuknarrte.

«He Fritz, solltest dein Räderwerk schmieren; es schreit deinen Geiz in alle Ohren», rief er ihn an.

«Ist fast nicht mehr der Müh' wert mit dem Karren», gab der zurück; «ich kann bald Pfannenbeine daraus machen.»

Seit dreißig Jahren führte Fritz die Güter für das ganze Gletschbachtal. Zuerst hatten sie die Fuhrleute oder die Schiffer von unten herauf nach Rotenbalm gebracht; seit einem Jahrzehnt kamen sie mit der Bahn. Das hatte für ihn an der Sache nichts geändert, als daß er die Ballen, Kisten und Fäßlein jetzt beim Bahnhof auflud, statt wie früher beim Kaufhaus oder an der Schifflände.

«Ja ja, den Schimmel und den Fuchs kann ich bald auf Abbruch verkaufen, und mir selbst das Maul vernähen lassen», fuhr er in seiner Unterhaltung mit Benz fort; «gestern haben sie in Bern die Bahn ins Gletschbachtal bewilligt – –»

Benz stand still und nahm die Pfeife aus dem Mund, als müßte er auch mit dem hören und sehen. «Wer hat's gesagt?!»

«He, wer wird's gesagt haben? Zu Rotenbalm haben sie gestern abend geschossen, wie nicht gescheit, und wer keine Fahnen hat, hängte heute Morgen einen großen Nasenlumpen zum Fenster hinaus. So wenigstens sahen einige der Fetzen von weitem aus. Alles war verrückt, und die Musik spielte in den Straßen.»

«Die verfluechte Cheibe! Ganz hinterrücks, ohne ein Mückschen zu machen, haben sie die Geschichte also wieder aufs Tapet gebracht! Du weißt noch, was das für einen Spektakel gab vor sechs Jahren, als die Zürcher Börseler ihre Landmesser schickten, um die Bahn zu studieren! Darumal ging's mit Pauken und Trompeten bachab, und die Steckengucker pressierten nicht übel mit Heimlaufen! Die verfluechte Cheibe! Jetzt sind sie ganz still zur Hintertür wieder hereingeschlichen und haben die Wurst aus dem Kamin geholt. Ja, ja, große Herren und Füchse, 's ist alles eins! Da wird bei einer guten Flasche abgekärtelt und ausgemacht, was ihnen in den Kram paßt, und die geschwollenen Sprüche sind dann bald gefunden, mit denen man sich noch obendrein den Dank des Volkes ergattert. Das schießt und holeiet, als sei ihm das größte Glück widerfahren, und wenn einer recht zusieht, haben doch ein paar Große den Vogel für sich geschossen.»

«Sie sagen halt, heutzutag müsse eine Gegend eine Bahn haben, wenn sie vorwärts kommen soll, besonders da, wo man das Fremdenwesen fördern will. Und das geht doch ganz anders ins Geld, als das bißchen Bauernwirtschaft», wandte der Fuhrmann unsicher ein.

Derart räsonnierten sie des Weges dahin; da und dort lud Fritz ein Stück seiner Fracht ab. Bei Zurbuchen sah es aus, als wäre Gemeindeversammlung. Die Gaststube im «Alpenblick» war angefüllt mit Männern aus der ganzen Gegend, welche rauchten, bedächtig tranken, laut über die Bahn schwatzten und mitunter zankten. Denn die unverhoffte Botschaft war schon am Abend vorher eingetroffen.

Ebenso war es in Gletschbach. Der Gemeindspräsident ging im Sonntagsstaat über den Dorfplatz. Vom Kirchturm wehten eine weiß-rote und eine schwarz-rote Fahne. Ein paar Fremde schauten zu den flatternden Wimpeln empor, und der Sandwegmichel suchte ihnen in seinem besten Gletschbach-Schriftdeutsch begreiflich zu machen, was das zu bedeuten habe. Aus der halboffenen Gastzimmertür im Bären drang Johlen und Schwatzen und das Gedudel einer Harmonika.

Benz ging unverweilt seines Weges weiter und grüßte keinen von den vielen, die in eifrigen Erörterungen begriffen vor den Häusern beisammen standen.

Ein lauer Wind fuhr stoßweiße taleinwärts, und die Sonne blickte matt auf eine Herde von vielen tausend Wolkenschäfchen. Die Berge waren greifbar nahe, und jeder ferne Gletscherschrund zeichnete sich hart und scharf ab. Das Donnern des Gletschbaches drang bald laut und voll zu Benz herüber, als er bergan stieg, bald verwehte der Wind das Brausen beinahe. Das Kirchlein lag jetzt tief unten, und die beiden Freudenwimpel schlenkerten den einen Augenblick wagrecht in die Luft hinaus, den andern hingen sie schlaff am Turm herunter. Benz hatte sich ausruhend auf einen Stein am Wege gesetzt und blickte ärgerlich nach den unschuldigen Stücklein Tuch hinüber. Auf einmal huschte ein vergnügter Schimmer über sein Gesicht. Die nächste Stunde schon mußte die Fähnlein gründlich begießen; denn schon fielen ein paar große Tropfen, und das war ihm wenigstens ein gelinder Trost.

Aber im gleichen Augenblick schossen von einem Felskopf drüben, hoch über dem Gletschbach, drei weiße Wölklein auf, denen bald drei Böllerschläge folgten. Das Echo hallte vielfach wieder und erstarb in fernem Grollen, als es schon wieder aufblitzte. Da stieg Benz eilig bergan.

Auch in Stägen sprach man von der Bahn, und die Gemeinderäte Aaregger und Zumbrunn hatten klar und deutlich nachgewiesen, welchen Nutzen sie dem Tal und somit auch für Stägen bringen werde. Das Schießen von Gletschbach her tönte also auch hier oben manchem gar nicht so unangenehm; während andere fluchten und behaupteten, es sei keine Religion mehr im Land und man öffne den fremden Fötzeln Tür und Tor.

Die Neuigkeit gab überhaupt so viel zu reden, daß darob das Waldegg und die Entführung des künftigen Schnitzlers gar nicht beachtet wurde, und niemand sich ernstlich darum kümmerte.

«Es ist viel gemacht von Aaregger im Steinbühl, daß er die riskierte Sache mit dem Fremdenwesen angepackt hat. Denn der Anfang ist schwer und verlustbringend, und er leistet ein großes Opfer für Stägen, daß er das auf sich nimmt. Man denke, was das kostet, jeden Sack Kalk und Sand und die Ziegel von draußen hereinführen, von Gletschbach heraufbuckeln zu lassen, kurz alles, was es zu einem so schönen Haus braucht, ausgenommen das Holz und die Bruchsteine! Von dem feinen Hausrat wollen wir gar nicht reden.»

So belehrten einige die andern und berichteten damit weiter, was Aaregger selbst hatte durchblicken lassen.

Das Heraufträgen aller der vielen zum Bau und zur Einrichtung nötigen Dinge hatte ein schönes Stück Geld gegeben in einer Zeit, die sonst recht mager war; viel Tagelöhne waren an Maurer, Handlanger und Zimmerleute gekommen, und sie

alle bewahrten dem Steinbühler dafür eine gewisse Dankbarkeit und waren auch nicht müßig, ihr Ausdruck zu geben. Und mit dem Goldbächlein, das Aaregger, alle Mühe und Gefahr allein tragend, nach Stägen leiten wollte, mußte es doch etwas auf sich haben. Das sah man am besten am Bärenwirt in Gletschbach, den vordem stets die Schulden hatten fressen wollen, und der jetzt, seitdem die Fremden immer zahlreicher kamen, auch jedes Jahr mehr abzahlte, so daß schon eine Bresche in die zweite Hypothek auf seinem Anwesen gelegt war.

Das Geschwätz und die Zukunftsmusik wegen der Bahn, die augenscheinlichen bisherigen Erfolge derer im Tal, und die Zeitungsartikel, welche von Hand zu Hand gingen, stimmten manchen Zweifler nachdenklich und unsicher und erschütterten die Abneigung gegen die fremden Pilgerzüge, welche bereits wieder recht zahlreich den Berg heraufkamen.

Das rote Dach des Steinbühl-Hotels hob sich jetzt scharf ab von dem dunkeln Tannenwald; und auf dem Vorplatz ergingen sich die ersten Gäste.

Als es gegolten hatte, Kalk und Sand aus dem Tal heraufzuferggen, hatte Aaregger die Träger mit der Aussicht getröstet, im Sommer gebe es Fremdengepäck zu besorgen; das zahle sich dann besser und sei leichter. So hatten sie sich in den magern Lohn gefügt. Aber nun die Fremden kamen, schickte Aaregger seine eigenen Knechte als Träger zu Tal, und das stach wieder manchen, der auf Glücksfälle gehofft hatte, wie Bachmichel einen erlebte mit seinen Engländern. Aber das Murren dieser wenigen Enttäuschten verlor sich in dem Wohlwollen, dessen sich Aaregger bei andern erfreute. «Er hat euch ja auch für die andere Arbeit bezahlt», wurden sie beschieden. «Ja, aber schlecht genug», wehrte sich der Schneidertoni. Immerhin trug es sich nicht selten zu, daß Aareggers Knechte nicht alles bewältigen konnten und dann für den einen und andern ein Lohn zu verdienen war. Auf diese Zufälle wies Aaregger hin, wenn ihn einer an sein früheres Versprechen mahnte.

Unterdessen war der Tag der Alpfahrt gekommen; klar und duftig brach er an. Mönch und Jungfrau mit ihren Nachbarn zur Rechten und zur Linken schimmerten wundersam im Morgenlicht, und aus dem Gletschbachtal verzogen sich leichte Nebel. Die braunen Häuschen von Stägen blinzelten mit hellen Fenstern ins Frühlicht, und von den Scheuerlein und Ställen her klang die Harmonie der Kuhglocken und das eilige Gebimmel der Ziegenschellen. Die Tanse am Rücken, den Bergstock in der Hand, standen die Sennen vor den Häusern, festlich angetan mit ihren kurzärmeligen, rotgesäumten Westen, an denen die Knöpfe blinkten.

Feiertäglich war's in der Natur und um die Menschen; denn der Alpgang war da.

«Gott behüt' euch und das liebe Vieh!» rief es zum Abschied aus jedem Haus ihnen nach, wenn die stets wachsende Herde vorbeizog.

«Hüoh hü!» mahnten die Alpknechte in die Nachhut, und ihr Treibruf ging fast unter im hundertglockigen Geläute. Bedächtig und würdig schritt die Leitkuh den ihr so wohl bekannten Weg hinan, den blumengeschmückten Melkstuhl zwischen den Hörnern. Ein Rind wollte sich übermütig an ihr vorbeidrängen; sie wies es mit zornigem Hornstoß hinter sich.

«Ho ho, ho ho, Louba, Louba, hüo!» zog immer wieder der lange, scharfe Ruf der Sennen über die Herde hin.

An einer Biegung des Weges standen Fremde in städtischem Aufputz. Die Leitkuh stutzte einen Augenblick; da gaben sie ihr und der Herde noch mehr Raum. Stolz schritten die Alpknechte vorüber und musterten die zarten Gesichter am Wege mit unverhohlenem Selbstgefallen. Ein heller, trotziger Jauchzer klang über sie hin, eine verächtliche und stolze Herausforderung.

Höher und höher stieg der Zug; naschhaftes Jungvieh säumte bei duftenden Grasbüscheln oder humpelte müde hinternach und mußte immer wieder angetrieben werden.

Ulrich Eicher hatte die drei Kühe seines Meisters Benedikt Aaregger zu geleiten, und das hundertfache Klingen der Herdeglocken war ihm gar liebliche Musik. Vergnügt ging er neben den Sennen einher und achtete es nicht, daß sie sich wenig mit ihm abgaben.

Vom Eiger und Mönch donnerten die Lawinen in der Mittagssonne; das Silberhorn blinkte einem Kristall gleich, und um das Haupt der Jungfrau lag es wie ein duftiger Schleier.

Der Alpvogt kam der Herde bedächtig entgegen und lockte: «Ho ßä, ßä!» als ob es dessen noch bedurft hätte. Er streichelte die Leitkuh und kratzte ihr das Ohr. Eingedenk früherer Spenden schnupperte sie an seiner umgehängten Ledertasche, ob nicht eine Handvoll Salz für sie darin sei.

Die Wassertröge waren sauber ausgewaschen, das Milchgeschirr stund blank in Reih' und Glied in der Hütte, und das Vieh wurde auf die Weide getrieben. Da wollte Aareggers Knecht vom Steinbühl Ulrich Eicher, den Neuling, mit seinen drei Schutzbefohlenen in ein mageres Viertel verweisen, und darob entbrannte zwischen ihnen ein Streit.

«Schweig', fremder Fötzel!» schrie der Knecht auf den jungen Burschen ein.

«Sag' mir das noch einmal!» forderte ihn Ulrich heraus und trat vor ihn hin.

«Fremder Fötzel! Hungerleider!»

Da sauste Ulrichs Faust in das Gesicht des Knechtes, und ein Kampf entspann sich, den der herbeigeeilte Bergvogt und ein Senn nur mit Mühe zu trennen vermochten. Ein jeder der Streithähne ging mit einem scharfen Verweis des Bergvogtes und tiefem Groll gegen den andern seines Weges.

Den Faustschlag mußte Ulrich Eicher im Laufe des Sommers hundertfach büßen.

Und nicht anders erging es seiner Mutter mit den bissigen Worten, die der Rain-Benz zur Wahrung ihres Rechtes ab und zu brauchte. Als kleine dornige Feindseligkeiten fielen sie auf ihr Haupt zurück, ohne daß Marei auf einen einzigen hätte weisen können und sagen: Der da hat mir ein Unrecht zugefügt!

Einmal lag ein Stück Zaun ausgerissen am Boden; ein andermal kam die Katze mit zerschlagenem Bein dahergehinkt, oder durch die Heuwiese war ein breiter Pfad gestampft. Da bat sie den Benz, ihretwegen keinen mehr zur Rede zu stellen oder zu verdächtigen. Sie fügte sich still in alles und zog sich zurück in ihre vier Wände, mehr noch, als sie es vordem getan hatte. Denn der Gegner war unsichtbar und übermächtig, und sie wollte seine Bosheit nicht mehr herausfordern.

So hielten endlich auch die andern einen leidlichen Frieden.

Es war ein herrlicher Sommer, und es ging nicht lang, so hatte Aaregger sein Hotel im Steinbühl voll Gäste.

«Mußt du ein Heidengeld verdienen, Uli!» forschte ab und zu einer neidisch an ihm.

«Hoho, ich will Gott danken, wenn ich ungeschoren davonkomme!» wehrte der eifrig ab. «Bedenk', nur schon das viele Fleisch, das fremde Gemüse, die Früchte, das Zuckerwerk, der Wein, alles kommt von auswärts und ist brandschwarz teuer. Nein, ich gäbe viel darum, ich hätte die Sache nicht unternommen. Aber einer mußte doch das Opfer auf sich nehmen und den Anfang machen», setzte er hinzu, und der Frager nickte und dachte: Er ist doch ein gemeinnütziger Mann.

Ein anderer war hartnäckiger und hielt ihm entgegen: «Aber sie zahlen ja, wenigstens einen Fünffränkler im Tag. Das ist doch schön Geld!»

«So so, das sagst du! Du weißt eben nicht, wieviel die einpacken von den teuren Sachen. Da ißt bei uns ein Handlanger wie eine Näherin im Vergleich mit denen. Mit dem, was so ein verrebelter Städter braucht, bis er angefüttert ist, könnte man einen jungen Bernhardiner fix und fertig aufziehen.»

«Paperlah, in den fadenscheinigen Bäuchen wird wohl kein Malter Platz haben!»

«He nun, so glaub', was du glauben willst», gab Aaregger verdrießlich zurück. «Aber wo bleiben dann noch die Zinsen vom Kapital, die Steuern, die Löhne, he?»

Da schwieg auch der Hartnäckigste und war froh, nicht in Aareggers Schuhen zu stecken. Und wirklich lief der umher mit einem Hiobsgesicht, jammerte und klagte, je näher der Herbst kam, und es wurde ruchbar, daß er Geld aufnehmen mußte, um die Lieferungen und Zinsen fertigzuzahlen.

Darob hatte Benz seine große Freude, die einzige seit langer Zeit. Unrecht Gut gedeihet nicht, und wenn er einmal vergantet wird, so möchte ich das auch noch erleben, schmunzelte er.

Im Oktober kam Hans einmal auf Besuch, frisch und munter. Er hatte viel Rühmliches von seinen Meisterleuten zu erzählen, nicht weniger auch von seinem Beruf, und als erste Werkstücke kramte er dem Benz eine geschnitzte Pfeife, der Mutter ein Nähkästchen mit eingeschnittenen Blumen. Das trug ihm freundliche Worte der Aufmunterung ein, die auf sein Herz fielen, wie warmer Maienregen auf die durstige Erde, daß es darin aufging und blühte von kühner Zukunftshoffnung, wie in einem reichen Blumengarten. Denn oftmals, wenn er die Kunstfertigkeit anderer sah und seine Unbeholfenheit daneben hielt, zweifelte er verdrießlich an seinem Können. So freute ihn das Lob über die Maßen, das die Mutter und Benz ihm spendeten; denn für ihn waren sie mit Elias Marti die gescheitesten Menschen, die er kannte. Überdies zahlte ihm Benz die Pfeife beim Abschied mit einem guten Stück Sackgeld, das in seiner Tasche hell und schön gegen die paar Batzen klingelte, mit denen ihn die Mutter knapp hatte bedenken können.

War Hans den Sommer über aufgegangen an Leib und Seele wie eine viel verheißende Knospe, so hatte es sich den Sommer über um seinen Bruder Uli gelegt wie kalter Novembernebel, in den sich kein Blättlein oder Trieb von seinem jungen Herzen hinauswagen mochte. Verschlossen und wortkarg tat er seine Pflicht, war nicht vergnügt und nicht unzufrieden. Er ließ sich auch selten anmerken, was er dachte oder wie er sich zu einer Sache stellte. Wurde er aber einmal geradeaus gefragt, so sagte er bündig seine Meinung und bewies in allem einen haushälterischen Sinn.

Marei wußte sich die Verschiedenheit in der Art ihrer beiden Buben nicht zu deuten. Benz, dem sie einmal davon anfing, zuckte die Achseln und sagte: «Nun ja, mir scheint, der Uli wird ein Stägener mit der Zeit und der Hans ein Unterländer, wie auch Emma, die Kleine.»

Benz war seit der Alpfahrt jeden Morgen und Abend gekommen und hatte die Geißen besorgt. «Das habe ich dem Uli erlaubt, und da er zu Berg ist, so mache ich's», beharrte er, wenn Marei ihm die Obliegenheit abnehmen wollte. «Ich habe ohnehin Freude am Stallhansen.»

So ging es auch in anderen Dingen. Benz war immer da und hülfreich bei der Hand, und wenn Marei ein Lob- und Danklied zu seinen Ehren anstimmen wollte, so fluchte er ein Sätzlein als Begleitung dazu.

So ging es mit Gottes und Benz Aareggers Hülfe, wie Marei sagte, im Waldegg auf schmalem Weg, an dem auch die Dornen nicht fehlten, leidlich in den Winter

hinein und auch wieder dem Frühjahr zu, ohne daß eines Hunger und Mangel hätte leiden müssen.

VI.

Sobald die Frühlingssonne die Hauptmacht des Winters besiegt und der Föhn auch dessen Nachhut verjagt hatte, waren die vielen hundert Arbeiter, meist Italiener, da und dort im Tale unten wieder am Bahnbau. Dumpf rollten die Schüsse, unter denen Felsen stürzten, so oft und gleichförmig, daß niemand mehr darauf achtete. Hie und da kam auch die Kunde, es sei wieder einer verunglückt. Schon keuchten kleine Lokomotiven mit Rollwagen hin und her, und ihr Pfiff schnitt scharf in die Bergesstille, daß die Vögel in Baum und Strauch einen Augenblick ihr Singen und Schwatzen unterbrachen, einander fragend ansahen und die Köpflein horchend nach links und rechts wandten. Aber sie gewöhnten sich an den Mißton, wie die Menschen.

Im Herbst ließ Aaregger wieder viele Klafter Steine rüsten und Bauholz fällen.

«Jetzt probiere ich noch das, was mir ein Fachmann unter meinen Gästen angeraten hat. Ich baue einen Flügel an, damit ich mehr Fremde nehmen kann. Kommt's gut, so kommt's gut, sonst bin ich ja ohnehin bald ein ruinierter Mann. Und meinen Ältesten schicke ich in die Lehre in ein Hotel, damit er Bescheid lernt, obwohl das wieder schweres Geld kostet. So wie bisher könnte es nicht weiter gehen.» Es schienen nicht Flausen, mit denen Aaregger seinen stutzig gewordenen Mitbürgern derart sein neues Bauunternehmen erläuterte, und auf seinem Gesicht lag der bittere Ernst; Bürgschaft für ein neues Baukapital hatte er mit Müh' und Not zusammengebracht, und die, welche sie ihm zugesagt hatten, taten es einerseits aus Mitleid, anderseits und hauptsächlich aber, weil ihnen doch die guten Verhältnisse Aareggers und seine Ausdauer eine gewisse Gewähr, eine Art Rückversicherung waren.

«Gut Ding will Weile haben, und aller Anfang ist schwer», trösteten sie ihn sogar.

Wer sich kein Wort von den umlaufenden Gerüchten entgehen ließ, war Benz. Der Teufel hat zuerst den kleinen Finger genommen, dann Hand und Arm, und bald wird er den ganzen Steinbühler in seinen Ofen stoßen. Und die Bürgen damit», tröstete er sich und sah diesmal den Vorbereitungen zum neuen Bau im Steinbühl mit Wohlgefallen zu. Sie wurden eifrig betrieben den Winter über; aber die Sand- und Ziegelträger verlangten jetzt einen rechten Taglohn und wollten sich nicht mehr mit Versprechen abspeisen lassen.

Als der Mai kam, ward im Steinbühl aufgerichtet und im Tal die neue Bahn eingeweiht.

Noch nie hatte Gletschbach eine Feier gesehen wie die, welche der Pfiff der Lokomotive eröffnete. Vom Kirchturm klangen die Glocken in die sonnige Luft hinaus; die Häuser an der Dorfgasse waren beflaggt und bekränzt, und was an Dichtkunst zu Gletschbach bis jetzt ungeahnt im Verborgenen geschlummert, war auf einmal erblüht in Sprüchen und Reimen, welche die Triumphbogen und die Haustüren zierten. Die Schulkinder und die Gemeindebehörden standen im Sonntagsstaat am Bahnhof, und aller Augen leuchteten der Maschine entgegen, die unter dröhnendem Keuchen den Zug über die letzte Steigung heranschleppte. Ihr Lärmen hatte bisher das lustige Stücklein übertönt, das eine mitreisende Blechmusik zum besten gab, und erst als sie mit befriedigtem Cho cho cho, cho cho cho auf ebener Bahn in die Halle glitt, kam ein mächtiger Tusch den Harrenden zu Ohren. Da reckten sich rufende Köpfe und winkende Hände aus den Fenstern, und ein allgemeines Schäumen und Lärmen der Festesfreude überschwemmte einen Augenblick das wohlgeordnete Programm. Im Getümmel der Worte und Grüße schwang der Gemeindepräsident das Feldzeichen, einen blinkenden, ehrwürdigen Schützenbecher, aus welchem den Gästen der Willkommtrunk gereicht werden sollte. Hinter ihm standen ohne Zanken und Weichen im Gewühl der Sigrist und der Gemeindeschreiber mit schußbereitem gläsernem Rüstzeug, in dem rot, oder auch golden, die Sonne funkelte.

Das Glänzen des Feldzeichens entwirrte die Knäuel, und die Gletschbacher Hanse sonderte sich von den andern. Während nun der Becher freigebig vor jungen und alten Gesichtern seine Reverenz machte, spielte die Gastmusik ein kriegerisch Stücklein, und als sie damit fertig war, sang die Schuljugend: Heil dir, Helvetia – –

Über dieser hellen Fröhlichkeit lag rein und klar der Maientag. Der Wind blies den Rauch der ausschnaufenden Lokomotive abseits in eine verlorene Schlucht, damit er der Sonne keine der feierlichen Begebenheiten verdecke, aus denen sich das Fest zusammensetzte, wie ein buntes Bild aus farbigen Steinchen.

Die Männer mit Binden um den Arm und den ganz großen Rosetten auf der Brust stellten sich nun zu vieren hinter der Musik ein; die mit kleineren Abzeichen folgten ihnen, und hinter diesen flutete die Menge, wie sie aus der weitläufigen Talschaft zusammengekommen war. Ganz voraus, als Vertreter einer mit dem heutigen Tag anbrechenden ersprießlichen Zukunft, ward die Schuljugend gestellt. Da war nun viel Wunderns, Deutens und Zeigens. Denn so schön aufgeputzte Menschen, wie diese Musikanten, hatte man sein Lebtag nicht gesehen in Gletschbach. Das blinkte und funkelte von Goldschnüren und Tressen auf den rot, blau und gelben Monturen, als wären diese Leute aus einem Helgenbuch herausgeschnitten. An der Seite hing einem jeden ein Säbelchen, und auf den Köpfen saßen Helme mit mächtigen wallenden Federbüschen. Der Kommandant der Musik aber war der schönste

unter diesen kriegerisch Aussehenden und ausstaffiert wie der türkische General, dessen Bild seit Jahr und Tag in der Wirtsstube zum Bären an der Wand hing, wohin es die Mißgunst des Schicksals und eine Erbteilung verschlagen hatten.

Der Oberlehrer beriet mit dem Musikantengeneral.

Darauf erhob dieser seinen Taktstock und rief: Achtung!! Füßescharren, Trippeln und Räuspern in der plötzlichen Ruhe. Dann durchschnitt er mit dem Taktstock die Luft, als wollte er ihn dem Vordersten seiner Untergebenen an den Kopf werfen. Ein Wunder geschah:

«Träm, träm, träderidi,
Alli Manne standet y – –»

befahl es schmetternd und schwer aus zwei Dutzend Instrumenten, wirbelten die Trommeln und dröhnte die Pauke. Und wer ein Berner ist, weiß, was er da zu tun hat, und klänge ihm die Weise zum erstenmal in die Ohren; die schweren, wuchtigen Noten sind die Melodie zu seinem Tun und Denken; in ihr hallt der kriegerische Geist seiner Vorfahren wieder, die Schwere ihres Trittes, der sie zu verbissenem Kampfe trug.

So bequemten sich gleich bei den ersten Takten lange und kurze Beine, wie sie sich in einem solchen Festzug zusammenzufinden pflegen, an einheitliches Maß, das freilich weitab lag vom gewöhnlichen Trippeln der Kurzen, Dicken oder den Siebenmeilenschritten der Überlangen. Gleichmäßig dröhnte der hundertfache Schritt auf der Dorfstraße, trotzig und selbstbewußt

«Träm, träm, träderidi,
Bis zum Tod mueß g'stritte sy – –»

Böller knallten in der Höhe, und aus Fenstern und Türen sahen Neugierige. Da scholl ein Donnern und Krachen aus den Bergen herüber, machtvoll und allen Menschenlärm überbietend. Von der Jungfrau hatte sich ein Schneefeld gelöst, und eine mächtige weiße Wolke stieg noch empor, als schon der Donner verhallt war. Und aller Augen richteten sich auf die Majestät des Schauspiels, das der stolze Firnenkranz zu dem Feste steuerte.

Eidgenossen, Bundesbrüder
Ehret eurer Väter Taten!
Doch was sind Laupen, Sempach, Murten
Gegen Suppe, Wein und Braten!

Dieser Spruch, den der Bärenwirt irgendwo aufgespickt hatte, prangte breit über seiner Hausrat, und unter ihm durch zogen alle die dem Speisesaal zu, welche am Festessen mitraten.

Da wurden nun viele Reden gehalten, von Vertretern der Behörden, von Nationalrat Meili in Rotenbalm, der auf jeder festlichen Suppe im großen Umkreis als ein weithin sichtbares Fettauge schwamm, und dann kam's auch an die Gletschbacher. Der Gemeindspräsident stand auf, hustete und sah von einem zum andern. Seine Vorredner hatten die schönsten Blüten schon gepflückt, die er sich mühsam vorher zum Strauß gewunden. Die Vaterlandsliebe war von jedem, der künftige Wohlstand des Tales fünfmal, die Treuherzigkeit und der Biedersinn der Älpler viermal, die schönste Zukunftshoffnung überhaupt aber wieder von allen hervorgehoben worden. Und das waren gerade die vier Beine, auf denen der Präses seine Rede hatte stolz einherraben lassen wollen, und die waren ihr nun weggeschlagen, so daß sie ihm wie ein hülfloser Rumpf auf dem Herzen lag, den man um und um wenden mochte, ohne daß er Leben und Fasson zeigte. Diese Hülflosigkeit spiegelte sich auf seinem großen, somt so klugen Gesicht wieder, wie er neben einem Regierungsrat am Tisch stand und seine Serviette mit der rechten Hand knetete.

«Verehrte Anwesende, liebe Freunde und Nachbarn!» Nach dieser Einleitung sah der Präses sich zuerst nach den höhern Gästen, dann nach denen von Rotenbalm um, lange und eindringlich. Dann ging's weiter:

«Es ist heute ein großer Festtag für uns, der wichtigste Tag für unser Tal, seitdem es erschaffen wurde – – – chm – – – Unsere Vorfahren, die da drüben neben der Kirche schlummern, haben noch nichts von Eisenbahnen gewußt – – – chm – – – chm»

Da erscholl in der tiefen, erwartungsvollen Stille ein scharfes «Bravo!» Gleich einer Erlösung fand es Beifall und weckte stürmisches Klatschen. Mit einem kühnen Sprung riß sich da der Redner aus der Klemme, erhob strahlenden Angesichts sein Glas und rief in den Lärm hinein: «So lasset uns denn zusammen anstoßen auf das Gedeihen der Gletschbachbahn und des Gletschbachtales. Sie leben hoch, – – – hoch – – – hoch!!»

Und erlöst ließ sich der Präsident wieder neben seinem obrigkeitlichen Nachbar am Tisch nieder. Es war doch ein schlimmer Ding, vor diesen Herren eine Rede zu halten, als die noch so verkniffenen Verhandlungen an einer Gemeinde zu leiten, wo jeder mit dem andern auf du und du stand. Da war sein Feld, da stellte er seinen ganzen Mann, das mußte ihm jeder lassen.

Jetzt stand Aaregger auf, um die offensichtliche Scharte auszuwetzen. Neben ihm zur Linken saß der Gemeindeschreiber, der ihn dazu unablässig aufstachelte, beiden gegenüber der Verwaltungspräsident der Bahn, ein überlanger Basler.

Aaregger griff nun den Faden da auf, wo er den Händen des Gemeindehauptes entglitten war, und ging an ihm entlang bis in die fernste Zukunft. Und da zeigte es sich nun, daß dieser Faden an Gottes Thron angeknüpft war, so daß sich ohne ganz besondere Gnade des Himmels aus der Gleschbachbahn, aus allen Mühen und Nöten doch nichts herausbringen ließe als Prüfungen und Enttäuschungen, sofern eben der liebe Gott sich nicht der Sache ganz besonders annahm.

Hatten einige der Gäste der fließenden Rede erst erstaunt gelauscht, dann die Augenbrauen in wachsender Verwunderung in die Höhe gezogen, so spielte nun in immer mehr Mienen eine hintangehaltene Lachlust, je weiter die Rede zu einer trübseligen Predigt auswuchs.

Aaregger schien das Wetterleuchten nicht zu sehen; aber der Gemeindeschreiber sah es, und ihm wurde himmelangst bei dem Gedanken, daß da fraglos eine zweite rednerische Blamage drohe. Er suchte also vorsichtig unter dem Tisch mit seinem rechten Fuß den linken Fuß Aareggers, und als er ihn gefunden, trat er erst säuberlich, dann immer fester darauf, um den Redequell abzustellen. Da lachte der lange Basler mit einemmal hell auf; denn der Gemeindeschreiber hatte in seiner Angst ihn getreten, und da ihn die Verwechslung spaßig vorkam, so hatte er seinen Fuß einstweilen jenseits der Tischmitte gelassen.

Wieder rettete ein geschicktes Bravo im letzten Augenblick die gefährdete Situation, und nun prasselte es los von Lachen und Händeklatschen, so daß viele schöne Worte und geistliche Gedanken Aareggers im Weltlärm elendiglich umkamen.

Der Gemeindeschreiber hatte seinen Mißgriff auch bemerkt und saß nun da, wie wenn er die sieben Todsünden erfunden hätte. Seine Festesfreude ließ traurig die Flügel hängen, trotzdem er kein Wort geredet hatte. Auch der Präses und Aaregger sahen gedankenvoll ins Weite, und jener wünschte die ganze Rednerei zu allen Teufeln; aber nur im stillen, während Ulrich Aaregger die ungesprochenen Sätze seiner Rede noch im Halse fühlte und das vorzeitige Lachen des Baslers ihn ärgerte. Denn er wußte nichts von den Tritten des Gemeindeschreibers und sah den Langen daher für einen grobschlachten und hochmütigen Weltmenschen an.

Die übrigen einheimischen Würdenträger, zu denen auch noch der Pfarrer gestoßen war, hielten sich fein schweigsam an den guten Wein, und als spät abends nach der Abreise der fremden Gäste noch *en famille* weiterpokuliert ward, tranken einige in den Ärger, andere in die heimliche Schadenfreude. Es sollen auch dem und jenem allerhand Abenteuer passiert sein, bis er seine schweren Glieder unter das eigene Deckbett legte.

Mit Singen, Musizieren, Tanzen und Prügeln schloß das junge Volk den denkwürdigen Tag; wer aber nach Mitternacht heimging, erlebte einen ausgiebigen Maienregen, als wollte der Himmel die heißen Köpfe kühlen.

Daß die einheimischen Redner bei dem Fest schlecht abgestochen hatten, war bald herum erzählt, und die Schadenfreude wob noch allerlei Spitzlein und Maschen an das Mißgeschick, so daß Benz Aaregger ein recht ansehnliches Stück zu hören bekam, als die Kunde auch ihn erreichte und ihn der allgemeinen heimlichen Befriedigung teilhaftig werden ließ. Einem Rotenbalmer, der im Bären zu Gletschbach davon anfing, wäre es aber bald übel ergangen: denn diese Schadenfreude ging keinen Auswärtigen etwas an.

Nach wenigen Tagen brachte die Post dem Gemeindeschreiber ein Paket von dem langen Basler. Unverwandt und verstört guckte er eine geraume Weile das längliche Ding in gelbem Papierkleid an, als wäre es eine Höllenmaschine; dann besah er es von allen Seiten etwas näher, und kunterbunte, recht unerfreuliche Gedanken fuhren ihm durch den Sinn. Es waren aber friedliche Zigarren in dem Kistchen und auf hübscher Karte ein freundlicher Gruß des Spenders.

Damit klang die Weihefeier zu Gletschbach endgültig aus.

VII.

Als drunten im Dorf wieder die Sonntagsglocken sangen, saßen vor dem Waldegg auf der langen Hausbank Marei und ihre Kinder, und vom Rain herüber kam Benz Aaregger. Wie es bei eifrigem Nachdenken oder besonders froher Laune stets seine Art war, blies er alle zwei Schritt ein blaues Wölklein Tabakrauch in die Luft, das dann hinter seinem Kopf im raschen Gehen zusammenschlug wie das Wasser hinter dem Schiff. Sein Liebling Hans war heimgekommen mit einem lobesvollen Gesellenbrief in der Tasche, und morgen schon sollte er wieder hinaus in die Welt, weiter noch als bisher.

Rain Benz lehnte sich dem jungen Schnitzler gegenüber an die Gartenhecke, und die kleinen grauen Augen glänzten unter den buschigen Brauen hervor nach denen des jungen Menschen, die aus frischem Angesicht groß und klar in die schöne Welt hinausschauten. Aus dem Knaben war ein junger Mann geworden, schlank und kräftig, fast wie der Vater, trotz der jungen Jahre.

Als die Rede auf die Gletschbachbahn kam, wußte Hans viel zu erzählen von dem Fremdenwesen und dem Wohlstand, den es in die armen Täler bringe. Selbst gesehen hatte er das nur bei seinem Lehrmeister; aber alle Welt am See unten sprach von den Fremden und dem Verkehr mit ihnen. Am meisten Gewinn brachten sie nach allgemeinem Dafürhalten den Hotels und Pensionen; dort ging's nach Napoleons zum allermindesten. Dann kamen die Geschäftsleute, die Bauern, die Fuhrhalter,

die Führer und Träger. Aber selbst durch dieses Sieb rieselte noch Gewinn, wenn auch in kleiner Münze, auf die weiter unten Stehenden, auf Leute, die sich zu keiner besondern Hantierung bekennen, die des Morgens hoffnungsvoll an die Ufer des Fremdenstromes stehen, ohne zu wissen, in was am Abend ihre Beute bestehen wird und durch welche ehrliche Fertigkeit sie sie erhaschen. Denn es wurde nur vom Lohn für redliche Handreichung gesprochen.

Hans legte die Verhältnisse ruhig und nüchtern dar, wie er sie geschaut und von andern hatte schildern hören; er tat weder etwas dazu, noch nahm er etwas davon.

Da fragte ihn Benz nachdenklich: «Und glaubst du, daß dieser Gewinn auch Bestand haben wird und die Leute dabei auch zu etwas kommen?»

«Elias Marti hat sein Häuschen bald abbezahlt, wie er mir selber sagte, trotzdem die Schnitzlerei nicht gerade gut geht. Aber Milch und Gemüse für die Hotels gelten viel, und das hilft nach. Fritz, der älteste Sohn, hat die Schnitzlerei aufgegeben, da er nicht geschickt war dafür. Jetzt ist er schon zum zweitenmal im Hotel Schwanderau als Unterportier und verdient ziemlich Geld. Die Elise, welche dieses Frühjahr aus der Schule kam, geht ins Waadtland, um französisch zu lernen; dann will ihr Fritz für eine Stelle als Zimmermädchen sorgen. Er spart jetzt sein Geld zusammen, um nachher auch in die Fremde zu gehen und Sprachen zu lernen. So hofft er, später beim Hotelwesen noch besser vorwärts zu kommen.»

«Aber wer will denn einmal die Schnitzlerei weiterbetreiben mitsamt dem kleinen Bauernwesen? Elias ist doch zu etwas gekommen dabei, wie du sagst.»

«Der Jüngste hat keine Freude daran, und damit er die Lehrzeit für Sprachen kürzer habe, geht er jetzt in die Sekundarschule. Er will später auch zum Hotelwesen; aber höher hinauf, nicht als Hausknecht wie der Bruder. Sie planieren allerhand für später. Vielleicht übernehmen sie einmal zusammen eine Pension – – »

Das Mittagsmahl war mittlerweile bereit gemacht worden, reicher als sonst, zu Ehren des Gastes, und Benz hielt mit.

«Morgen gehst du also nach Basel zu einem Kunstschreiner, oder wie du den Mann nanntest», fing Benz beim Essen an. «Basel ist eine schöne, heimelige Stadt. Ich war nämlich auch schon dort», setzte er gewichtig hinzu, «damals, als uns der Preuß fressen wollte wegen Neuenburg. Es war eine böse Sache!»

Der Ernst jener Zeiten und die vaterländische Begeisterung, welche durch das Schweizervolk ging, als es seine Söhne an die Grenze sandte und zum Krieg rüstete, war dem alten Mann in so deutlicher Erinnerung, als wäre es erst wenige Jahre her seitdem. Er schilderte die Gefahr, die der Schweiz damals drohte, vergaß aber auch nicht die Einigkeit und Begeisterung, die in den fernsten Tälern erwachte. Diese Erinnerungen schwebten für ihn gewissermaßen um die alten Mauern und über die

Kirchtürme von Basel und klangen im Rauschen des Rheinstromes, der damals den Feind vom Feinde geschieden. Benz war bei Nacht und Nebel nach Basel gekommen, hatte eine Zeitlang da im Quartier gelegen, und bei Nacht und Nebel hatte man ihn und seine Waffengefährten wieder heimspediert. So war ihm die alte Stadt der Inbegriff einer Vorburg des Vaterlandes und die Freundlichkeit, welche die Soldaten von ihren Bewohnern erfuhren, ein besonderer Beweis guteidgenössischer Gesinnung.

Trotzdem es Sonntag war, machte sich Marei am Nachmittag über die Ausrüstung des Schnitzlers her, da einen Knopf anzunähen, dort einen Flick aufzusetzen und die Strümpfe auf ihren Zustand zu prüfen; denn schon am Morgen sollte er die Reise in die Fremde unternehmen.

Hans, Ulrich und der Rain-Benz erstiegen derweil das Morgenhorn; denn der Schnitzler wollte sich wieder einmal so recht in seiner Heimat umsehen, ehe er hinunterging in die Niederungen und den Staub der Werkstatt. Die Wässerlein hüpften durch maienfrisches Grün: an dunklem Busch glühten die ersten Alpenrosen, und auf den Gletschern drüben lag ein stilles Leuchten, daß dem jungen Menschen das Herz aufging in dem mächtigen Gottesfrieden, den kein Menschengetriebe störte, und er des Abends heimkam voll froher Andacht und stiller Zuversicht, als sei er in einem herrlichen Gottesdienste gewesen. Diese Andacht und Zuversicht, das Angebinde der schönen Heimat, half ihm zu einem frohen Abschied und ging des andern Morgens mit ihm in die Welt hinaus.

Der Zuzug von Fremden war diesen Sommer reger als je zuvor. Die Gletschbachbahn brachte sie in ganzen Scharen taleinwärts, und wer von ihnen einigermaßen brauchbare Beine hatte, der stieg nach Stägen herauf oder gar zum Morgenhorn. Ulrich Aaregger hatte es in der Frühjahrsgemeinde durchgesetzt, daß der Saumpfad von Gletschbach nach Stägen einigermaßen zurechtgemacht werde, hatte seine eigenen Knechte dem bedächtigen Wegmeister zu Hülfe geschickt, und da nun auch die Stägener einsahen, daß sich auf dem neuen Stand der Dinge besser gehen lasse als auf Baumästen und kopfgroßen Steinen, so verwanden sie es, daß nun auch weniger Fremde ausglitten.

Aareggers Hotel im Steinbühl füllte sich schon früh; der Sohn war aus der Hotellehre zurück und ordnete alles zweckmäßig an, und wenn Aaregger gleichwohl immer noch trüb in die Zukunft sah, so schüttelten die meisten ihre Köpfe darüber, was sehr unverfänglich war.

Nur Feiß im Boden, Aareggers Schwager, war weder abgestumpft, noch sagte er etwas dazu. Aber gegen den Herbst stellte er oberhalb seines alten Hauses Profile auf, ließ Steine rüsten und publizierte das Vorhaben, ein Hotel- und Pensionsgebäude auf seinem Grund und Boden zu errichten. Und am Tage dieser unerwarteten Publikation wurde eine Feindschaft und ein tiefer Haß geboren zwischen ihm und Aaregger. Am Morgen war Ulrich Aaregger nämlich mit verstörtem Gesicht zu Feiß in die Hinterstube gekommen. Was sie zusammen verhandelt, wußte kein Dritter zu sagen. Aber als er wegging und Feiß mit seiner Frau noch unter der Tür stand und ihm nachsah, rief er zurück: «Der Herr soll dich und dein Haus strafen für diese Niedertracht!»

«Und dich soll Gottes Gericht heimsuchen für Lug und Betrug, die du schon von jeher andern angetan hast!» gab Feiß zurück.

Ob der liebe Gott diese Wünsche gehört, ist nicht bekannt geworden; aber Benz Aaregger, der zufällig über sein Stück Land im Bodenmätteli ging, hörte sie, blieb stehen und traute seinen alten Augen und Ohren kaum. Und doch sah er, daß er sich nicht getäuscht hatte. «Der Teufel ist doch ein feiner geriebener Kerl und legt seine Eier in die dickste Freundschaft. Freue dich, alter Benz, wenn die zwei dort oben erst einmal anfangen, einander die Sünden auszubringen. Es könnte dich auch noch etwas davon angehen.»

Aber es wurde nichts derartiges ruchbar, so eifrig Benz auch herumhorchte. Man wußte im allgemeinen nur, daß Krieg ausgebrochen sei zwischen den beiden Schwägern, weil Feiß daran ging, ein Hotel zu bauen.

«Die werden wissen, warum sie ihre Wäsche unter sich abmachen und nichts austrompeten», murrte Benz. Den Stägenern aber war diese Feindschaft, die nicht darauf ausging, sich in aller Leute Mund zu bringen, seltsam, und nur wenige nahmen Partei für den einen oder andern. «Aaregger hat mit viel Müh' und Opfern das Fremdenwesen angefangen. Darum will er jetzt auch nicht Konkurrenz leiden, das ist begreiflich. Aber auch Feiß kann machen nach seinem Gutfinden, das ist ebenso klar. Daß sie einander aber nicht austragen und verschreien, ist auffällig von beiden Teilen.» So ging die allgemeine Rede, und an ihr erstarb das Interesse für die stille Feindschaft beinahe.

In dieser Zeit kam wieder ein langer, froher Brief von Hans ins Waldegg. Darin stand von wachsender Fertigkeit und Freude am Beruf, von seiner Lebensführung und seinen Erfahrungen unter fremden Menschen. Weiter hieß es in dem Briefe: «Vor einigen Tagen haben wir im Hause eines hiesigen Pfarrers ein kunstreich geschnitztes altes Getäfer in Ordnung gebracht. Der Pfarrer, ein gar freundlicher Herr, fragte mich nach meiner Herkunft und sagte dann: In Stägen war ich schon zweimal mit meiner Familie, im Steinbühl-Hotel. Herr Aaregger ist ein ernster, gottesfürchtiger und wohltätiger Mann. So sammelte er bei unserm ersten Besuch Liebesgaben für die armen Hinterlassenen eines Zimmermanns, der beim Bau des Hotels zu Tode gestürzt war. Zu bescheiden, um zu sagen, wie viel er selbst für die Witwe und die Waisen tat, ließ er bloß durchblicken, daß noch mehr werktätige

Hülfe für sie nötig sei, und so floß ihm eine hübsche Steuer zu, so daß die Freude des frommen Mannes eine große war – – –

Das erzählte mir der Pfarrherr, und ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Ich schreibe es also dir, liebe Mutter: denn einesteils ist es unmöglich, daß jener Pfarrer sich geirrt oder die Unwahrheit gesagt habe, anderenteils aber ist es mir nicht erinnerlich, daß du je ein solches Almosen angenommen hast ...»

Marei las die Briefstelle immer wieder, und die helle Röte stieg ihr ins Gesicht. Wäre es nicht schon Abend gewesen, so hätte sie den Weg nach dem Steinbühl unter die Füße genommen, um Aaregger über diese unerklärlichen Dinge zu fragen. So aber schloß sie den Brief ein, und Benz, der jede Nachricht seines Lieblings sonst gleich zu lesen bekam, ging diesmal leer aus; denn Marei wollte mit sich selbst ins reine kommen, ehe sie einen andern ins Vertrauen zog. Sie sann und spann an dem Unverständlichen, ohne Klarheit zu finden. Aber allmählig kam auch die Furcht über sie, es könnte dennoch ein Mißverständnis sein, und dann setzte sie sich nutzlos neuer Feindschaft Aareggers aus, der sie seit geraumer Zeit in Ruhe ließ. Sie dachte an die ausgerissenen Zäune, an das zertretene Heugras, und wenn auch Aaregger damals an derlei Schädigungen nicht gerade teilgehabt hatte, so konnte ein Zeichen der Feindschaft seinerseits doch andere dazu verleiten, ihr zu schaden.

Als Marei nach einer fast schlaflosen Nacht am andern Morgen an ihr Tagwerk ging, hatte sie es aufgegeben, einen Schritt zu tun oder ein Wort fallen zu lassen für diese Sache. Mochte Aaregger es vor dem Herrgott und seinem Gewissen verantworten, wenn er mit Lug und Schelmerei umgegangen war; ein armes Weiblein durfte es nicht wagen, einen so angesehenen Mann zur Rede zu stellen. Sie war mürbe geworden und klug, so klug wie die andern alle, die nicht nach oben hieben, damit ihnen keine Späne in die Augen fallen.

Im Spätherbst ließ Feiß Sand, Kalk und Ziegel aus dem Tal heraufragen, und Ulrich half mit, um neben seinem Knechtenlohn noch einige Batzen zu verdienen. Benz hatte ihn sogar von sich aus so tun heißen, vielleicht nicht nur, weil Feiß mehr Lohn geben mußte als Aaregger je zuvor, sondern auch weil Benz hoffte, es könnte ein offener Streit doch noch zwischen Feiß und Aaregger ausbrechen, wobei es für ihn von Nutzen sein konnte, einen guten Zeugen dabei zu haben.

Die erste Fracht, die heraufgetragen wurde, war ein Faß Wein, von dem nachher jeder Träger einen tüchtigen Trunk bekam, wenn er mit schwerer Last aus dem Tal heraufkam. Die Burschen stiegen denn auch munter und guter Dinge jeweilen wieder bergab und lobten Feißens Freigebigkeit, die von den leeren Versprechungen Aareggers bedeutend abstach. Der eine und andere trank dann auch in Gletschbach einen Schoppen, was vordem nicht üblich gewesen war bei solcher Ferggerei.

«Bloßes Wasser saufen, das gibt Brunnkresse in den Magen», rief der lange Fuchshänsel einmal, als Ulrich Eicher seinen Nachdurst am Brunnen löschte, und ging in den Bären. Und doch hatte er in seinem Leben vorher nur Wein getrunken, wenn er nach Rotenbalm zu Markt ging. In späteren Jahren, als er ein Säufer geworden, sagte er oft zu Ulrich Eicher: «Ueltsch, ich wollte lieber deine kalte Brunnkresse im Magen haben als diesen Durst, den ich damals bei der Ferggerei auflas. Aber da ist jetzt nichts mehr zu machen!»

An einem Weihnachtsmorgen ein Dutzend Jahre darauf, als eben die Glocken zu Gletschbach zur Predigt läuteten, saß Fuchshänsel in bitterer Winterkälte vor dem Häuschen seiner Mutter und sann düster vor sich hin. Dann schlich er hinunter in den Boden zum Hotel Edelweiß, zu dessen Bau er damals Sand getragen, wo er den Durst aufgelesen, und erhängte sich an der verschlossenen Haustür.

VIII.

Der Streit zwischen Feiß und Aaregger glomm stets nur still fort, ohne daß ein lautes Wort deswegen gefallen wäre. Feiß baute emsig an dem neuen großen Hotel weiter, sobald es Frühling wurde. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war der hagere Mann auf dem Platz, maß und rechnete und gab mit scharfer Stimme seine Befehle, legte wohl auch selbst mit Hand an, wenn es galt, eine schwere Last gemeinsam zu fördern. Eine Unrast lag über ihm, als könne er die Vollendung seines Werkes nicht erwarten, und die Arbeiter nannten ihn unter sich einen Leuteschinder, dem nicht genug geschafft werden könne. Aber er zahlte sie gut, damit sie blieben, und wenn das Murren allenthalben laut wurde, so brachte die Magd einen Krug Wein.

Schon stand das Balkenwerk, und Feiß trat eines Morgens an die Spitze der langen Menschenreihe, die sich von dem mächtigen Stoß Ziegel bis zum Dach hinanzog. Dort saß der dachsbeinige Dachdecker, dessen rote Nase weithin leuchtete. «Gebt!» rief er. Und Feiß reichte dem Nächststehenden Ziegel um Ziegel, und der gab sie weiter, bis die Leitung in die Hand des Dachdeckers mündete. Das Geschäft ging rasch vor sich, doppelt so schnell, als der kleine Mann sonst gewohnt war. Eine Weile tummelte er sich, um auf dem Laufenden zu bleiben; dann putzte er umständlich die Nase und gab damit das Zeichen zu einem Stillstand.

«Seid Ihr bald fertig?!» fragte da Feiß ungeduldig. Nun suchte der Dachdecker sein Rauchzeug hervor, als ginge ihn diese Ungeduld nichts an.

«Ich habe noch nie gesehen, daß einer bei solcher Arbeit raucht!» rief Feiß wieder.

«He nun, so seht Ihr's eben jetzt zum erstenmal!» gab der Krummbeinige zurück, und einige in der Kette lachten zu der Antwort. Feiß hätte etwas darum gegeben, den Frechling zerbläuen oder wenigstens wegjagen zu dürfen; aber dieser war der einzige seines Zeichens in weiter Runde und bei Aaregger besonders gut angeschrieben. Er durfte also den Fortgang seines Baues nicht gefährden; denn der Föhn blies und ließ Regen erwarten oder gar einen späten Schneefall. War es der verhaltene Ärger oder der Wind, der um seinen erhitzten Körper pfiff, plötzlich durchlief ihn ein Frösteln, und zu Mittag reichte ein anderer an seiner Stelle die Ziegel. Feiß lag fiebernd im Bett, trank Tee und ärgerte sich im stillen weiter über den Dachdecker, nicht minder aber über seinen Schwager, der jenen nach seiner Meinung aufgestichelt hatte.

Am andern Tag ging Aaregger über den Bauplatz, der am Wege lag, und der Dachdecker berichtete ihm den Vorfall, den er weidlich belachte; doch Aaregger machte ein ernstes Gesicht und sagte nachdenklich: «Dieses Fieber ist eine Warnung, die Leute nicht so zu strapazieren.» Dann ging er weiter; der Dachdecker aber zog seine Branntweinwanze hervor, tat einen andächtigen Schluck und sagte, mit den Äuglein nach ihm zwinkernd: «Das meinst du jetzt; aber wenn du wieder bauen würdest, so läge dir an dem Fieber wenig.»

Feiß wartete nicht, bis das Übel vorbei war. Das Klopfen der Handwerksleute deuchte ihn erbärmlich langsam; die Maurer schwatzten, riefen und lachten, daß er sich im Bette wand vor Ärger und endlich aufstand, um selbst wieder nach dem Rechten zu sehen. Eingemummt bis an die spitze Nase, hustend und niesend stapfte er im Neubau umher, schalt mit heiserer Stimme und zankte sich mit denen herum, die ihm frechen Bescheid gaben. Er vergaß darob den Frost, der ihn in der Zugluft durchfuhr und ihm oft fast die Rede abschnitt, und legte sich erst wieder hin, als er nicht mehr gehen konnte. Der Arzt schüttelte den Kopf, und Aaregger grämte sich nicht, daß der Himmel alles weislich so geordnet, wie es nun gekommen war.

Des Winters Nachhut tobte über Stägen dahin, und der Föhn trieb dichte Wolken nassen Schnees vor sich her. Wenn Feiß in seinem Fieberschlummer das Heulen des Sturmes hörte, warf er sich wohl unruhig hin und her auf seinem Krankenlager; aber immer klarer stieg der Trost in ihm auf: Das Haus ist doch noch gedeckt worden! Unter dem Dach ging die Arbeit trotz des Unwetters weiter, und das Hämmern der Schreiner und Schindler klang nun wie liebliches Schlummerlied in sein halbwaches Sinnen.

Der Sturm hatte den uralten Ahornbaum auf dem Bodenmätteli umgerissen, und Benz ging eines Morgens mit Ulrich daran, den morschen Riesen zu zerteilen. Da kam Kneubach-Peter auf ihn zu, klopfte zum dritten- und viertenmal seine Pfeife aus und sah abschätzend über den gefallenen Stamm hin. «Morsches altes Holz, wie wir beide!

Werweiß, ob uns der nächste Föhn nicht auch umschießt – –» brummte er und sah von dem Baum auf Benz, den er immer wohl hatte leiden mögen. Und wieder klopfte er, diesmal noch anhaltender, seine hungrige Pfeife aus. Da verstand Benz das Zeichen und reichte ihm den Tabakbeutel. Die tiefen, schweigsamen Züge, die der Kneubacher tat, bewiesen, daß er die Labsal lange entbehrt hatte; seine Äuglein fingen an zu leuchten, und ein friedlicher Schimmer legte sich auf das Bulldoggengesicht. Er setzte sich zu ihnen, als sie ihr Neunuhrbrot aßen, und lehnte den Schluck Branntwein durchaus nicht ab, den ihm Benz anbot. Dann fütterte er nochmals seine tiefgründige Pfeife.

«Hast nicht gehört, wie's dem Feiß geht?» fragte er. Benz schüttelte den Kopf. Da fuhr der Kneubacher fort: «'s wär' schade um ihn, wenn er zurückbleiben sollte. Er hat mir zwar oft die Kappe gewaschen und gesagt, nicht ich sehe Gespenster, sondern der Branntwein in meinem Magen. Das ist nicht so; aber er meint's. Nun, item. Wer mir aber, und auch andern armen Teufeln, zur Winterszeit ab und zu einen Kratten Erdäpfel spendierte, das war der Feiß. Und wenn ich ihm im Sommer dafür im Heu helfen wollte, so hat er mir immer den Taglohn gezahlt. Er ist ein guter Mann; aber seine Frau darf von derlei nichts wissen, sonst gibt's Predigt. Es müßte nicht dem Steinbühler seine Schwester sein. He nu, der hat jetzt auch seinen Teil – – –»

Der Kneubacher ließ eine Kunstpause eintreten; dann fuhr er fort: «Verwichen, als es so windete, habe ich bis nach Mitternacht einem Marder aufgepaßt. Dann ging ich durch den Schopf beim alten Steinbühlhaus heim. Was meinst, was ich da sah, he?! Das Annalisi Aaregger, Ulis Mutter, saß auf der Laube, schrie, lamentierte und betete in einem fort, daß es mir kalt und heiß den Rücken herauflief. Da kam der Uli und wollte sie hineinspedieren. Aber die Mutter hielt ihren eigenen Sohn für den Teufel und schrie und schlug drein, daß er ihr fast nicht Meister wurde. Ich alter Esel vergaß die Angst und alles und ging ihm zu Hülfe. Sie hatte ihn schön zerkratzt und tat wüst in der Stube, als wir sie einsperrten, als wollte sie das Haus abbrechen. Der Uli war schneeweiß neben den blutigen Schrammen, schlotterte und konnte fast nicht reden. Endlich sagte er: Du mein Gott, was soll das jetzt sein? Ich ging heim und dachte darüber nach, warum diese Frau, die in ihrem Leben fast mehr gebetet, als wir beide, du und ich, geflucht, jetzt auf einmal mit dem Teufel zu tun bekommt. Am Morgen ging ich zu Uli hinauf, um zu fragen, wie es gehe; denn die Sache kam mir ganz spanisch vor. Weißt du, was er gesagt hat, he? Er tat, als wisse er von allem nichts, fuhr mich grob an und sagte, ich werde wieder voll gewesen sein und so verrücktes Zeug geträumt haben, wie je und je mit den Gespenstern. Aber erstens habe ich leider seit langem keinen Schnaps mehr gesehen, und zweitens hatte er seine Schrammen auf dem Zifferblatt und ich eine auf der Hand. Ich weiß, was ich weiß. Übrigens wird's dann schon auskommen.»

Als sie heimgingen, drehte Benz die Sache nach links und rechts und wußte je länger je weniger, was er daraus machen sollte. Laut sagte er nur: «Der Kneubach-Peter hat ein Maul, vor dem man einen Umweg von drei Stunden machen sollte.»

So wie Matei den Brief aus Basel vor ihm geheim hielt, so sagte Benz ihr, aus andern Gründen, nichts von dem Abenteuer des Kneubachers. Diese beiderseitigen Geheimnisse bewirkten, daß zwischen ihnen über den Steinbühler vorerst kaum mehr geredet wurde.

Herrliches Frühsommerwetter hatte den regnerischen Frühling abgelöst, und Feiß ging wieder umher, noch magerer als vordem, aber zuversichtlich und aufgeräumt; denn das Haus wurde man doch noch rechtzeitig zum Empfang der Gäste bereit.

Von Frieden und Einvernehmen mit dem Steinbühler war so wenig die Rede als vordem. Aber jedesmal, wenn Aaregger in Geschäften talauswärts war, huschte Frau Feiß hinüber in ihr Vaterhaus, und jedesmal kam sie von dort mit verweinten Augen und verstörtem Wesen zurück. Fragte jemand nach ihrer Mutter, die man so lange nicht gesehen, so hieß es: «Die Gliedersucht und ein böser Husten plagen sie, und das ist immer eine lange Sache bei so alten Leuten.»

Wer aber so nach der alten Frau fragte, hatte sicher die schrecklichsten Dinge erzählen hören, die umgingen wie der Wind. Niemand wußte, woher sie kamen; aber sie pfiffen um alle Hausecken und taten den andächtig Lauschenden ein kurzweiliges Gruseln an.

«Der Uelisch habe Geld eingesammelt für die Armen und es selber behalten. Und frühet, bei der Erbteilung des alten Hundsbühlers, sei der Rain-Benz um Gülten und Geld betrogen worden, hält sie ihm vor und schreit, er solle das alles gut machen. Dann betet sie wieder laut auf, damit der Teufel keine Gewalt mehr über sie habe. Weißt du, wie sie verrückt wurde? Der Wind hat in jener Nacht einen Laden auf und zu geschlagen; in einem Buch über Teufelsversuchungen hat sie am Abend bis spät gelesen, und das ist ihr dann durcheinander gekommen.»

So berichtete Balmer Christian seiner Frau eines Abends, als die Kinder zu Bett waren, and so ging überhaupt die heimliche, allgemeine Sage. Wer aber auf billige Art dem Aaregger Leid tun wollte, der fragte ihn teilnehmend nach der Gliedersucht und dem Husten seiner Mutter und machte ein trauriges Gesicht, wenn er hörte, sie sei noch im Bett.

«Die Sonne täte ihr aber sicher gut, wenn ihr sie vor das Haus trüget», forschte die Krämerin weiter. Aaregger stutzte einen Augenblick; dann sagte er unwirsch: «Oh, wir pflegen sie gut – –»

So spann sich die Kunde heimlich von Mund zu Mund, und wer wichtig tun und sich Gehör verschaffen wollte, der flüsterte vorsichtig etwas Neues von der Irrsinnigen im Steinbühl. Nur Matei bekam in ihrer Abgeschiedenheit nichts zu hören und Benz begnügte sich mit ungläubigem Zuwarten. Dann kamen die Fremden, und das Leben, das sie brachten, verschlang das Gemunkel.

Feiß ging immer müder und hüstelnd seinen neuen und ungewohnten Geschäften nach, und wenngleich die hinterste Kammer besetzt war, durchbrach doch nie mehr ein Schimmer von Befriedigung die Bedrücktheit, die über ihm lag. Dieses Brüten war mit den ersten Gästen bei ihm eingezogen; er wußte nicht woher und warum. Aber vom Morgen an sehnte er den lärmvollen Tag über den stillen Abend herbei, und wenn die nächtliche Ruhe alles einhüllte, dann zogen Sorgen und ängstigende Bilder in langer Reihe an ihm vorüber. Das große Unternehmen drückte auf das Gemüt des geschäftsunkundigen Mannes, so daß er nur noch an die einlaufenden hohen Rechnungen zu denken vermochte und die Einnahmen übersah. Da wurden ihm in solchen nachtwachenden Stunden die Warnungen Aareggers so deutlich und gegenwärtig, als hätte er sie erst gestern gehört, und eine versöhnliche Stimmung kam über ihn, als hätte er jenem Rater doch vielleicht schweres Unrecht getan. Dann befiel ihn gegen Morgen mit der Erschöpfung der Schlaf, der ihm den einen Augenblick goldenen Frieden und ziemliche Sorglosigkeit früherer Zeiten vorgaukelte, ihn aber auch gleich wieder mit Zank und Unheil peinigte, so daß er erschöpft und schweissgebadet auffuhr und froh war, wenn die ersten Sonnenstrahlen auf den Bergen glommen und er aufstehen konnte, sich in der kühlen Morgenluft zu ergehen.

So traf ihn einmal im Spätsommer Aareggers alter Knecht vor dem Hause sitzend, in welchem noch nichts sich regte. Die Vögel sangen in den Bäumen drüben ihr Morgenlied; die Luft war rein und still und goldenes, warmes Licht schimmerte über Wald und Weide. Dunkler noch hoben sich die Tannenmassen vom grauen Fels und Grat drüben ab, seit die Ahornkronen in ihrer Mitte zu glühen anfingen. Die satte, volle Kraft leuchtete neben den Zeichen eines anhebenden Sterbens.

Der Knecht dröhnte mit schweren Schuhen eilig durch die Morgenstille.

«Ihr sollet schnell kommen; mit der Großmutter geht es zu End!» rief er schon beim Gartenzaun. Da folgte ihm Feiß, ohne sich umzusehen.

Als er ins Steinbühlhaus kam, hatte er den waltenden Streit vergessen: das Wehen des Todes hier innen und der stille Friede draußen waren das einzige, was er empfand, gepaart mit dem Gedanken, daß eine arme Seele hier ihrer Erlösung entgegenging. Er hatte seinen Schwager lange nicht mehr gesehen, und als sie im dunklen Hausgang zusammentrafen, streckte jeder dem andern aus alter Gewohnheit die Hand entgegen.

«Es ist vorbei, Gott sei gelobt! Sie hatte ein schweres Sterben.»

Das Angesicht der Toten war bedeckt mit einem weißen Tüchlein, auf das die Sonne ihren stillen Schein warf. Feiß rührte nicht daran. Aber jetzt, im vollen Tages-

licht, sah jeder der beiden dem andern forschend ins Angesicht, und diese Blicke schienen zu fragen: Was ist mit dir geschehen? Und über die Leiche hinweg reichten sie sich zum Abschied nochmals friedlich die Hand.

Sie schritten auch beim Leichengeleite nebeneinander zu Tal, und hatte schon der Tod noch einmal alle die schrecklichen Gerüchte aufgepeitscht, so galt vollends diese unerklärliche Eintracht als etwas Seltsames und Unverständliches.

«Wo ein so ranziges Erb zu teilen ist, tun die Erben gut daran, es im Frieden abzumachen», murmelte da und dort im Leichenzug einer, dem es leid war, daß der längsterhoffte offene Streit bei der Teilung nun unterblieb.

Bald nachher reisten auch die letzten Fremden ab. Kuhgeläute und Ziegengeklingel belebte die Matten zu Stägen, auf denen am frühen Morgen der erste Reif lag. Ohne die beiden roten Dächer wäre Stägen wieder das alte weltverlorene Bergdörflein gewesen. Immerhin mischte sich manchmal in das Jodeln der Hüterbuben ein munteres Singen junger Bursche, die vom Tal herauf kamen, wo sie sich mit dem Trägerlohn des Sommers fürs erste gütlich getan hatten.

Dann sandte der Winter den ersten Schnee auf Kundschaft, ob sich für ihn wohl zu Stägen Quartier bereiten ließe. Zweimal schmolz ihn die Sonne wieder weg. Aber als sie sich ein paar Tage nicht zeigte, hüllte der Winter eilig und geschäftig das ganze Revier in eine dicke weiße Decke, und als sie wiederkam, gefiel ihr das reine Bild so gut, daß sie es friedlich anlachte und mit ihren Strahlen in den Eisvorhängen spielte, die der Winter an die niedern Dächer gestrickt hatte.

IX.

Zwei Jahre verflossen, eintönig und ohne daß sich zu Stägen etwas besonderes zutrug. Der erste Sommertag hatte frühe Wellen der Fremdenflut gebracht; der erste Schnee hatte die letzten verjagt, wie es den Stägenern schon bald nichts Neues mehr war. Den Winter über war man reiflich über den Nachbar zu Gericht gesessen in den braunen, verschneiten Hütten, im Kehrum, so daß ein jeder drankam, auch die im Waldegg, die aber als unergiebig immer bald wieder aus den Mäulern gelegt wurden. Mutmaßen ließ sich wenig über die stillen, abgeschlossenen Leute, und was etwa verlautete, war eitel Ruhm und Lobpreisung auf Hans, den ausgewanderten Schnitzler. Eines andern Loblied nachzusingen war aber den meisten langweilig und ärgerlich.

Hans Eicher war von Basel nach Zürich weitergewandert, und von hier hatte ihn bald ein Glücksfall nach Paris getragen, als Schnitzler in eine Altertümerfabrik. Er sah sich mit großen Augen in der Weltstadt und ihren Kunstreichtümern um und begegnete dabei einem jungen Landsmann, mit dem er im Laufe der Zeit Freundschaft schloß. Es war ein Bildhauer, der sich mit unerschütterlichem Glauben an sein Können durch die Jahre der Prüfung hindurch hungerte. Hans stand ihm in annehmbarer Weise mit seinem reichen Arbeitsgewinne bei und empfing dafür Belehrung und Anregung. So eröffnete ihm die gewonnene Freundschaft eine Zeit nützlichen und frohen Genießens, wie sie ihm als undeutlicher Wunsch schon lange vorgeschwebt hatte. Er zeichnete und knetete Ton, und das leichte Gelingen im Verein mit dem künstlerischen Ernst, der die zwei Freunde auf äußerlich beinahe gleiche Ziele hinwies, gab dem ungelehrten Schnitzler Selbstvertrauen und Schaffensfreude.

Kleine Zeichnungen, die er ab und zu aus guter Laune in die Briefe für die Lieben in der Heimat legte, wurden da bewundert wie Zauberstücke.

«Nein, was der donners Bub nicht alles kann! He, Marei, ich hatte doch recht, wenn ich immer sagte, in dem Hansli stecke etwas Apartiges!» rief dann Benz und fuchtelte mit dem Blättchen der Marei vor dem Gesicht herum, als wäre sie je gegenteiliger Meinung gewesen und müsse dafür gescholten werden. Dabei gingen beiden fast die Augen über.

Benz verkündete den Ruhm seines Lieblings auch überall, wo er hinkam, und jedem, der ihm über den Weg lief. Das trug den stillen Leuten im Waldegg zuerst einen gelinden Neid und allmählig eine gewisse Achtung ein, die sich freilich nicht in Worten oder Taten äußerte; aber sie war doch da. Ulrich Aaregger rief Marei sogar einmal an, als er am Garten vorbeiging, und reichte ihr die Hand über den Zaun.

«Euer Hans soll sich ja machen, wie man berichten hört. Das freut mich für euch und für ihn. Ihr habt ja viel Sorgen gehabt – – –»

Die freundlichen Worte fielen nicht auf dürren Boden; denn das einsame Weiblein war in solchen Dingen nicht verwöhnt. Sie schaute dem angesehenen Manne, der ihr so gute Worte gegeben und ihr die Hand gereicht, noch lange nach und zweifelte zum erstenmal ernstlich daran, daß der je ein Unrecht getan haben könne. Aber wie Marei noch versonnen dastand, kam Benz um die Ecke und schalt: «Wenn's nach dem gegangen wäre, so könnte Hans jetzt Geißen hüten – –»

Da Marei die Antwort schuldig blieb, lenkte Benz ein und brummte: «Item, mich geht der Steinbühler nichts an, und den Feiß tragen sie auch bald hinunter – –»

Da horchte Marei doch auf. «Ist's wirklich Ernst? Das würde dem Steinbühler noch hart halten – –»

«– – – Begraben zu helfen und nicht erben zu können», spottete Benz und ging davon, als Marei ein böses Gesicht machte.

Im Spätfrühling ging es mit Feiß zu Ende, und das gegenseitige Wohlwollen, das zu Stägen in zwei friedlichen Jahren einigermaßen an den breiten Wegen aufgeblüht

war, verschaffte seinem Sarg ein großes Geleite. Er hatte sich ohne Sorge um seine irdischen Angelegenheiten hinlegen können; denn seine beiden Söhne gingen diesen mit mehr Mut und Geschick nach, als er, der kranke Mann, es vermocht hatte. Allerdings waren sie weniger schweigsam als Vater und Onkel und ließen gerne zuweilen durchblicken, daß es ihnen bei den Geschäften ganz wohl erging.

Das hatte besonders Christian Balmer am Bort, der viel bei ihnen war, herausgemerkt und sich allmählig seine Pläne danach gemacht. Er besaß ein ordentliches Heimwesen, und wenn auch das Dach seines Hauses verwittert war, hatte Balmer doch so viel beiseite, daß es weiter gelangt hätte als zu einem neuen Dach. Er steckte denn eines Tages einen Hausbau ab, ohne zuvor mit einem Menschen darüber zu reden; denn wer lange fragt, wird weit gewiesen, meinte er. Ohne daß nun beim Bort ein wichtiger Weg vorbeiging, hatte doch in diesen Tagen mancher dort oben etwas zu tun, der die Nachrede kaum hätte gelten lassen, er streiche aus eitel Neugier da herum. Dennoch wußte nachher ein jeder, wie weit die Profile auseinanderstanden, und überhaupt, daß Balmer ein ungeheuer großes Haus bauen wolle.

Schon im Spätsommer erstanden die Fundamente; der Bau wuchs rasch, und es ward viel darüber geredet, wie stattlich und groß das neue Hotel werden solle. Balmer hatte schon die Grundmauern getauft, so ungeduldig war er; aber aus dem stolzen Namen Hotel International, den er endlich für würdig befunden, machten die Werkleute ein Hotel Hinternational; das war der erste Ärger, den Balmer damit hatte.

Er leitete, befahl und tat groß mit den Reisen, die er machte, um bei den Geschäftsleuten im Unterland die Dinge zu bestellen, deren er bedurfte. Ein neuer Hochmut war über den Mann gekommen, wie er da inmitten seiner großen Unternehmung stand.

Im Spätherbst, knapp vor dem ersten Schnee, leuchtete das dritte rote Dach in die Bergesharmonie hinaus, und das Singen der Bauleute, die vom Aufrichtmahl heimkehrten, weckte zu später Nachtstunde die im Waldegg auf. Es sprach sich des andern Tages auch schon herum, wie nobel es dabei zugegangen sei. Als Benz, der dem Balmer noch entfernt verwandt war, mit der Neuigkeit ins Waldegg kam, stopfte er die Pfeife, zog die Augenbrauen hoch und brummte: «Wenn dem das Springen nur nicht einmal in die Beine kommt! So häuslich der sonst war, jetzt weiß er seinem Geld keinen Rat.»

Der Schnee deckte mitleidig die roten Dachschilde gerade so gut wie die braunen, steinbeschwerten, sie mochten noch so hochmütig sich über diese hervortun wollen. Und die Sonne sandte ihnen zu Liebe keinen Strahl mehr als sonst, um ihrer Eitelkeit zu Hülfe zu kommen. Sie lächelte gleichmütig, als wollte sie sagen: Ihr seid nicht besser als die andern und könnet euch im Sommer wieder brüsten, wenn

ohnehin die Narretei in den Bergen los ist! Und der gleiche Schnee, der die Dächer verhüllte, hatte auch das Geschwätz und die Mutmaßungen begraben, welche doch immer wieder über die Abträglichkeit der Gasthäuser und über Balmers Vermögensumstände umgegangen waren.

Aber der Winter war diesmal nicht der eisige, strenge Herr wie seit vielen Jahren. Der Schnee kam feucht und in großen Flocken vom Himmel; die Lawinen donnerten um Neujahr, als wär's Frühling, und tausend Wässerlein rieselten, wo sonst nur eine magere Eiskruste die Steine im Bachbett eingeschlossen hatte.

«Das Wetter schüttelt die Wurmstichigen vom großen Baum», weissagte Benz eines Abends in der Ofenecke und erzählte, wie der alte Totengräber zu Gletschbach seines Gedenkens nicht so viele Gräber zu machen hatte. «Eine volle Zeile seit der Weihnacht.» Und da ihn selbst etwas wie ein Fieber gepackt hatte, stellte ihm Marei einen großen Topf mit Tee zurecht. Denn sie wußte, daß Benz nicht gut zu Paß war, wenn ihm die Pfeife nicht schmeckte.

«Benz, du solltest hier über Nacht bleiben, daß du warm hast und man nach dir sehen kann. Drunten in deiner Eisgrube könntest du dir noch etwas Böses zuziehen.»

Aber der Tee frischte den Alten auf, und vergnügt ging er auf den Heimweg. Wohl schien es ihm, als habe der naßkalte Wind noch nie so scharf in ihn hineingeblasen; aber das kam davon, weil er den ganzen Abend nicht vom warmen Ofen gegangen war. So tröstete er sich und kroch fröstelnd in sein kaltes Bett. Aber da durchschauerte es ihn zwei-, dreimal, schlug ihm die paar Zähne aufeinander und wollte ihm fast den Atem benehmen. «Daß aus der Welt keine Ordnung mehr ist, wär' nicht neu. Aber nun geht's mit dem Wetter auch verkehrt», brummte er ungeduldig und fror weiter. Dann wurde sein Kopf heiß; die Hitze nahm zu, als glühe eitel Feuer in seinem Leib. Er war dennoch eingeschlummert, und da kam es ihm vor, als sei er wieder, wie einstmals vor alten Zeiten, auf dem Lastschiff drunten auf dem See, und der Sturm heule über das kleine Verdeck. Er sollte eine schwere Bürde auf der Schulter tragen und wunderte sich immerzu, warum er die nicht ebensogut auf dem Verdeck ablegen konnte. Der Schweiß rann ihm darob über Stirn und Wangen. Seine Gefährten warfen trotz des Sturmes und unbekümmert um seine Drangsal Fischnetze aus. Da war die Last plötzlich von seiner Schulter genommen, und er selber half behende die schweren, nassen Netze einholen. Wie das zappelte! Und doch waren sie leer bis auf eines. Darin saß der Froschkönig, von dem er einmal so Wundersames gelesen. Der hatte ein demantenes Krönlein auf dem Haupt, war sehr niedlich anzusehen, und seine klugen Äuglein blickten furchtlos von einem zum andern. Sie alle erwarteten, daß er nun sprechen werde; nur einer holte mit dem Holzschuh aus, um dem Tierlein einen Stoß zu geben. Da packte Benz den groben Menschen ingrimmig, und sie fielen

ringend zusammen ins eiskalte Wasser, daß Benz erschauerte. Dunkel schlug es über ihm zusammen; er wollte schreien und konnte nicht, und nur wie ein Blitz durchfuhr ihn ein Gedanke der Befriedigung, daß er noch vor dieser Reise seine Dinge auf Erden wohl geordnet habe. «Nun bin ich tot», dachte er, als es vollends Nacht geworden war rings um ihn. Aber wie in jenem Märchen aus seiner Jugend, das er längst vergessen zu haben glaubte, kam nun der Froschkönig, so groß wie er selber, und führte ihn durch einen Gang aus der Finsternis hinauf ans Ufer. Da schien jetzt die Sonne, so heiß, daß aller Frost von ihm wich. Aber die Last, die er auf dem Schifflein getragen hatte, lag plötzlich wieder auf seiner Schulter, und er schleppte sie dahin, mühsam, schweißüberströmt. Der Weg bog in einen langen unterirdischen Gang. Da faßte ihn plötzlich eine weiche Hand und eine bekannte Stimme fragte: «Wie geht es dir?» Die Bürde fiel bei diesen Worten zur Erde, und er strengte sich an, etwas zu sehen. Da wurde er gewahr, daß seine Augen geschlossen gewesen waren, und daß Marei vor ihm stand und daß er ihm Bett lag.

Die helle Sonne schien in die Stube; die Eiszapfen am Dach tropften gleichmäßig, und die Berge glänzten so hell, daß ihn die Augen schmerzten. Er war auch noch so befangen in seinem Traum, daß er dessen Bilder und das, was vor seinen Blicken lag, nicht in Einklang zu bringen vermochte. Aber die Besorgnis, die deutlich auf dem Gesicht der Marei lag, weckte ihn zu immer klarerem Bewußtsein, und gierig langte er nach dem Trunke, den sie ihm reichte. Noch nie hatte er solche Labung empfunden.

«Ach, warum bist du nicht bei uns oben geblieben!» jammerte Marei, als seine Hand zitterte, daß er beinahe den Tee ausschüttete.

«He, es geht hier ebenso gut vorbei, und in zwei, drei Tagen bin ich wieder rauf. Kannst am Samstag das Rippstück draußen in der Küche einweichen für den Sonntag. Denn wenn der Magen so mit Tee ausgewaschen wird, heißt's nachher, ihn wieder gehörig aufhängen. Und das wollen wir am Sonntag tun.»

Ulrich machte ein gewaltiges Feuer im Stubenofen an; aber als Marei wiederkam, um ihm zu erläutern, wie Benz umgebettet werden müsse, schlief der Kranke schon wieder fest, so daß sie ihn nicht stören mochte. Leise ging sie hinaus, und Ulrich setzte sich ins Stübchen nebenan an die Türe, um bei der Hand zu sein, wenn er erwache.

Aber Benz regte sich nicht. Beim Prasseln des Feuers war er eingeschlummert und schlief nun, so daß Ulrich ein ziemlich müßiges Ämtlein hatte.

So still aber Benz dalag, so lebhaft waren die Traumgebilde, in deren Mitte er wandelte. Bild reihte sich an Bild, eines bunter und lebhafter als das andere; jedes Zeitmaß war dem Träumer entfallen. Ab und zu trat mehr oder weniger deutlich Marei in die Reihe der wandelnden Gestalten, immer als Spenderin eines

willkommenen Trunkes. Je gespenstiger und ungeheuerlicher jene Bilder sich aber benahmen, desto ruhiger und müder ward das, was Benz selbst bei den seltsamen Vorgängen tat, und oft verschwamm alles vor ihm in einem rötlich schimmernden Nebel, der ihn allmählig umfing. Aber langsam wich der Dunst wieder; die Berge traten im Abendglanz vor seinen Blick, und er vermochte jeden Schrund der Gletscher, soweit das Fenster sie einrahmte, zu erkennen. Dann trat Christian Eicher in die Stube in denselben Kleidern, die er damals auf der Bahre angehabt. Trotz der anbrechenden Dämmerung erkannte ihn Benz sehr wohl und freute sich unendlich, ihn wiederzusehen. Er wollte ihm auch die Mißhelligkeit ausreden, über welcher sie auseinandergegangen waren. Aber Christen Eicher wehrte ihm mit stummer Gebärde ab und schien es eilig zu haben. So langte Benz seine Mütze vom Nagel und wollte mit ihm aus der Türe gehen, als ihm Marei einen Trunk anbot. Er wies sie damit auch an Eicher und sagte ihr ein entrüstetes und spaßhaftes Wort, daß sie ihren Eheliebsten dermaßen vernachlässige. Doch da fiel ihm ein, Christen sei ja längstens gestorben und brauche solche Liebe nicht mehr. Die Erinnerung, daß Eicher nicht mehr lebe, hatte weder für ihn, noch für Marei etwas besonders Trauriges; dafür erfüllte sie eine sehnliche Liebe zu ihm und eine anbetende Verehrung vereint mit dem Trost, daß es ihm jenseits des Grabes sichtlich wohl ergehe. Christen stand stumm in der offenen Tür, und es war ihnen wohl verständlich, daß er nicht sprach. Aber auf seinem Angesicht lag ein träumerischer Friede, und seine Augen leuchteten, daß ein heller Schein davon ausging in die Dämmerung der Stube. Benz folgte ihm aus dem Haus und sah nichts Unrechtes darin, daß Marei zurückblieb. Der letzte schwache Schimmer lag drüben auf den Gletschern, und doch glühte schon Stern an Stern, viel heller, als Benz sie jemals erschaut. Aus dem Dunkel erstand jenseits der Berge eine riesengroße Gestalt, und als Benz sie seinem Begleiter weisen wollte, war der verschwunden. Das Angesicht jener Erscheinung nahm allmählig deutlich die Züge an, die der welterschaffende Herrgott auf dem ersten Blatt der alten Bibel trug, in welcher Benz zuweilen las. Ein wundersames Gefühl erfaßte den alten Mann und eine selige Freude, so daß er in kindlicher Hingebung auf die Knie fiel und die Arme nach dem Allmächtigen ausbreitete, dessen Blick so wohlwollend auf ihm ruhte. Sein Herz klopfte laut und hastig, und er empfand weder Furcht noch Ängstlichkeit, in seinem Werktagsgewande vor dem Ewigen zu erscheinen. Da erloschen mit einem Male die Sterne; die Erscheinung zerfloß, und Benz hatte nur noch den blitzschnellen Gedanken: Jetzt kommst du vor die Himmelspforte!

Als Marei am nächsten Morgen beim Frühlicht in die Krankenstube kam, lag Benz mit weitgeöffneten Augen da und blickte sich nicht um. Sie trat erschrocken

rühen; da wandte er ein wenig den Kopf, und sie sah, wie seltsam seine Augen in dem verfallenen Angesicht leuchteten.

«Marei, ich habe den Christen selig gesehen und den Herrgott auch», flüsterte er. Jetzt wurde ihr angst, und sie sprach beruhigende Worte zu ihm; denn sie zweifelte nicht, daß er im Fieberwahn rede. Aber er achtete nicht darauf und wollte sich aufrichten trotz seiner Schwäche.

«Dem Christen geht es gar wohl, und der Herrgott ist so lieb und gut, daß ich dir's nicht sagen kann!» beharrte er. Marei entgegnete nichts weiter, reichte ihm zu trinken und ging dann hinaus, um ihm die Gelegenheit zu weiteren Fieberreden zu nehmen. Da befiel ihn auch bald ein Schlaf unendlicher Müdigkeit, und es war ihm, als habe er noch nie solche Erquickung gefühlt, wie jetzt beim Einschlummern.

X.

Zweimal war es Sonntag geworden, seit das Fieber ihn gepackt; das drittemal, als die Sonne warm und golden in den stillen Morgen hinausglänzte, saß Benz auf der Bank beim Waldegg, trotzdem der Schnee rings die Matten noch mit dichten, weiten Flaumbetten deckte, damit den zarten Trieben in der Erde vom Wintersfrost kein Leid geschehe. Es war still ringsum bis auf das Zwitschern und Rufen der Vögel, das Rauschen des Bächleins jenseits der Gartenmauer und das gleichmäßige, rasche Herniederfallen der Tropfen, die sich vom Dache lösten, einen Augenblick auf ihrer kurzen Bahn im Sonnenlicht erglänzten und dann untergingen in dem winzigen See, der sich dem Zaun entlang zog und dessen Überfluß als dürftiges Gerinnsel dem Bächlein folgte. Ein vorwitziges Mücklein kam herangesummt, dessen Wiege wohl drüben im sonnenwarmen Rain, von dem der Schnee schon geschmolzen war, eingegraben gewesen. Das Tierlein sang munter sein eintöniges Lied in der lauen Luft, und Benz sah ihm mitleidig nach, bis es verschwand. Dann suchten seine Augen wieder die Berge, als wäre er lange, lange von ihnen fort gewesen und müßte nun Nachschau halten, ob ihnen derweil kein Leid geschehen sei. Er hatte die gefalteten Hände in den Schoß gelegt, und wenn seine Blicke die Gletscher erstiegen, so gingen seine Gedanken noch höher, hinauf in den blauen Himmel, der so weislich den Schnee gespendet und der nun die Sonne spendete, jedes zu seiner Zeit. Die Stille, durch die es zog wie ein leises, hoffnungsvolles Singen und Klingen, umgab seine Gedankenbilder mit einer erhabenen Harmonie, und der Herrgott seines Fiebertraumes ward dem alten Mann so gegenwärtig wie in jener Nacht. Er hatte eigentlich in ihm fortgelebt seither; eine Vorstellung, die er undeutlich sein Leben lang gehegt, hatte ihre bestimmte Gestalt angenommen.

«Du bist ein gar mächtiger Herr dort im Himmel oben, und ich bin jetzt froh, daß ich dir in meinem Leben nicht mir jeder Bagatelle gekommen bin und dir nicht wegen jedem Zahnweh vorgejammert habe», dachte Benz am Schluß seiner stillen Sonntagsbetrachtung.

Als er derart eine erbauliche Abrechnung zwischen dem Himmel und seinem sündigen Menschen gehalten, ging er hinein; denn Marei rief zum Essen. «So, jetzt heißt's aber, Leib und Seele wieder richtig zusammenknüpfen; denn ich spüre, daß es nicht viel Voriges hat. Die Kleider hangen an mir wie am Zaunstecken», spaßte er.

«Als ob du nicht von jeher beindürr gewesen wärest. Tust jetzt noch, als hättest du vorher gar einen Bauch gehabt wie ein Statthalter» gab Marei zurück. Es trieb sie mit aller Macht, ihrer Freude Luft zu machen, und wäre es nur durch einfältige Scherze. Denn daß der liebe alte Benz wieder bei ihnen am Tisch saß, war ihr ein Gotteswunder. Sie verhehlte ihm freilich, wie sie in ihrer Herzensangst für ihn zum Himmel gefleht; auch das abgegriffene Psalmenbuch, in dem sie so manche Stunde andächtig neben seinem Bett gelesen, hatte sie in aller Heimlichkeit wieder an sich genommen, damit er davon nichts merke. «Ich habe dir wohl noch gar nicht gesagt, daß Aaregger da war und nach dir fragte, als es dir gerade so bös erging. Er hatte davon gehört, du seiest krank – –» berichtete Marei.

«So so, das freut mich. Zweifle aber, ob es ihn auch freut, daß es diesmal noch nichts war.»

«Schäm' dich, Benz! Du mußt nicht immer nur das Böse von jedem denken», schmollte Marei.

«Wer's Kraut kennt, braucht nicht nach den Wurzeln zu graben.»

«Er war noch lange bei mir, fragte nach dem Hans und erzählte, es sei jetzt auch eine Bahn für Stägen und auf das Morgenhorn bewilligt – – –»

Benz starrte die Frau einen Augenblick an; dann fuhr seine magere Faust auf den Tisch. «Kreuzdonnerwetter!» schoß er los.

«Sobald der Schnee ab ist, kommen die Vermesser, und es soll Hals über Kopf vorwärts gemacht werden.»

«Mir soll ein solcher Wegknecht des Satans auf meinen Grund und Boden kommen! Dem reiße ich ein Bein aus und schlage ihm damit den Schädel ab», drohte Benz und schlug, weil ihn die Faust vom erstenmal schmerzte, jetzt mit dem Messerheft auf den Tisch, so daß die Katze entsetzt von der Bank heruntersprang, ohne auf die in Aussicht stehende namhafte Speckschwarte zu warten.

«So hat dann der Teufel wenigstens ein bequemes Fuhrwerk, wenn er einmal die Stägener zusammenramassiert; denn so wie es jetzt war, hätte er dreimal fahren müssen und vielleicht doch nicht einmal alle aufladen können!»

«Schäm' dich, Benz, so lästerlich zu reden, nachdem du kaum wieder auf den Beinen bist», ermahnte Marei wieder, diesmal etwas ernster.

«'s ist eigentlich wahr: ich muß acht geben, daß ich einmal in den Himmel komme: denn nur dort bin ich sicher, daß mir nicht alle Nasen lang ein Stägener vor die Beine läuft!»

Und zum drittenmal dröhnte ein Schlag auf den Tisch.

Marei schüttelte nur den Kopf; sie gab es auf, den Benz zu ermahnen, so lange er im Eifer war.

Die erste Pfeife brannte nach langer Fastenzeit und stimmte den Alten zusehends milder.

«Und wie ist der Balmer mit seinem Zeug dran, da mit dem Hinternational, oder wie die Bratenscheune heißen soll?»

Marei ruckte die Achsel. «Man hört allerlei, und wenn die Hälfte davon wahr ist, so is's schlecht. Die Krämerin sagte, er laufe die ganze Talschaft aus nach Bürgen; denn das Haus mit allem drum und dran komme ihn dreimal so teuer, als er gemeint habe. Dein Vetter, der Aaregger, wollte ihm unterschreiben, und damit wär's richtig gewesen. Aber dann haben sie ihm gesagt, der Steinbühler tue das nur, um es später an sich zu ziehen. Balmer könne ihm das Haus einrichten und dann gehen. Wie du weißt, trinkt der Balmer bösen Wein, und als er nun kürzlich im Bären zu Gletschbach mit Aaregger zusammentraf, gab's erst Stichelreden und dann Krieg. Jetzt nimmt ihn dein Vetter wegen dem Zank vor den Richter, und mit der Bürgschaft ist es natürlich aus und Amen.»

Noch erwogen sie hin und her, als Balmer daherkam; er habe von der Krankheit seines alten Freundes gehört und wolle doch selbst sehen, wie es mit ihm sei, sagte er ausziehend zutunlich, indem er Benz die Hand schüttelte, und da freue es ihn, daß er schon so wohlauf sei. «Das hast du auch viel der guten Pflege zu verdanken», setzte er hinzu und sah dabei nach Marei hinüber.

Benz blickte ihn derweilen unverwandt an. Christian Balmers Gesicht schien ihm seit dem letzten Sommer um viele Jahre gealtert, und die lärmende Aufgeräumtheit in seiner immerfort fließenden Rede war ihm so neu an diesem Manne, daß er ihn fast nicht wiedererkannte.

«Sitz' ab», sagte Benz freundlich, als Balmer immer noch herumstand und fügte hinzu: «es kostet nicht mehr als das Stehen.»

Marei und Emma räumten das Eßgeschirr hinaus und hantierten dann in der Küche; Ulrich machte sich auf den Weg nach Gletschbach, wo der Bahn wegen eine öffentliche Versammlung gehalten wurde.

«Ja die Bahn, die wird Stägen erst zu dem machen, was es längstens sein könnte:

die erst bringt dann wirklich Geld», griff Balmer den Faden auf, und als Benz schweigsam an seiner Pfeife weitersog, fuhr er fort:

«Wäre sie nicht aufs Tapet gekommen, so hätte ich wohl die Flinte ins Korn werfen müssen, wäre ein Bettler geworden ob meiner Bauerei; aber jetzt weiß ich, daß alles noch gut kommen muß, und lasse mir daher die Sachen nicht über den Kopf wachsen, so lange ich noch ein Glied rühren kann.»

Benz rauchte schweigend weiter.

«Siehst du, der Steinbühler hat immer gejammert und fremdes Geld aufgenommen, um den andern Sand in die Augen zu streuen und sie abzuschrecken, damit er das Schäflein allein scheren könne. Aber die jungen Feißen im Boden haben's merken lassen, wie gut sich das rentiert und wieviel ihr Onkel im Steinbühl bei allem Lamentieren jedes Jahr hinter sich brachte. Der pure Neid war's damals, daß er mit dem alten Feiß Händel anfing.»

«Weißt du das mit dem Rentieren so genau?»

«Ja, das weiß ich! Aber e i n e n Fehler habe ich bei meiner Sache gemacht. Ich hätte den und jenen, welcher in solchen Dingen kundig ist, zu Rate ziehen und mit ihm meine Rechnung durchgehen sollen. Denn ich habe sie, wie man so sagt, ohne den Wirt gemacht; kurzum, ich habe den Bau zu groß angefangen, und jetzt heißt's weitermachen, das Geld mag herkommen, wo es will; sonst komme ich um alles und kann meinen Kindern den Bettelsack umhängen, oder mit der Anna bei den Bauern in Dienst gehen und die Kinder auf die Gemeinde geben.»

Er hatte sich bei diesen hastig hervorgestoßenen Worten erhoben und sah nun zum Fenster hinaus, als könnte er jenseits des auftauenden Gartens einen Ausweg erspähen.

«So schnell wird das wohl nicht gehen. Du hast ja dein Heimwesen und bauerst weiter, bis sich Mittel und Wege finden – – –. Vielleicht kauft dir einer die Sache gut ab – – –»

Da kam Balmer vom Fenster zurück und ließ sich seufzend auf seinen früheren Platz nieder. Alle die Aufgeräumtheit, welche er zur Schau getragen hatte, war verflogen und ein niedergedrückter, verhärmter und geängstigter Mann saß da. Das grelle Sonnenlicht, das auf ihn fiel, zeichnete die Furchen in seinem Gesicht und die Löcher in seinen Wangen noch tiefer; die Augen hatten ihren Glanz verloren und verbargen sich unstät hinter den feuchten Wimpern.

«Wäre es noch nicht weiter als so, so ließe sich über die Sache reden. Aber das Zurückgelegte und die magere Hypothek, die kaum ein Viertel von dem ist, was ich erwartet hatte, sind von den Taglöhnern allein fast aufgefressen worden, und für die Ziegel und die Schreinerei habe ich Wechsel unterschrieben. Ist das Haus

einmal fertig, dann wird auch die Bank es viel höher belehnen; die Wechsel werden bezahlt – – –»

»Und der Hausrat, das Geschirr und die Eßwaren?» fiel ihm Benz ins Wort, als er sah, wie Balmer schon wieder im Oberwasser zu schwimmen begann. Der verwarf die Hände und stemmte sie dann auf seine Knie. «Da muß ich nachher eine zweite Hypothek machen – –»

»Hypothek, Wechsel, Hypothek, das ist also die Melodie, nach der du tanzen mußt. Und weißt nicht einmal, wie's dann mit dem Abzahlen ist. Mit dem Schuldenmachen ist's nicht getan; sie müssen auch bezahlt sein. Doch mich geht die Sache ja nichts an, und darum habe ich auch nichts dreinzureden – –» warf Benz ärgerlich hin.

Eine Weile saß Balmer still da und sah, die Hände auf die Knie gestemmt, vor sich auf den Stubenboden. Dann hub er zögernd an: «Und doch wollte ich dich fragen, Benz, ob du mir nicht mit einem guten Wort beistehen willst, nur bis zum Frühsommer, bis alles fertig ist. Es ist ja nur eine Formsache, und du hast nichts zu befürchten, hast auch nicht Weib und Kind, an deren Zukunft du Tag und Nacht mit Jammern und Schrecken denken mußt. Der Feiß Karl will mir bürgen, und wenn du als Zweitmann dabei bist, so ist alles gewonnen – –»

Seine Stimme hatte sich gegen das Ende gehoben und klang eindringlich, fast flehend. Aber er sah immerfort auf den Stubenboden, als fürchte er, in dem Gesicht des alten Benz einen Augenblick früher die Abweisung zu lesen, an die er nun schon so gewöhnt war von seinen vielen vergeblichen und demütigenden Bittgängen her.

»So, der Feiß Karl will unterschreiben?» frug Benz verwundert, als hätte er alles andere überhört.

Die freundliche Frage fachte Balmers schwachen Hoffnungsschimmer gleich zum hellen Freudenfeuer an, und hastig erzählte er: «Ja, ich glaube, dem Steinbühler zum Trutz. Der Hallunk im Steinbühl hat gemeint, er habe mich im Sack. Aber dem habe ich gesagt, wie spät es ist. Doch dir brauche ich nicht zu berichten, was das für einer ist; du hast ihn selber genugsam erfahren, und was zwischen uns gegangen ist, wirst du wohl auch vernommen haben – – –»

«Du hast ihm aber wohl Unrecht getan; denn so schnell war's mit dem Einsacken nicht gegangen. Vorläufig war das, was er dir versprochen hatte, eine große Wohltat, und für die hast du ihm miserabel gedankt. Wenn du dich doch mit dem aufgebrochenen Geld, für das er bürgen wollte, hättest kehren können, so wäre da vom Plündern nicht die Red' gewesen – –»

«Du kennst ihn selber am besten! Wie hat er dich bestohlen und betrogen! Seine Mutter hat's selbst gesagt in ihrer Verrücktheit – –»

«Das geht mich allein an! Wenn ich mit ihm etwas auszumachen habe, so bin ich Manns genug und brauche keinen andern dabei. Du hast schlecht am Steinbühler gehandelt!»

Erst hatte Balmer erstaunt aufgehorcht; denn auf Benzens Haß gegen Aaregger hatte er nicht wenig gerechnet. Dann begann er wieder die Bretter des Stubenbodens mit den Blicken zu messen.

«Irren ist menschlich», gab er endlich zu, und die Redensart kam ihm außerordentlich gelegen.

«Das kann jeder sagen, der nicht recht zu seiner Sache stehen will. Ich habe auch Dummheiten gemacht und werde wohl noch ein paar machen; aber ich habe mich nie mit einem wohlfeilen Spruch drausgezogen. Warum fürchtest du denn nicht, Karl Feiß könnte dir auch eine Falle stellen wollen, he?»

Da wußte Balmer nichts zu entgegnen und sagte bloß nach einer Weile seufzend: «Der Mensch lernt eben nie aus.»

Wo der nur seine bequemen Sprüche alle her hat? dachte Benz und sah ihn ärgerlich an. Aber als er die scharfen Furchen in Balmers Gesicht wieder gewahrte und ihm sein bekümmerter, trostloser Blick auffiel, der immer zu Boden gerichtet blieb, war es ihm doch leid, daß er diesen wehrlosen, gehetzten Menschen so angefahren hatte, und er sagte milder: «Wär's nicht für ein Hotel, ich hätte nicht nein gesagt … Du tust mir leid genug.»

«Um Gotteswillen, Benz», flehte Balmer und klammerte sich an das gute Wort, das ihm da aus aufrichtigem Herzen zuteil wurde, «hilf mir! Ich kann ja nicht mehr zurück und kann nichts anderes mit dem Haus anfangen. Wie gerne wollte ich, das Hotelwesen wäre mir nie in den Sinn gekommen …!»

Seine Stimme zitterte, und Benz fühlte, aus wie tiefem Herzen diese Worte kamen. Und als er den Balmer ansah, war es ihm, als seien dessen Augen naß von verhaltenen bittern Tränen.

«Benz, hilf mir doch!» bettelte er demütig nach einer drückenden Stille.

«Ich habe mir hoch und teuer vorgenommen, mich mit dem Fremdenwesen nie irgendwie einzulassen, weil ich weiß, daß es einmal großes Unglück über uns bringen kann. Aber ich habe dir vorhin auch gesagt» – und dabei spielte ein Lächeln um seinen Mund – «daß ich wohl noch ein paar Dummheiten machen werde, und die erste wird wohl die sein, daß ich mit der Zeit als Götti bei dieser schlimmen Kindstaufe werde hinstehen müssen – –»

Balmer starrte ihn verständnislos, mit halboffenem Munde, an, als müsse er sich jedes Wort erst vergegenwärtigen und den Sinn mühsam zusammensuchen.

«Du, Benz, wie soll ich dir danken – –!» rief er und wollte auf den Alten zueilen im

Überschwang seines Glückes; aber der wehrte mit weit vorgehaltenen Händen jedwede Berührung ab und rief ängstlich: «Schupf mich nicht, sonst fällt der schöne porzellanige Pfeifenkopf ab dem vertrockneten Rohr; er wackelt», und im gleichen Augenblick umfing er das bedrohte rauchende Kleinod mit allen fünf Fingern seiner rechten Hand. Eigentlich ärgerte ihn dieses überschwengliche Getue, und er sah Balmer scharf ins Gesicht; der aber stand unbeholfen vor ihm und schämte sich auch ein wenig.

«Mach' mir da nur keine Auftritte, das habe ich nicht gern! Und eigentlich hättest du es verdient, daß man dich noch ein wenig zappeln ließe. Aber hoffentlich hast du dir auch so eine Lehre daraus gezogen – – –»

Marei kam mit dem mächtigen schwarzen Kaffeekrug herein und stellte ihn auf den Tisch, und Emma brachte die Tassen. Es war unschwer zu erraten, daß sie den beiden ein angelegentliches Gespräch abgeschnitten; denn Balmer stotterte verlegen: «Es ist schönes Wetter heute, und das putzt den Schnee zusammen – –»

Aber beim Kaffee leuchtete die unendliche Freude, deren sein Herz voll war, aus seinen Augen; er scherzte und plauderte in einem fort und guckte bei jedem Wort den Benz an, ob er dessen Beifall erlange. Am liebsten hätte er ihm fast einen Kuß auf das gefürchtete, übel verschrieene Mundwerk gegeben, trotz der langen, grauen Bartstoppeln, die es einfaßten.

«Das hat der Rain-Benz seinem Vetter im Steinbühl zum Trotz getan», ging die Meinung in Stägen um, als die Bürgschaftsgeschichte ruchbar wurde. «Kommt es gut und kann sich der Balmer über Wasser halten, so bekommt der Steinbühler nicht um halb Geld das Hinternational; kommt es aber nicht gut und muß der Rain-Benz Haare lassen mit der Bürgschaft, so fällt das Erbe für den Aaregger um so magerer aus; denn er und die Feiß im Boden sind ja die einzigen Verwandten und erben ihn einmal. Ja, ja, der Rain-Benz ist ein Schlaumeier.»

Daß Karl Feiß auch mithaftete, erwähnte niemand; denn der war jetzt im Gemeinderat, und man durfte ihm also weder etwas Arglistiges, noch etwas Dummes unterschieben.

Balmer selbst fuhr wieder auf offenem Meer und mit vollen Segeln in die rosenrote Zukunft hinein, von der er Tag und Nacht träumte, und außer an hallenden und schallenden Befehlen hatte er seine besondere Freude daran, mit seinem flotten Schiff dem Steinbühler allenthalben in die Quere zu fahren und ihn mit einem Pfeilhagel von Verdächtigungen und Gehässigkeiten zu überschütten. Dabei blinzelte er, trotz der erlittenen Abweisung in solchen Dingen, doch zuweilen wohlgefällig dem Rain-Benz zu, bis ihn der einmal anschnauzte: «Bist ein dummer Donner!»

XI.

Die Lawinen krachten am Morgenhorn, und zu Stägen lag in den Schründen und Gräben noch tiefer Schnee. An der Bergwand zwischen Gletschbach und Stägen kletterte ein ganzer Trupp von Feldmessern herum, und die Reihe weißroter Pfähle, die sie in gleichmäßigen Abständen in den Boden rammten, stieg immer höher bergan. Die Feldmesser standen unter zwei Hauptleuten, die ihrem ganzen Wesen nach so verschieden waren, als der Schöpfer überhaupt jemals zwei Eidgenossen verschieden auf die Welt geschickt hat.

Der eine war ein baumlanger Basler, der Bruder jenes Bahnpräsidenten, auf dessen Zehen der Gemeindeschreiber Aareggers Rede hatte zum Stillstand bringen wollen. Er hatte ein kleines, verkniffenes Gesicht, das eigentlich nur aus einer Rauchglasbrille, einer Nase und einem übermäßigen Schnauzbart zusammengesetzt schien. Ihn ärgerte alles, und er ärgerte alle und war auf dieser niederträchtigen Welt dran wie der Ohrenkauz im Krähenschwarm. Als ein schwarzes, langes Ausrufzeichen stand er hinter den unfreundlichen, groben Redensarten, mit denen er jeden regalierte, der ihm nicht ganz besonders genehm war, und er klagte immerfort und allenthalben über die Unart und Niedertracht der Leute, mit denen er zu tun hatte.

Sein Genosse war ein Zürcher. Der hatte an Umfang zu viel, was ihm an Länge abging, und er rollte auf kurzen Beinchen vergnügt durch die Welt als eine braune Kugel. Denn auf einige Entfernung gesehen hoben sich seine grünlichen Lodenhosen kaum von dem Braungrün der Frühlingsmatten ab; desto schärfer zeichneten sich die Umrisse der runden Masse, die auf diesen kurzen, grünlichen Beinchen einherwandelte und in einem dunkelbraunen Rocke stak. Freilich mußte man bei dieser einen Kugel eine zweite, rötlichglänzende mit in den Kauf nehmen, die obenauf saß und mit einem Jägerhütchen geschmückt war. Dieses zweibeinige Stück menschlichen Wohlergehens freute sich des Morgens in aller Frühe darauf, tagsüber tüchtig herumzuldettern, zu schwitzen und derohalb magerer zu werden.

Diese beiden Ungleichen hatte die Bahngesellschaft als Pioniere da hinaufgesandt, und des Plänkelns zwischen ihnen war kein Ende. Sie sollten aber ihren Witz nicht mehr lange nur unter sich erproben; es war auch beiden gut, daß eine wahre und tiefe Freundschaft sie verband, so sehr sie einander ein solches Gefühl verheimlichten und verleugneten. Die Bahn war abgesteckt, und es galt nun, sich mit den Bodeneigentümern im Guten oder mit Gewalt auseinanderzusetzen.

Der Basler wollte im Tal anfangen, der Zürcher oben; denn, sagte er, so gehe es am billigsten ab. Unten wüßte ein jedes Kind, was sich aus einer Gesellschaft herausquetschen ließe, und jeder richtete sich nach dem Preis, den sein Nebenmann

ermakte. Oben aber haben sie es noch mit unverdorbenen und unerfahrenen Hirten zu tun.

«Sie machen da eine Wallfahrt mit Erbsen in den Schuhen und rechnen: zwei mal zwei ist drei. Mir graut vor Ihren Hirten und allem, was uns noch bevorsteht», rief Livius und machte mit beiden Armen eine abwehrende Bewegung gegen Stägen hinauf.

«Ah bah, Sie sehen eben alles immer durch Ihre schwarze Brille! Sind sie Menschenfresser dort oben, so geht's mir an den Kragen; Sie lassen sie sicher laufen; denn eher würde der Suppenhafen weich als Ihr Leibesgestell.»

«Das sind faule Witze», knurrte Hans Langbein. «Aber wenn Sie's doch zwingen wollen, nun, so gehen wir. Aber Sie können dann sehen, daß es gut abläuft», und er setzte dem Zürcher den dürren Zeigefinger wie ein Stilett auf das runde Bäuchlein.

Der Abhang des Morgenhorns bis zu den obersten Häusern von Stägen gehörte dem Bäuert ins Gemeine, und mit ihr waren vom Präsidenten schon Unterhandlungen angeknüpft, so daß Heußer und Livius da nichts zu tun hatten.

Dann kam Zumbrunn, der Gemeinderat. Sie trafen ihn vor seinem Hause, ein Heugarn flechtend. Unmerklich verkürzte Livius seine Schritte, während Heußer im gleichen Tempo weiterkugelte und so mit ein paar Schritten Vorsprung vor dem Flechter zum Stillstand kam.

«Fleißig, fleißig, Herr Gemeind'rat?» fragte er und schwenkte grüßend sein Hütlein. Der Würdenträger aber sah kaum von seiner Arbeit auf und ließ die Auseinandersetzungen Heußers schweigend über sich ergehen. Livius stand hinter diesem auf dem etwas abschüssigen, schmalen Vorplatz wie ein schwarzer Pfahl, der die braune Kugel am Rollen verhindern sollte, und sah sich den Herrn Gemeind'rat kritisch an. Der hatte ein scharfgeschnittenes, pfiffiges Raubvogelgesicht, soweit es dessen obere Hälfte betraf; die untere Hälfte und noch ein guter Teil der Brust war von einem wahren Wald schlaff herabhängender Haare verdeckt, die strichweise vom Braunen ins Fuchsige spielten, und so genau Livius diesen Wald auch musterte, so wußte er doch nicht zu sagen, wo da eigentlich der Schnurrbart aufhörte und der Kinn- und Backenbart anfing. Einen Zoll unterhalb der Nase war freilich eine Vertiefung, und in die steckte Zumbrunn eben eine Tabakpfeife, deren Holzkopf einen ehrwürdigen schwärzlichen Anstrich hatte.

Heußer schwatzte auf ihn ein, daß es nur so prasselte. Das Risiko der Gesellschaft, den Aufschwung, den Stägen nehmen werde dank der Bahnbaute, die vielen Arbeitslöhne, die es schon beim Bau und dann beim Betrieb zu verdienen gebe, alle diese mildernden Umstände wand er zu einem bunten, lockenden Strauß und schlang als Band und Folgerung zum Schluß das Verlangen darum, daß unter sotanen Verhältnissen die Bodeneigentümer wohl nicht unbillig sein und mit sich reden lassen werden.

Er erwartete nun eine Antwort auf seine lange Rede. Aber Zumbrunn flocht erst noch eine Weile an seinem Grasbogen weiter und fragte dann: «Wie viel hat die Gletschbachbahn bezahlt?»

«Ja, das ist meines Erachtens kein Maßstab. Dort war's schönes, fettes Mattland und hier, soweit es Ihr Teilstück betrifft, ist's sozusagen Steinwüste.»

«Oho, ihr müßt wissen, daß mir die grad so viel wert ist hier oben, wie denen dort unten ihr sogenanntes Mattland! Ich werde nachfragen und mir's überlegen; so in einer Woche könnt ihr ja wieder kommen – – –»

«Uns wär's aber lieber, vorwärts zu machen; denn die Zeit drängt – – –»

«Da hättet ihr eben früher drangehen sollen. Überhaupt ist mir die Bahn ein großer Schaden; sie schneidet mir die Weide da oben mitten voneinander, und dafür will ich dann auch Vergütung. Aber über das alles muß ich mich zuerst besinnen und nachfragen, wie in solchen Sachen Kauf und Lauf geht.»

Er packte bei diesen Worten seine Arbeit zusammen und ging ohne ein Wort des Abschiedes ins Haus. Da wich der schwarze Pfahl zur Seite, und die braune Kugel rollte pustend in den Weg hinaus. Dort trafen sie wieder zusammen, und Wilhelm Livius stellte sich düster vor Fridolin Heußer hin.

«Gott segne Ihren Einfall und dies unerfahrene, freundliche Hirtenvolk hier oben! Wenn's nach mir ginge, den Kerl da ließe ich zu Schnupftabak für die Nilpferde zerreiben.»

Während dieser Rede las Heußer den nächsten Eigentümer von seiner Karte ab: «Benedikt Aaregger am ‹Rain›.» «Wo dieses Viertel wohl liegt?»

Nach vielem Fragen fanden sie den Rain und am Rain den Benz. Der saß auch vor dem Haus, flickte gleichfalls einen Grasbogen und rauchte dazu. Wieder stellte sich Heußer vor ihn und Livius hinter diesen. Da machte ihnen Benz auf der Bank Platz und sagte, wenn auch nicht gerade freundlich: «Stellt ein wenig ab.» Das also sind die Wegknechte des Teufels! dachte er und musterte die beiden so von der Seite.

«Wir haben da nicht gerade ein angenehmes Amt», hub Heußer an und flocht, eingedenk der mit Zumbrunn gemachten Erfahrung, in den Strauß notwendiger Erklärungen manch ein liebliches Röslein und Veilchen. Komplimente über den Fleiß und die unverdorbene Art der Älpler von Stägen. Da fiel ihm Benz mit pfiffigem Lächeln in die Rede und spöttelte: «Was meint Ihr damit? Kennt Ihr sie so gut?»

Heußer ließ erstaunt sein gelenkiges Mundwerk einen Augenblick hängen, und Livius kniff das seinige noch mehr zusammen, so daß Schnauzbart und schwarze Brille einen dunklen Kranz um die Rußnase schlangen. Nur das pfiffige Gesicht

Benzens bellte sich immer mehr auf. Aber auf einmal legte er es in ernste, drohende Falten: «Muß einer überhaupt den Teufelskarren über sein Land fahren lassen? Könnt ihr ihn zwingen?» frug er trotzig.

Die Abgesandten wußten nicht, wo das hinaus wollte, und Heußer war mit seiner Überlegung dran wie der Hund, der rund um die sich nach ihm drehende Katze rennt und doch immer die drohende, fauchende Katergrimasse sieht.

«Wenn's im guten gar nicht geht, ja!» sagte er schließlich.

«He nu, so probiert's!» gab Benz zurück, «und der Bescheid soll auch für die Witfrau Ficher im Waldegg gelten, der ich seit einem Jahr Vormund für ihr Jüngstes bin. Ihr habt ja eure verdammten Stöcklein auch auf ihrem Boden gesteckt, der grad neben meinem liegt.»

Und auch Benz ging mit seiner fertigen Arbeit ins Haus, doch nicht ohne freundlichen Abschied von den beiden genommen zu haben.

«Mir soll noch einer zumuten, einen krummen Finger in einer Bergbahnangelegenheit zu machen! Der Mann würde ein Invalide und wäre es mein leiblicher Bruder!» polterte Livius und stapfte neben Heußer her dem Steinbühl zu. Denn nun kam Aaregger an die Reihe.

Da es mittlerweile Essenszeit geworden war, so bestellten sie ein währschaftes Mittagsmahl, einmal weil sie hungrig waren, und zum andern in der Voraussetzung, die ansehnliche Zeche könne Aareggers Sinn um ein weniges erweichen. Als sie gespeist hatten und abgeräumt war, luden sie ihn zu einem Glase Wein, und neugestärkt ward Heußer zum drittenmal vor Aareggers Augen seinen Strauß mit viel Röslein, Veilchen und duftendem Goldlack; denn er strich hier den für den Hotelier winkenden reichen Gewinn ganz besonders heraus, und das ganze Sprüchlein war ihm schon so geläufig, daß er ungefährdet hübsche Variationen hineinflechten konnte.

Aber Aaregger machte allmählig dazu ein Gesicht, als werde ihm da ein böses Gerichtsurteil abgelesen, seufzte, rieb die Hände und faltete sie dann über dem Magen, wo er erst den rechten Daumen um den linken und dann den linken wieder um den rechten kreisen ließ mit einer Schnelligkeit, die große Übung verriet. Dieses Seufzen und das trübe Gesicht wirkten auf Heußers Blumenstrauß wie ein grimmiger Reif, und seine Rede, die noch ein Weilchen mühsam weitergeflossen war, nahm ein vorzeitiges Ende.

«Ja, meine Herren», hub Aaregger gesetzt an, «das ist so eine Sach', – mchm – das mit der Bahn. Wir wissen noch nicht, ob sie uns nicht lauter Enttäuschung bringt, – mchm – das liegt noch in weiter Ferne, in Gottes Hand, möcht' ich sagen, – mchm. – Was ich sicher weiß, ist einstweilen nur, daß, sie mir – mchm – das schöne Bühlmätteli, mein bestes Stück Land, zerschneidet, total verruiniert, mchm – – –»

Da fiel ihm Livius ins Wort: «Herr Aaregger, Sie sind als ein verständiger Mann bekannt – –»

«Mchm – –»

«Und wir wissen ja wohl, daß Sie Schaden erleiden. Gerade dafür sind wir gekommen, um uns mit Ihnen nach Recht und Billigkeit abzufinden. Wir rechnen daher auch mit Bestimmtheit darauf» – seine Stimme schwoll mächtig an und die Brille vereinigte sich mit dem Schnauzbart zum Kranz um die Nase – «daß Sie mit sich ein vernünftiges Wort reden lassen und anders sind als diese verdammten Rabenäser, mit denen wir vergeblich parlamentiert haben.»

Aaregger tat erschrocken über diese lästerlichen Worte und hielt es an der Zeit, sein in Basel und Zürich sichtlich wachsendes Ansehen als ein frommer Mann mit beiden Händen festzuhalten: «Herr Livius, ich begreife ja, – mchm – daß gerade dieses Vermittleramt ein außerordentlich schweres ist. Aber Sie dürfen deswegen nicht ungerecht denken und Böses über Ihren Nächsten reden; denn das – mchm – ist unchristlich.»

Heußer schneuzte sich, daß es dröhnte, und Livius tat einen tiefen, raschen Atemzug, als sei er unvermutet mit kaltem Wasser übergossen worden, und sagte: «Wir haben's da mit dem Bauplan zu tun und nicht mit der Bibel. Überhaupt möchte ich sehen, wie darin die Verslein über die Nächstenliebe stünden, wenn die Herren Evangelisten zuerst mit den Anstößern einer Bahn aufs Morgenborn hätten abmachen müssen – – –»

Aaregger stund bei dieser Rede auf und sagte betrübt: «Solche Worte tun mir in der Seele weh. Und was die Bahngeschichte betrifft – mchm — ich lasse mich exproperieren.»

Damit ging er hinaus und ließ die beiden allein. Hätten sie aber mit ihren Blicken Wände zu durchdringen vermocht, so würden sie ein pfiffig lächelndes Gesicht grad an der Türe des Nebenzimmers wahrgenommen haben, und ein fest an die Wand gedrücktes Ohr, das jeden Ton aufzufangen suchte, der aus der Wirtsstube kam.

Und es gab da auch wirklich etwas zu erlauschen:

«Dieser miserable Jesuit! Wenn der mal abkratzt, säuft Teufels Großmutter eine Maß Pech extra!» polterte Livius. Derweil hüpfte Heußers Bäuchlein auf und nieder, und er wurde braunrot im Gesicht vor Lachen. Dann raunte er: «Das ist der Allerfeinste von allen! Mit Finger- und Augenverdrehen, mit – mchm – und frommem Senf steckt er den lieben Nächsten in den Sack. Aber der Herr sei mit ihm, wenn ich wieder in Zürich lande; dem werde ich seine Frömmigkeit ausposaunen – – –»

«Und ich in Basel», schwor erleichtert Livius.

Und Aaregger? Der hatte etwas Nützliches zu erlauschen gehofft über die Bahngeschichte, und nun schlich er von seiner Tür davon, ganz leise und geschwind; denn

er hörte Schritte im Hausgang. Hier lief ihm der Verdingbub vor die Füße, und dem fuhr er in den Schopf, ohne ein Wort zu sagen, und beutelte ihn, daß ein mächtiges Geheul erscholl und Aareggers Frau erschreckt gelaufen kam. «Was hat er gemacht?», fragte sie. Keine Antwort von Aregger; aber der Bub schrie noch lauter und heulte: «Nichts, rein nichts!»

«Grade deswegen! Er ist ein Herumschleicher, ein Horcher und Tagdieb!», beschied Aregger.

Das Geheul des Verdingbuben war die Abschiedsfanfare, die den Bahnagenten vom Steinbühl entboten wurde, und sie trotteten weiter, ihr trübes Geschick zu vollenden. Die Reihe kam nun an Balmer. Der war in seinem Neubau, und seine Befehle schallten aus den offenen Fenstern bis weit in die Matte hinaus, über welche das ungleiche Paar eben daherkam. Als er der beiden ansichtig wurde, verdoppelte sich seine Geschäftigkeit; sein Rufen wurde noch lauter, und er ließ lange auf sich warten. Endlich kam er, eine Zigarre im Mund, und rief zum Willkomm: «Was das zu tun gibt, so ein Haus nach allen Regeln einzurichten! Und tut man das heutzutage nicht, so geht das Renommee verloren. – Womit kann ich den Herren dienen?»

Er steuerte sie vor sich her dem alten Hause zu und ging dann voran in die große, raucherfüllte Küche. Heußer, als der Letzte, machte höflich die Tür hinter sich zu, und nun war es stockfinster in dem Raum; bloß aus dem Kochherde schlug mitunter eine trübrote Flamme. Balmer, der an der Spitze der Karawane stand, rief in die Finsternis: «Mariann! Mariann!! – Wo steckt das Maitli?! Läßt das Feuer leer brennen, statt die Erdäpfel obzutun.»

Livius hielt sich in der Finsternis an seinen Vordermann und nieste; denn der Rauch beizte seine Nase. Heußer stöffelte als eine abgeschnittene Nachhut dem Geschrei des Führers nach. Auf einmal stieß sein rechtes Bein gegen ein Hindernis: ein kurzes Sträuben und ein notgedrungener Sprung waren fast eins, ein Poltern und Plätschern das Nächste, und dann scholl es scharf und grimmig durch die Finsternis: «Schnaudonnerwetter!»

Im gleichen Augenblick fand Balmer die Stubentür, riß sie auf, und nun wurde Licht. Ein Chaos, fast wie am ersten Schöpfungstag, war das Erste, was sichtbar ward. Aus dem mächtigen Kochhafen, den Heußer umgerannt hatte, ergossen sich Wasser und zum Sieden bestimmte Kartoffeln über den Lehmboden hin, und mitten drin saß Heußer und zog eben die kurzen Beine an, um sich aufzurichten. Und Livius, der gerade den Schritt über die Türschwelle nahm, sah sich um und rannte dafür mit der Stirn gegen den niedrigen Unterzug, daß es krachte. Und nun sagte auch er: «Schnaudonnerwetter!»

Heußer stand da und schüttelte sich ingrimmig; Balmer fluchte über Mariann und rannte mit einem Handtuch herbei, und Livius rieb an der Stirn herum, auf der er eine erhebliche Beule zu spüren begann. Balmer putzte und wischte Heußers Kleider ab, soweit die Spuren des Sitzbades reichten, und entschuldigte sich in einem fort, versprach beinahe, das nachlässige Mädchen zu rädern, und riet Livius zwischenhinein, einen Fünfliber oder das Sackmesser auf die Beule zu drücken, damit sie schneller vergehe.

Einen Augenblick hatten die beiden, jeder still für sich, die Absicht, umzukehren und das ganze Geschäft den guten Göttern anheimzustellen. Aber da keiner dem andern diese Absicht kundgab, so liefen sie vorsichtig und auf alles gefaßt hinter Balmer her. Heußer betastete den Ofentritt und schwang sich hinauf, da er warm war.

Dem bösen Anfang folgte ein unverhofft guter Fortgang; denn Balmer saß da wie ein Gefäß, extra gemacht und hingestellt für den Blumenstrauß, den Heußer nun zum vierten Male wand. Er sang dröhnenden Baß zu Heußers Zukunftsmusik und machte nach kurzem, schwachem Markten für eine immerhin recht erhebliche Summe mit den beiden Agenten ab. Und darüber waren, als sie sich trennten, drei Menschen glücklich: Balmer schwamm in rosenroten Fluten mit seinem Schiff, denn nun war er ganz sicher gerettet, und die beiden Ungleichen trotteten vergnügt talwärts und weder Heußer machte sich viel aus seinen immer noch feuchten Hosen, noch schimpfte Livius über die Beule, die nun als viertes Wahrzeichen ansehnlich in seinem Angesicht stund.

XII.

Nach Verlauf zweier Wochen hatten Heußer und Livius bis zu einem gewissen Punkt ihr Wesen vertauscht. Livius war jetzt der zumeist Vergnügte, während Heußer sich allmählig bei den endlosen Verhandlungen Galle wachsen ließ, zusehends Appetit und Fröhlichkeit einbüßte und darob sichtlich abmagerte. Das war nicht mehr ein fröhliches Wortgeplänkel, was die beiden mit den dreiundfünfzig Grundbesitzern der Reihe nach führen mußten, sondern ein Kampf gegen erheuchelte Dummheit, gegen offene Schlauheit und gegen die unzähligen Töchter, welche aus der gesegneten und innigen Ehe der Bodenbesitzer mit diesen beiden Grundeigenschaften entsproßten. Dem war Heußers offenes, fröhliches Wesen auf die Dauer nicht gewachsen, und was alles Klettern und Schwitzen nicht vermocht hatte, das brachten diese Verhandlungen zustande: die Weste, die ehedem so straff gesessen, schlotterte in langen Falten herun-

ter, und aus den Grübchen in den Wangen und Händen waren fast Knochenhöcker geworden.

Wilhelm Livius dagegen hatte allmählig Gefallen an diesen tausendfältigen Schachzügen gegen die bodenständige Geriebenheit gefunden, boten sie ihm doch eine vorzügliche Gelegenheit, seinen schier unerschöpflichen, jahrelang geäufneten Schatz an Gift und Galle nun in kleineren und größeren Beträgen an den Mann zu bringen. Er trank jetzt abends eine ziemliche Menge von dem anfangs so verpönten Bier im Bären und sprach dabei seinem einsilbigen Freunde Trost zu in der Weise, daß er über die Eingeborenen, wie er sie nannte, weidlich loszog. Sie standen jetzt zusammen auf du und du, und das gab ihrem gegenseitigen Verkehr einen fast brüderlichen Anstrich.

Und doch war es herzlich wenig, was sie mit ihren Unterhandlungen erreicht hatten; Gericht und Experten amteten jetzt; es surrte und schnurrte von «Expropeieren» und «Exproperation», wie der gewaltsame Kauf landläufig hieß, in der Luft herum, und die wenigen, welche gütlich abgemacht hatten, kratzten sich in den Haaren; denn die Kommission maß mit einem gar großen Scheffel. Unter diesen Reuigen war auch Zumbrunn, der zehn Tage nach dem ersten Besuch abgemacht und ins Fäustchen gelacht hatte, daß er so guten Erfolg gehabt; denn er löste nach seiner Meinung ein unerhörtes Geld für die Steinhalde. Aber die Expropriation ergab noch ganz andere Ansätze, und nun melkte Zumbrunn nachdenklich seine Ohren, oder schoß unwirsch herum und puffte den Hund mit den Holzschuhen, wenn er ihm in die Quere lief, als habe der den dummen Vertrag gemacht. Einen schwachen Trost bot ihm die Hoffnung, den beiden Ungleichen gelegentlich und hintenherum ein Bein stellen zu können, wenn er auch nichts davon hatte, als die Schadenfreude.

Als Livius mit dem Zahlmeister und dem Notar kam und dieser den Vertrag ablas, an dem es nichts mehr zu rütteln gab, sagte Zumbrunn, das Häuflein Banknoten herbeiziehend: «So, das wäre das Trinkgeld für das Land. Und nun für Unmuße, Schaden und Ärger – – –?»

Livius kniff das Gesicht zusammen: «Wenn der Ärger und die Galle bezahlt würden, ginge unsere eigene Rechnung in die Hunderttausende – –»

Als die grünen und blauen Papierlein so ganz leise und weich zwischen seinen Fingern knisterten, kam es doch wie ein Wohlgefühl über Zumbrunn. Und dann stand es ihm ja auch immer noch frei, Fußangeln auf den Lebensweg der beiden Ungleichen zu streuen; denn nun kam deren ärgstes Amt, die Leitung des Baues.

Wer ein wahres Sündengeld eingenommen hatte für das Gummenweidli, das war Bertz; die Bahn durchschnitt diese Halde ihrer ganzen erheblichen Länge nach, und da gerade in diesem Frühjahr das Gras besonders schön darauf stand, so sprachen ihm die Experten ein wahres Vermögen dafür zu, so daß sich Zumbrunn, der kaum

einen Drittel erlöst hatte, fast die Ohren abriß und vor Ärger einen trockenen Husten und Magenweh bekam. Auch Marei hatte ein Erkleckliches aus der Schlacht getragen dank Benzens kluger Politik.

Kurzum, es war Gold aus dem Boden gewachsen den weißroten Pfählen entlang, und auf wes Grund und Boden sie standen, der konnte mit dem Anfang der Bahngeschichte zufrieden sein. Wer aber nebenab kam, der schimpfte laut oder ärgerte sich im stillen, und wenn die Gesellschaft allen hätte gerecht werden wollen, so hätte sie ihre Pfähle über die ganze Berglehne hinsäen müssen.

Der Bau begann. Italiener kamen scharenweise mit Köfferlein und unförmlichen Bündeln auf der Achsel angereist; Rollwagen, Schienen und große Frachten Werkzeug stapelten sich zu Gletschbach auf, und das Baubureau begann seine Tätigkeit im großen. Da streckte Livius seine müden Beine unter einem Tisch hervor, und Heußer ließ die seinigen von einem Schraubstuhl herunterbaumeln; Gehülfen rannten mit Plänen und Aufstellungen herum, und die Aufseher holten ihre Weisungen; kurzum, es ging zu wie im Generalstabsquartier vor der Schlacht.

Livius hielt eines Morgens ein langes Verzeichnis in der Hand: «Drei Seiten voll Italiener und grad' vier Dutzend Mann Eingeborene! Diese stellen wir unter Hilfiker; denn sie müssen doch erst gedrillt werden.»

«Meinetwegen unter Pontius Pilatus; nur mir soll nie so ein Unglückswurm in die Quere laufen», schalt Heußer und fuhr mit dem Zirkel drohend in der Luft herum.

Eben trat Hilfiker ein, ein Mann im besten Alter, der grimmig dreinschaute und so recht aussah wie jemand, welcher der ärgsten Meute Herr würde.

«Hilfiker, Sie drillen also die Eingeborenen, und nachher steckt man sie unter die Italiener, damit sie weniger beisammenstehen», instruierte Livius.

Aber Hilfikers Gesicht spiegelte eher alles andere wieder als Zufriedenheit über diesen Befehl.

«Mit etwas Nachsicht und Zureden lassen sich diese Menschen schon heranziehen, und wir müssen uns mit den Einheimischen gut stellen; es geht alles viel leichter. Sie sind zwar in solcher Arbeit noch wenig bewandert; aber es ist urchiges, kräftiges Hirtenvolk», machte ihm Livius zum Trost vor.

«Der Himmel sei mit diesen Hirten! Ich kenne die Sorte vom Kanalbau drüben im Rappental! – Ja nun, ich will in Güte und Wohlmeinen mit ihnen fortzukommen suchen und sie anständig behandeln, wie das ohnehin mein Modus ist. Aber wenn einer nicht pariert, und das sag' ich zum voraus, so jag' ich ihn mit Pauken und Trompeten zum Teufel!»

Und der Grimmige ging nun ab mitsamt seinem Rüstzeug an Güte und Wohlmeinen, Pauken und Trompeten.

In den ersten Tagen war nichts weiter von ihm zu hören. Die Italiener nisteten sich, beinahe wie die urzeitlichen Menschen, im Gelände herum sippenweise ein. Da quoll Rauch aus einer weiten Felsenhöhle; dort bildeten ein paar Bretter und Sparren ein Dach zwischen zwei Steinblöcken, und der Unterschlupf in einem alten Speicher galt ihnen schon als besondere Behaglichkeit. Die Einheimischen hielten sich streng von ihnen gesondert, sahen sie zweidrittel feindselig und eindrittel neugierig von der Seite an und redeten verächtlich von Tschinggenpack.

Acht Tage hatte Hilfiker, nach seiner Ansicht mit Güte und Wohlmeinen, das Regiment über sie geführt, als am Samstag abend der lange Fuchshänsel und die beiden Lauenerbuben zu Livius kamen, weil sie ihn am besten kannten.

«Herr Inschinöhr», fing Fuchs an, «wir sind nicht dem Aufseher seine Gschlawen*, sondern wir sind freie Leute und lassen uns nicht anschnauzen, wenn wir tabaken wollen. Alle klagen über ihn, wie er sie strapliziert, und wenn der nicht fort kommt, so gehen wir.»

Livius ließ den Angeschuldigten rufen.

«Hm», murrte der, als er wußte, was los war, «hm, denen kann man ja den Modus schon erklären», und kam herein.

«Was habt ihr?!» fuhr er sie an.

Und nun redeten alle drei auf einmal, daß es bunt durcheinander ging von Strapazen, Tabak, Freiheit und Fortgehen.

«Ich will nicht grob werden», knurrte Hilfiker drohend; «aber mit euch verfluchter Bande soll der Satan eine Bahn bauen.»

«Was, eine Bande seien wir? So ein zuechegschlinggeter** Förzel will Bande austeilen? Wenn wir dich einmal erwischen ...» Fuchshänsel hielt ihm die Faust unter die Nase; doch im nächsten Augenblick knallte eine Ohrfeige auf seiner Backe.

Das ganze Baubureau kam darob in Bewegung, und als die Deputation endlich draußen war, ging vor dem Haus ein Spektakel von Gebrüll, Schimpfreden und Drohungen los, daß es nicht mehr schön war.

Aber Hilfiker traute auf sein gutes Recht und auf seine währschaften Fäuste und bezahlte den Fünfliber, auf den der Richter die Backpfeife schätzte. «Sie war's unter Brüdern wert», tröstete er sich.

Jeden Samstag wiederholten sich solche Auftritte, wenn's auch nicht mehr zum Zuschlagen kam, und nach wenigen Wochen standen von den vier Dutzend Mann noch fünfzehn bei der Fahne. Die meisten andern schimpften und drohten umher und verhießen dem Aufseher hundertfach Stock und Galgen. Der Fremdenstrom fing

* Sklaven.

** Herzugewehter.

bereits an zu fließen, und die Träger, welche mit einem Gang von Gletschbach herauf beinahe verdienten, was die Arbeiter in einem langen, sauren Tagewerk, sandten trotzige, aufwiegelnde Jauchzer zu den Treugebliebenen herüber oder rollten Steine die Halden hinunter gegen die Italiener.

«Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit», blaguierte Fuchshänsel einmal im Wirtshaus zu Gletschbach, als er Hilfiker in der Hinterstube gewahrte, «das müssen wir haben, und keine Geßler und hergeschmissenen Lumpenhunde!» Fuchshänsel stöberte viel in den Zeitungen, wenn er in den Wirtschaften herumlag und auf einen leichten Erwerb lauerte. Die großen Worte merkte er sich dann und brachte sie an, ob sie paßten oder nicht. «Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, und keine Geßler und Vögte!» Und dabei schlug er auf den Tisch; aber es half nichts; Hilfiker trauerte immer noch dem Fünfliber nach und regte sich nicht. Vor sich hin knurrte er: «Taugenichts, sag' lieber: Frechheit, Faulheit und Liederlichkeit, das haben wir.»

Unter denen, die ausharrten, war Ulrich Eicher. Die Kühe waren zu Berg, und mit den Geißen wollte Benz schon fertig werden, wie er sagte. Neben Ulrich arbeiteten Hans Reiben und Christian Schleumer. Sie waren zu Mineuren vorgerückt, und im Kehrum hielt einer den Bohrer und die zwei andern schlugen mit schweren Hämmern zu, bis das Sprengloch tief genug in den harten Felsen getrieben war. Schleumer erzählte ab und zu davon, daß sie nun auch eine Pension bauen wollten auf Stägen; Reiben aber sagte nichts, obschon sein Vater das gleiche Projekt hatte; doch faßte er allmählig eine neidische Abneigung gegen den Arbeitskollegen; der wurde für spätere Zeiten sein Konkurrent.

«Oh, mit dem Maul ist bald gebaut!» stichelte er einmal, als Schleumer gar so viel rühmte; «da kommt's dem Geldsäckel doch früher in die Beine.»

«Du brauchst uns einstweilen nichts dran zu steuern – –» trotzte Schleumer und stemmte sich auf den Hammer.

«Oh, ich weiß schon, daß deine Mutter einen guten Mann an der Hand hat. Ich sah ihn auch schon gegen Morgen aus eurem Haus schleichen gegen das Steinbühl hinüber, als dein Alter auf den Erlenbachmarkt gegangen war – – –»

Schleumer wurde rot, und seine Augen funkelten; Ulrich saß da, hielt den Bohrer in beiden Händen und mahnte: «Seh, zum Donner, schlagt doch! Ich will nicht da hocken für nichts, und ihr könnt euer Gestürm nachher abmachen!» Aber Schleumer forschte: «Wie meinst das, he? Wer war bei uns, he –!»

«Wer, als der Aaregger, der Steinbühler! Die Leute sagen's ja genug, der baue euch das Haus, und zwar der Schürze deiner Mutter zuliebe – –»

Ulrich starrte ärgerlich auf den Bohrer zwischen seinen Knieen und sah nur die Füße der beiden Gegner. Mit einem Ruck hüpfte der linke Schuh Schleumers eine

Spanne vorwärts und stemmte sich in das knirschende Geröll; dann klatschte ein dumpfer Schlag, und Reiben fiel vorüber, zu Ulrichs Füßen, mit blutigem Kopf und zuckenden Gliedern. Keiner Überlegung fähig sprang Ulrich auf und starrte, gleich, wie der Totschläger, auf den Körper nieder, der sich noch einmal ausstreckte.

«Was hast du gemacht – –!» würgte Ulrich hervor.

Das Wort löste den Bann des ersten Augenblicks, und Schleumer rannte strauchelnd dem Walde zu; er sank dabei oft fast in die Knie.

«Z'Hülf, z'Hülf!» schrie Ulrich laut auf und lief dem nächstbesten Menschen entgegen. Sie kamen eilig daher, soweit seine Stimme sie erreichte, und da die Mordtat wenig unterhalb der letzten Häuser von Stägen geschehen war, schickte Hilfiker den Zeugen zu den beiden Gemeinderäten, um ihn so der Neugier der entsetzten Menschen zu entziehen, die da herumstanden, mutmaßten und verwünschten.

«Wer hat's denn getan?» rief einer hinten im Knäuel.

«Mit dem Hammer hat er ihm den Schädel zerschlagen», behauptete der Vorderste, der sich niedergebückt hatte und in die Haare des Toten starrte.

«Der Schleumer ist dort hinüber gerannt; der war mit dem Reiben und dem Eicher zusammen.»

Drei, vier machten sich plötzlich zur Verfolgung des Missetäters auf, und es hätten wohl alle an der Menschenjagd teil genommen, wenn Hilfiker nicht gewesen wäre.

«Ihr da, marsch an die Arbeit! Das wäre euch natürlich ein Fressen, alle miteinander hinter dem Schleumer her zu laufen, wenn er euch schon nichts getan hat.»

Und wirklich sahen sie mürrisch aus und brummten, als wäre ihre innerste Natur erwacht und müßten sie ihr widerwillig Gewalt antun. Und doch war es wohl bei den meisten der dumpfe Wunsch nach Sühnung dessen, was sich da zugetragen.

Derweil trat Ulrich Eicher vor Aaregger hin und stieß heraus, Schleumer habe eben den Reiben totgeschlagen; er müsse kommen. Aaregger sah ihn groß an.

«Was sagst?!» Ulrich wiederholte es und setzte hinzu: «Mit dem Hammer, im Streit.»

«Wie kam das ...?» fragte der Gemeinderat immer noch entsetzt; «erzähle mir alles genau. Bedenke aber jedes Wort und verschweig' mir nichts. Denn ich gehöre zur Behörde, und was du mir sagst, mußt du vor dem Richter wiederholen, Wort für Wort, keines mehr und keines weniger. Bedenk' auch, was für den armen Sünder davon abhängt.»

Aaregger saß finster abwartend da, und die Aufregung spiegelte sich in seinen Zügen. Ulrich stand vor ihm und erzählte, was er wußte. Wie aber der Streit auf den strengen und gefürchteten Mann da vor ihm kam, stockte er, sah sich verlegen um und brach seinen Bericht ab.

«Das ist aber lang' nicht alles, Uli – –» mahnte Aaregger.

«Und dann sagte Schleumer – – – nein, Reiben etwas, was ich nicht mehr recht weiß», suchte er sich auszureden.

«Du mußt es wissen!» beharrte der Gemeinderat eindringlich.

«He nun, er sagte, der Reiben, Ihr bauet Schleumer das Haus wegen der Frau – –»

Aaregger sprang auf, setzte sich aber sogleich wieder, als sei solche Erregung seiner unwürdig, und sagte ernst: «So, das behauptete er!» Dabei lachte er höhnisch und unheimlich auf.

Eine ganze Weile saß er darauf in finsterem Nachsinnen da; dann fuhr er fort: «Uli, du mußt mir eines in die Hand versprechen: Zu keinem Menschen darfst du ein Wort über diese Dinge reden! Erstens weißt du, wie die Leute sind; zweitens aber und vor allem dürfen wir dem Richter nicht vorgreifen; wir dürfen die Untersuchung nicht stören; denn das vergossene Blut schreit zum Himmel nach Sühne. Ein einziges Wort könnte der Gerechtigkeit in den Arm fallen – mchm – du wirst selbst zugeben, daß auf die Schuld die Strafe folgen muß. Du kannst dann reden, wenn du als Zeuge und vor dem Richter dem Mörder gegenüberstehst. – mchm – Entzieht er sich aber der irdischen Strafe durch die Flucht, so hat mein Name nichts bei der Sache zu tun ...» Er sagte dies eindringlich und blickte dem Boten scharf in die Augen.

«Hast du das alles schon jemand erzählt?» frug er dann.

«Nein, Hilfiker hat mich sofort zu Euch geschickt und zu Zumbrunn – –»

«Zu dem gehe ich dann selber, und du trinkst jetzt ein Glas Wein nach einem solchen Schreck.»

Es war, als stelle Aaregger bei diesen Worten die Amtswürde wieder in den Winkel; denn er nötigte Ulrich an den Tisch, bestellte einen Imbiß für ihn und setzte sich ihm gegenüber.

«Es ist schrecklich, wie der Teufel in der Welt umgeht, – mchm – und suchet, wen er verschlinge. Ein Totschlag in Stägen, wer hätte das je erhört! – – – Aber was ich sagen wollte: Es freut mich so, daß mein Vetter Benz wieder so wohlauf ist – mchm – gebe Gott, daß er die Zeit nützt und die Versöhnung nicht länger zurückweist, die ich ihm schon so viele Jahre antrage. Er tut mir unrecht, und das schmerzt mich um seinetwillen. Wüßte er – mchm – wie viele schlaflose Nächte mir dieser Trotz schon gebracht hat – –! Und deinem Bruder, dem Hans, geht's ja auch so gut. Wie mich das freut, für ihn und für euch alle! Sage doch dann deiner wackern Mutter, ich lasse sie grüßen.» –

Aaregger hatte seinen Gast nicht darben lassen; der gute Imbiß und das unerwartet freundliche Wesen des Gestrengen hatten Ulrich erquickt nach dem Schreck. Vor allem aber war dieser froh, daß er noch keinem Unberufenen von dem Totschlag

etwas erzählt hatte, und er nahm sich fest vor, es auch nicht zu tun, damit die Gerechtigkeit ihren Lauf nehme.

XIII.

Neben seiner Mutter auf der Stubenbank hatten sie den jungen Mörder abgefaßt. Vater und Brüder waren auswärts mit Fremden, und nun ließ er sich ohne Gegenwehr wegführen. Die Tränen liefen über sein junges Angesicht, und unter der Tür schaute ihm die laut jammernde Mutter nach.

«Christeli, Christeli, mein armer, armer Bub!» stöhnte sie noch lange in die anbrechende Dämmerung hinaus, als der traurige kleine Zug schon auf schmalen Fußsteigen im Walde verschwunden war. Nach langen Wochen kam dann der Gerichtstag. Unter den Geschworenen war auch Aaregger, und als einziger Zeuge der Tat saß Ulrich Eicher da. Er konnte den Blick kaum von dem einstmaligen Kameraden abwenden, der da vorne saß, still und verhärmt, kaum wiederzuerkennen. Es war Ulrich unendlich schwer ums Herz, und die Feierlichkeit der Verhandlung in dem altertümlichen Saal machte ihn befangen. Als er gefragt wurde über das, was er von dem Unglück gesehen, blickte ihn Aaregger unentwegt an, so daß sich seine Gedanken noch mehr verwirrten und er kaum einige unzusammenhängende Worte herausbrachte. Da schlug der greise Richter, welcher ihn befragte, einen freundlicheren Ton an, und Ulrich Eicher fand sich allmählig zurecht. Er erzählte gemessen, wie sie zusammen gearbeitet hätten und wie Reiben Händel angefangen habe.

«Ich habe ihn nicht deswegen totgeschlagen, sondern weil ich ihn haßte. Und überhaupt weiß der Eicher nichts und hat nichts zu sagen!» rief auf einmal hastig der Mörder. Er war aufgestanden, und seine Augen funkelten in dem verhärmten Gesicht.

Ulrich Eicher sah ihn groß an und wußte nicht, was das bedeuten sollte. Ein seltsamer Zufall hatte ihn bisher bei den Verhören nie recht zu Wort kommen lassen: immer war er über Dinge gefragt worden, die er nicht wußte und jetzt gellten ihm diese ängstlichen, trotzigen Worte entgegen, und der Blick Aareggers lag starr auf ihm, so daß seine Sicherheit wieder einer unbestimmten Angst Platz machte.

«Ich habe Reiben umgebracht und komme dafür ins Zuchthaus, das weiß ich. Der dort hat nur den kurzen Wortwechsel gehört, der mit der Sache wenig zu tun hat – – –»

Wohl wurde Schleumer zurechtgewiesen; doch seine Worte erhöhten nur den Eifer des Richters. Aber wirklich konnte Eicher sich keines andern Vorganges entsinnen und glaubte nun selbst, ein alter Haß sei da zum Austrag gekommen.

Der Name Aaregger ward nicht genannt, und am Abend schloss sich die Zuchthaustüre für lange Jahre hinter dem jungen Mörder. Einsilbig und bedrückt machte sich Ulrich auf den Heimweg, als habe er ein Unrecht getan, und ein tiefer Groll gegen Aaregger, dessen stechender Blick seine Worte immer zurückgedrängt hatte, erwachte in ihm. Er blieb oft mitten auf der Straße stehen, um besser nachdenken zu können, und als er den weiten Weg zurückgelegt, da war es ihm, als habe er eine lange, mühsame Reise durch Wirrsal und Dornen hinter sich, und noch fühlte er die Stacheln als Zweifel und Betrübnis in seinem Herzen.

Das Urteil wühlte noch einmal alles Geschwätz und die ungeheuerlichsten Mutmaßungen über den Vorgang in der ganzen Talschaft auf; aber derjenige, welcher hätte reden können, der schwieg still davon. Das blutige Gespenst ward überdies nach wenigen Tagen verdrängt durch ein neues Unheil. Eine unzeitig losgegangene Dynamitladung begrub drei Italiener unter Schutt und Felstrümmern, und als man hastig wegräumte, lagen zwei entstellte Leichen da und daneben ein armer Mensch, der im besten Fall für sein Leben lang ein Krüppel war.

«'s ist noch gut gegangen, daß es diesmal Tschinggen getroffen hat», dachten viele und sagten einige; denn es gärte allenthalben gegen die genügsamen, lustigen Bursche, die trotz ihrer dürftigen Ausrüstung bei den Mädchen so wohlgelitten waren. Da und dort wurde schon gemunkelt, bei Singen und Musizieren sei's nicht geblieben, und die jungen Bursche hüteten eifersüchtig ihre Schätzchen und die andern Mädchen dazu. Aber die Liebe schien durch die Abendluft und durch die Nachtstille zu schweben, wie der helle Schein der Lagerfeuer der Berglehne entlang, oder das Singen und Handorgeln nach Feierabend. Der Kathrin Hauswirth in der Öy wurde gar von einer vorsorglichen und sittenstrengen Nachbarin dringend empfohlen, ihr Töchterlein einmal recht ins Verhör zu nehmen und es zu fragen, warum es herumschleiche wie der Schatten an der Wand. Sie tat das in den vier Wänden, und als der kleine Bub die Tür aufmachte, hörte einer sie ausrufen: «Du ausgeschämt's Maidli! Also von dem kleinen Italiener ist's?» Dann gab's drinnen Prügel und Geschrei; nach einer Weile aber rief die Kathrin Hauswirth: «Aber wer soll denn einmal mit dem Tschinggleln reden; es wird ja nicht deutsch verstehen?» So wenigstens erzählte der Eierhändler und schwor Stein und Bein, es sei wahr und er habe es selber wortwörtlich gehört.

Fern von ihrer Heimat wurden die zwei Toten ins Grab gelegt, und der Verwundete kam in den Spital. Hilfiker gab diesem und dann jenen das Geleit, und als an der Friedhoftür einer hinter ihm sagte: «'s sind nur Tschinggen!» da wandte er sich scharf um und entgegnete: «Aber keine Hallunken, wie ich deren weiß!»

Es war Spätsommer geworden und wenig Fremde waren mehr da; nur im Waldegg erwarteten sie trotz der vorgerückten Jahreszeit noch einen Gast. Marei

und Emma fegten das ganze Haus erst innen und dann außen und gingen mit dem Wasser dabei so verschwenderisch um, daß das freundliche Gesicht des Häuschens anzuschen war wie ein ehrwürdiges wettergebräuntes Antlitz, aus dessen Augen die hellen Tränen über die Backen herunterlaufen. Benz sah das Unerhörte mit an und lächelte über den Putzeifer. Aber dann ging er an den Rain hinunter, steckte einen Besen auf eine lange Stange und fuhr damit seiner Behausung gleichfalls unter dem breitkrempigen Hut und im Gesicht herum, wobei er eine erkleckliche Beute an Spinnweben machte.

Eines Mittags traf ein deutscher Herr in Gletschbach ein und schritt schnurstracks in die Wirtsstube des neuen Hotels am Bahnhof. Er bestellte sein Essen mit den Manieren eines selbstbewußten Fremden und fragte dann den Wirt nach Trägern, die sein Gepäck nach Stägen schaffen könnten.

Der Wirt war sehr freundlich, nannte ihm die Gasthäuser dort oben der Reihe nach, riet ihm aber, doch erst einige Tage in Gletschbach zu verweilen und dessen weltberühmt gewordene Naturschönheiten zu genießen. Der Fremde erwiderte jedoch bedauernd, er werde in Stägen erwartet.

«Oh», lachte der Wirt, «das braucht man nicht so genau zu nehmen! In Gletschbach durchzureisen wäre schade, und in Stägen werden Sie immer noch mit offenen Armen empfangen.»

«Das wollen wir hoffen?» rief der Fremde vergnügt aus.

«Also darf ich Ihnen wohl ein Zimmer reservieren?»

«Nein, danke: ich gehe heut noch hinauf; mir scheint, das Wetter will ändern.»

«Oh bewahre! Diese Wölklein sind gerade unsere Schönwetterzeichen. Und überdies ist bei schlechtem Wetter Stägen ganz trostlos, der reine Schüttstein – – –»

Livius und Heußer saßen nebenan beim schwarzen Kaffee. «Ich will mich braten lassen, wenn der nicht trotz Schwabendeutsch ein biederer Eidgenoß ist», raunte Livius, und Heußer nickte.

Der Fremde schritt hinter den Trägern langsam bergan und hielt mit strahlendem Gesicht Ausschau in dem schönen Stück Bergeswelt, das sich bei jedem Schritt zu weiten schien und in satten Frühherbstfarben dalag, wie aus dem Schmuckkästlein Gottes der Erde als Extrapräsent verehrt. Die Träger nannten ihm die Namen der Schneegipfel, und es war dem Tonfall anzumerken, daß sie die Erläuterung gedankenlos hersagten.

Als sie schon beinahe oben waren, rannte ihnen ein Knirps entgegen. Er ließ die Karawane auf zwanzig Schritt herankommen; dann fing er an, auf dem bereitgestellten Alphorn einige ungefüge Töne zu blasen. Als der Fremde an seinen Standort herankam, ließ das Bürschlein Echo Echo sein und streckte eine kleine Hand hin,

um seinen Lohn in Empfang zu nehmen. Doch der Fremde ging vorüber, ohne den Jungen auch nur anzusehen.

«Schminggel!» hub dieser nach einer kleinen Weile hinter ihm an, und dann lauter: «Fötzel, Schminggel, bääh, bääh –!»

«Was schreit der Kleine?» fragte der Herr die Träger.

Sie sahen einander einen Augenblick lächelnd an; dann antwortete einer zögernd: «He, ich glaube, er hat seinen Geißen gerufen.»

Sie gingen weiter und kicherten vor sich hin.

«Wir können jetzt hier numen gerade überen gehen; denn kommen wir zum Hotel Edelweiß. Oder hat der Herr schon bei einem andern bestellt?» fragte nach einer Weile ein Träger in seinem besten Deutsch.

«Nein, ich mache zuerst einen Besuch bei einer gewissen Familie Eicher und lasse einstweilen alles dort», beschied der Fremde.

Die drei Bursche sahen einander stutzig an; sie schienen dem Fremden nicht mehr recht zu trauen, und ihre Unterhaltung in dem solchen Zugvögeln unverständlichen Dialekt wurde leiser.

Sie gelangten ans Haus; Marei kam zögernd auf die Laube und wischte sich die feuchte Hand ab. Dann aber rannte sie, so schnell die alten Beine nachkommen mochten, die paar Tritte hinunter und schlang die Arme um den Hals des vornehmen Fremden.

«Ei grüß dich Gott, Hans!» und «Was lebst, Müetti?» ging's zweistimmig durcheinander, und dann kam ein Kuß und wieder einer.

Die Träger standen dabei, als sei ihnen Ostern, Pfingsten und Weihnachten durcheinandergekommen, und zum erstenmal in seinem Leben ließ der Sandweg-Joggi stillschweigend die Pfeife aus dem Maul fallen.

«So ein heimtückischer Feger! – Was haben wir eigentlich zusammen geredet beim Heraufgehen? Der hat alles verstanden!» stürmte einer, als die drei das Waldegg weit genug hinter sich hatten.

«Uuu, der wird für sich gelacht haben, als du ihm sagtest, Schminggel und Fötzel seien Geißennamen», meinte der zweite. Allen dreien zusammen war's nicht recht wohl bei der ganzen Geschichte; sie wiederholten beim Hinuntergehen nach Gletschbach kleinmütig und mit schlechtem Gewissen das, was sie beim Aufstieg übermütig hingeplaudert hatten, und hielten Nachschau, ob der vermeintliche Fremde da nicht vielleicht unbequeme Dinge erlauscht habe.

Im Waldegg aber war der höchste Festtag, den das Häuschen jemals erlebte, und wenn die blanken Fenster in der Nachmittagssonne wie feuriges Gold glühten, so konnte in diesem warmen, satten Licht sehr wohl auch ein Wiederschein reiner

Freude und warmen Herzensglückes sein, die drinnen nicht weniger hell in den Herzen strahlten als am Abendhimmel die liebe alte Sonne, nur stäter; denn als diese schon das Kinn auf den Blauberg stützte, Gottes Extrapräsent so recht lieb anlachte und ihm dann im Scheiden einen Gutenachtkuß gab, da leuchtete es drinnen in den Herzen immer noch fort, und war nicht anzunehmen, daß dieser Schein jemals scheiden werde.

Der Heimgekehrte hatte seine Stube eingerichtet, und alle waren ihm dabei nach ihrer Art an die Hand gegangen, die Mutter und Emma in sorglicher und fördernder Frauenweise, der Bruder Ulrich als Lastenheber und andächtiger Zuschauer und Benz als Wundernase schlechtweg. Alles was nach Form der Umhüllung oder Farbe etwas Apartes vermuten ließ, beguckte und betastete er und fragte schon wieder: «Was ist das da?» bevor nur die vorige Entdeckung richtig gewürdigt war. Als aber die beiden Meerschaumköpfe auftauchten, einer für Ulrich und einer für Benz, da zog eine feierliche Stille durch das Stübchen. Uli trug den seinen übersorgfältig in irgend ein sicheres Fach; Benz jedoch «stellte gleich eins aufs Feuer» und blies nun scharfe Wolken seines türkischen Tabakes, das Pfund zu zwanzig Rappen, von sich; dabei fuhr er mit der Hand oft über die Augen; wohl des Tabakrauches wegen.

Dann gingen die Besucher miteinander treppab, und Hans blieb allein. Er stand am offenen Fenster, und seine Augen staunten groß und hungrig das langentbehrte Gotteswunder an, das im letzten Tagesschein unter dem tiefblauen Himmel lag. Vom Mönch zog sachte ein Trüpplein kleiner Wolken der Jungfrau zu; sie röteten sich mählig, und als sie über der weißen Gletscherstirn sich vereinten, da war es ein wundersamer Kranz von glühenden Purpurrosen, die der Nachbar ihr zugesandt. Und ein leises Erröten huschte bei dieser Huldigung über der Jungfrau Haupt. Ein paar Vögel flogen eilig und sacht dem Walde zu, und der Nachtwind rauschte drüben in den Tannen. Abendnebel woben bald einen duftigen Schleier vor die Berggestalten, und nur die erhabensten Häupter schimmerten hell über sie hinweg zum Himmel empor, durch den leise rauschend die Nacht zog und Stern um Stern entzündete.

Lange hatte der Heimgekehrte unter seinem niedrigen Fenster gestanden, und das Herz war ihm weit aufgegangen. Das war seine Heimat, zu der er mißtrauisch wieder den Weg zurückgenommen! Noch am Abend vor der Heimkehr hatte er geglaubt, er halte es nach dem Großstadtleben in ihrer Stille und Einsamkeit nicht allzulange aus, und jetzt war ihm unbegreiflich, daß er sie so viele Jahre hatte missen können.

Heller und heller ward der Himmel hinter dem Morgenhorn; die Bergeshäupter hoben sich wieder schärfer ab vom dunklen Sterngewölbe, und nach einer Weile lag der milde Schein auf dem zarten Nebel, der zu ihren Füßen webte. Der Mond war

aufgegangen und stand nun in mildem Glanz über dunklen Tannen in der Ferne. Sein Silberlicht glitt über die Gletscher und Firne hin, daß sie zauberhaft durch die Stille leuchteten und es an ihnen im Dämmerschein niederwallte wie von schweren seidenen Talaren. Der gleichmäßige Nachtwind trug ein frühwelkes Blatt vom Ahornbaum herüber, und es war so still ringsum, daß der Träumer lauschte, ob er es nicht fallen höre.

Da schnitt plötzlich ein scharfes, trunkenes Singen durch die Feier und zog seinen Blick zur Erde nieder und zu den Menschenwohnungen, deren trübrote Lichtlein anmaßend in den Silberschein hinausblinzelten wie die Triefaugen eines zutunlichen Trinkers, der frech mit allen anbändelt, ob hoch oder niedrig; und nochmals erscholl das ungefüge Johlen und Singen von dorther, wo die meisten der Lichtlein beisammenstanden.

Da kam leise Marei herein. Sie trat zu ihrem Sohn und legte ihm die Hand auf die Schulter. «Ich wollte dich nicht stören; aber du solltest nun doch herunterkommen», sagte sie zögernd.

«Bist ein gutes Müetti, schmeichelte da ihr großer, vornehmer Bub und gab ihr aus dem überquellenden Herzen voll Andacht und Heimatliebe einen Kuß auf die Stirn. Sie litt es schüchtern und wußte nicht recht, was sie dazu tun und sagen sollte. So mahnte sie: «Gelt Hansli, du kommst?» Und «Hansli» ging mit ihr, den Gang entlang, die Treppe hinab, und seine Füße wußten in der Finsternis noch jeden Tritt auswendig.

Benz verführte auf der Ofenbank einen großen Lärm und schwatzte wie ein Predigtbuch drauflos. Dazu rauchte er wütig aus der neuen Staatspfeife, daß es wie ein dichter, wogender Schleier durch die Stube und um die Lampe zog.

«Hehe, da kommt ja unser Bub wieder!» rief er und fuchtelte mit Armen und Beinen, als wäre die Ofenbank ein Webstuhl. «Das ist das wahre Pfeifenholz, das sich seiner Sprach' nicht verschämt! Ich habe den und jenen gekannt, die Sommer und Winter zusammengerechnet zwei oder drei Wochen in der Fremde waren und nachher ein Kauderwelsch schnabelten, daß es einem Hund davon übel werden konnte. Das sollte dann etwas Besonderes vorstellen, und sie meinten sich damit – –»

Es war wohl in der niedern, heimeligen Stube noch nie so viel geredet worden wie an diesem Abend, und Benz steuerte dazu das allermeiste, so daß er schließlich vom Rauchen und Schwatzen ganz heiser war.

Ulrich sah den herrenmäßigen jüngern Bruder in stiller Bewunderung an und fragte ihn nur bisweilen das eine und andere, das ihn besonders wunder nahm. Emma aber saß schüchtern mit ihrem Strickzeug neben der Mutter, und wenn ihre großen braunen Augen zufällig denen des Bruders begegneten, so senkte sie sie schnell, und

das Blut schoß ihr in die Wangen. Während er draußen gewesen war in fremder Herren Länder, war aus dem unbändigen Mädchen eine nachdenkliche Menschenknospe geworden, die der Lebenssonne entgegenträumte.

XIV.

Hans nahm es die erste Zeit gemütlich. Lockte ihn das Wetter, so stieg er einsam in den Bergen herum, alle die lieben Plätzchen zu grüßen, an die sich Erinnerungen seiner Jugendjahre knüpften. Der Haselnußstrauch am Schwandzug war zu einem dichten, stämmigen Gebüsch geworden und trug wieder so große Früchte wie vor zehn oder zwölf Jahren. Der Weidenstrauch im Gürmschholz, aus dessen Ästen sich so schöne Waldpfeifen hatten schneiden lassen, hatte sich zum hochmütigen, verdrehten Baum ausgewachsen. Am Ufer des Lohnbaches standen noch, wie ehedem, die vollkommensten Herbstenzianen in weiter Runde, und ihre lilablauen, sammetgleichen Sterne hielten den munter dreinschauenden Studentenröslein elegisch Gesellschaft. Der Wandersmann summte Liedlein an Liedlein vor sich hin, Altgewohntes und Neugelerntes durcheinander; Eichhörnchen im Wald stutzte ein Weilchen und fragte sich, ob es die Stimme nicht eigentlich kenne aus früherer Zeit; aber die Krähe rief: «Trab', trab'», die Meise neigte das Köpfchen und zwitscherte: «Ich kenn' di nit, ich kenn' di nit», und sie flohen vor ihm, jedes auf seine Weise. Dann kam der Pilgrim ans Bächlein, dessen eiligen Wellen er einstmals so manche Reiser und Tannzapfen mit auf die Wanderschaft in die Welt hinaus gegeben hatte. «Bist wieder da, so so, bist wieder da, so so!» grüßte ihn gurgelnd der kleine Strudel am Wege; «mach's kurz, mach's kurz!» schwatzte laut der Strahl, der sprühend über die Felsplatte dahergeschossen kam. «Komm' mit, komm' mit!» lockte es glucksend jenseits des Brückleins, und die Wellen schillerten silbern zwischen grünem Moos und sangen ihr Weg- und Wanderlied dem dunkeln schweigenden Tannenwald entgegen. Der Heimathungrige verstand sein Murmeln und Sagen; er setzte sich neben seinen steinigen Pfad und schlürfte kühle Labe von dem perlenden Überfluß. Wieder, wie in halbvergessenen Jugendträumen, gab er den Wellen Ästlein zu tragen, und sie hatten es eilig mit ihrer Pflicht. Dann kam ein großmächtiger Käfer unter einer Tannenwurzel hervor und brummte: «Muß doch mal sehen, mit wem das Gewässer so viel Aufhebens macht.» Er rieb seine glänzenden Stiefel, rieb auch die Hände und wischte die große Brille, um besser zu sehen. «Mhm, mhm, ein sonderbarer Kauz, der dasitzt und Wasser trinkt; den muß ich näher begucken», überlegte er und kletterte dreist auf den Schuh des Riesen. Da faßte ihn der schon mit zwei Fingern und setzte ihn aufs Knie. Aber

der Käfer traute der Sache nicht mehr und brummte im Fortfliegen: «Alles faßt ihr mit klobigen Händen an; dumm dumm geht ihr herum.» Und der Schmetterling, dem er das Abenteuer im Vorbeifliegen erzählte, kehrte erschreckt um; denn er hatte nicht die stählerne Rüstung des Käfers, und seinem Sammetröcklein wäre eine solche Berührung gar übel bekommen. Der boshafte Schnak, welcher die Sache auch gehört hatte, trank beim Fliegenschwamm schnell sein Gläschen leer und flog singend heran. Behutsam setzte er sich auf den Nacken des gewalttätigen Riesen; er stieß ihm den Speer tief in die Haut und hatte seine Freude daran, wie der sich selber einen nachdrücklichen Schlag versetzte. Der Schnak rühmte seine Heldentat der Frau Schneck, die breitspurig dahergekrochen kam. Die schlug entsetzt die Fühlhörner über dem Kopf zusammen, kroch dann in ihr Haus und schloß die Tür zu; denn solche Missetat konnte auch für Unschuldige böse Folgen haben. Sie hörte aber nichts Besonderes, und als sie ein klein wenig hinausguckte, standen ein paar Ameisen vor ihrer Tür beisammen und mutmaßten mit vielen Gebärden, wer der verspätete Fremdling wohl sei. Das Wässerlein plauderte: «'s ist ein alter Freund; dem dürft ihr trauen!»

Alle waren der Meinung, daß es nachgerade nicht mehr so weiter gehen könne. Noch zu Ameisen- und Schneckengedenken hatte sich in der schönen Sommerszeit kaum je einer dieser gewalttätigen Menschen da herauf verirrt; jetzt hatte man nicht einmal im Herbst mehr seine Ruhe vor ihnen und Gelegenheit zu unbesorgter gesunder Wanderung, vom Sommer gar nicht zu reden. Denn da stellte ihnen jung und alt mit Netzen und Händen nach und grinste sie an, wenn sie als arme Gefangene in den Flaschen und Schachteln saßen.

«Und unsere Schwestern reißen sie bürdenweise ab und lassen sie sterben und verschmachten, sei es am Wege im Sonnenbrand, sei es in ihren Stuben oder im Knopfloch, oder sie pressen sie gar zwischen Papier», klagten da die Blumen darein.

«Und wie ist's meinem Vetter beim großen Stock da unten ergangen!» brummte der Käfer, der eben dazukam. «Ihr habt ihn alle gekannt; denn er hatte eine gar schöne Rüstung – –» Die Ameisen nickten, und die Schnecke fuhr sich gerührt mit dem rechten Fühlhorn übers Gesicht. «Nun, den hat einer in seine Flasche gesteckt und ganz vergnügt gerufen: «Ein Prachtskerl vom Chrysomela!» Ich glaube, meinem Vetter wäre die Freiheit lieber gewesen als der schöne Name; denn er war als Hans Brummblau angesehen genug gewesen; ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist.» Und der Käfer schneuzte sich betrübt.

Nun brachte der Schmetterling seine Klage vor: «Da weiß ich noch ganz anderes zu erzählen. Meine Freundin Elwina Pfauenauge und mein liebes Schwesterlein waren – 's ist noch gar nicht lang her – eines schönen Nachmittags bei der Wollblume zu Gast, und wie sie eben noch den vorgesetzten Honig – ihr wißt alle, daß sie vom

besten hat – priesen und genossen, warfen zwei Buben ein Netz über sie und dann – ich kann es fast nicht sagen – stachen sie ihnen Stecknadeln durch die Brust und spießten sie auf die Hüte. «Wir haben sie ein wenig demoliert», rief der eine. «Was tut's! Wir fangen andere dafür», gab der zweite zur Antwort, und sie zogen singend mit den gepfählten, zuckenden und zerrissenen Leichen auf den Hüten weiter. Es waren da schon an zwei Dutzend Gemordete beisammen, und ihre schönen Kleider waren von der groben Berührung beschmutzt. Ihr wißt ja, wie wenig diese Mäntel vertragen – und der Schmetterling ließ seine Farben mit einem Seitenblick in der Sonne glänzen, trotzdem ihm die Tränen immer noch über das Gesicht liefen.

«Ist das wahr?» frug grimmig der Brummer, während die andern noch in stummem Entsetzen dastanden.

«Was zweifelst du, Nachbar?» mischte sich ein brauner Käfer ein; «haben sie nicht meinem Bruder einen Faden ans Bein gebunden und ihn so lange angeblasen und gestochen, bis er aufflog? Er suchte zu fliehen; aber der Faden hielt ihn zurück an dem verrenkten Bein. Dann haben sie es ihm dabei allmählig ausgerissen, und als er vor Schmerz ohnmächtig zu Boden fiel, sagte der Bub: «Der ist nichts mehr wert.»

«So tritt ihn tot!» rief der Vater, und ich höre noch zur Stunde, wie der Panzer und die Glieder des armen Heidi unter dem Trampelfuß brachen; denn ich sah von meiner Höhle aus den ganzen Vorgang.»

«Entsetzlich, schrecklich!» rief's durcheinander, und ihrer immer mehr kamen gekrochen und geflogen, um über die Menschen zu klagen.

Auch die verspätete Johannisblume am Rain neigte ihren Stern und erzählte: «Meine ältere Schwester stand gleich neben mir, und ich war noch nicht ganz erwachsen, als sie für die Schönste in weiter Runde galt; stündlich machten ihr die Käferlein und Sommervögel ihre ausgesuchtesten Komplimente. Dann kam eines Morgens ein einsames schönes Mädchen gewandert, und wie es meine Schwester ersah, pflückte es sie. Nun, das ist immer das Schicksal schöner Blumen, wenn sie am Weg der Menschen stehen, und wir wären das nun nachgerade gewöhnt. Aber was glaubt ihr, was weiter geschah? Das Mädchen setzte sich ins Moos, sah vor sich hin wie im Traum und seufzte. Auf einmal begann es, meiner Schwester einen ihrer weißen Strahlen nach dem andern grausam auszureißen, und sagte dabei in einem fort: Er liebt mich, er liebt mich nicht, er liebt mich, er liebt mich nicht. Beim letzten hieß es: er liebt mich nicht. Da warf das Mädchen die verstümmelte Leiche meiner armen Schwester in den Weg hinunter, allen Füßen preis und rief: Du bist eine dumme Blume und weißt nichts! Was soll man davon halten, wenn zur Grausamkeit noch der Schimpf kommt?»

Meisen und Finklein schwatzten entrüstet durcheinander von Verfolgung und Todesnot, welche die Menschen über sie gebracht mit Schleudern und heimlichem

Schießgewehr, und ihre Stimmen wurden so laut, daß der alte Ohrenkauz zu oberst in der Wettertanne aus seinem Nachmittagsschlummer erwachte. Er rollte die großen, schlaftrunkenen Augen, nahm eine Prise und nieste so laut, daß alle aufsahen und einen Augenblick schwiegen. Da kreischte er – seine Stimme klang alt und knarrig – in die Stille hinunter: «Pschiit, ruhig! – Ihr wißt, daß unser drei letzte Vollmondnacht beim Alten vom Morgenhorn waren, um über die Ermordung des letzten Adlers Klage zu führen. Gar freundlich hat er uns aufgenommen, und als wir mit unserem Bericht zu Ende waren, hat er seinen langen weißen Bart gestrichen und ausgerufen: Es ist eine Schande! Die Steinböcke haben sie mir vernichtet, haben meinen lieben Petz ausgerottet, und nun ist auch der letzte Adler gefallen, der einzige Bote, den ich an meine Brüder senden konnte! Es ist eine Schande! Aber diese Menschlein spüren nichts davon und rühmen es Wunders in ihren Zeitungen, welche Heldentat sie damit begangen. Aber seid guten Mutes, meine Lieben! Sie stellen euch Fallen, sie stellen aber auch Fallen sich selber. Denn wie ihr wisset, habe ich einen Pakt mit ihnen auf Leib und Gut, und wenn sie meine Langmut für Torheit, die Sage von mir für Geflunker ausgeben, so kommt doch mein Tag, wenn das Maß voll ist. Grausam werde ich sie strafen! rief da der Alte, daß wir uns fast vor ihm fürchteten.»

Krähen hatten die Stimme der Eule gehört und kamen nun mit kampflustigem Schreien dahergeflogen, und der Lärm wurde so arg, daß der Träumer am Bächlein sich aufrichtete, die Augen austrieb und sich mit kühlem Wasser die Stirn benetzte. Erschreckt stoben und flogen die Tierlein davon; sie bedachten erst jetzt wieder, daß er eigentlich auch einer des bösen, gefährlichen Menschengeschlechts sei.

Hans Eicher stieg nachdenklich bergan, dem Morgenhorn zu. Die Wolken, welche gestern der Tiefe einen kalten Sprühregen und den Höhen einen dünnen Schnee beschert hatten, lauerten im Westen wie ein dichtgedrängtes Heer, das dem ersten Vorstoß bald einen Hauptangriff folgen lassen will. Verzagend fiel schon da und dort ein müdes Blatt zur Erde. Als brennend rote und gelbe Sträuße standen die Farren am Wege und daneben frisch und keck eine Glockenblume oder ein Johannisstern, als ginge es gegen den Maien und nicht in den Spätherbst. Die Ahornbäume erhoben ihre bleichenden Kronen zwischen dunklem Tannenwuchs, und auf den verlassenen Hochweiden glühten aus Dornen hervor die Purpurträubchen der Berberitzen. Der liebe Gott hatte sie vorsorglich hingestellt als Winterschmaus für die Meisen und Amseln; aber wie er den Rücken kehrte, trieb sich sogleich unhaushälterisches Finkenzeug drin herum, und sein vergnügtes Schwatzen verriet zur Genüge, daß es gleicher Meinung war mit jenen, die da sagen: Lasset uns essen, trinken und fröhlich sein; denn morgen sind wir vielleicht tot.

Der Wald hörte auf, und wie Eicher um einen Felsvorsprung bog, stand er den Erhabenen gegenüber, und sie schienen ihm in der klaren Herbstluft so nahe, daß er jede Fluh und jedes Gerinnsel wohl zu unterscheiden vermochte. Auf des Mönches Haupt schimmerte ein satter Sonnenstrahl, und die Jungfrau prangte im vollen Licht, indes der Eiger finster und mürrisch einen dichten Nebelmantel um sich schlang. Auch die Blümlisalp und ihre Nachbarn hatten sich vor aller Neugier unter grauen, wogenden Schleiern verborgen, so daß die beiden treuen Gefährten um so größer dastanden. So zum eigenen Zeitvertreib und wohl auch, um der Jungfrau Wohlgefallen zu erregen, ließ der Mönch eine donnernde Lawine zu Tal rollen. Da blies ihm der Wind zur Strafe für den groben Scherz eine Wolke feinen Schnees vom Silberhorn her ins Gesicht. Aber er hatte zu scharf geblasen, und nun löste sich auch da der Neuschnee; eine weiße Wolke stob auf und schoß dem Abgrund zu; dann zitterte der Lawinendonner durch die Luft und hallte wie ein verklingender Ruf in den Bergen nach.

Als Eicher sich auf den späten Heimweg machte, stiegen dichte Nebel aus dem Tal auf und krochen wie graue Ungetüme den Berghängen entlang, immer höher hinauf. Auch das Wolkenheer rückte vor und verhängte drohend den Himmel. Der Tag erlosch bald in einer trüben Dämmerung, und die Nacht brach mit Sturmesheulen und fliegenden dunkeln Fahnen an, die der Hauptmacht des Unwetters voranzogen.

* * *

Die Werkstatt war eingerichtet, und als es des andern Tages draußen so recht stürmte, ging Eicher mit Pfeifen und Singen an sein erstes Werk in der Heimat. Der Händler zu Rotenbalm hatte es auf die Zeichnung hin bestellt, um billigen Preis zwar, denn die Sache war neu, aber sie hatte ihm mächtig eingeleuchtet. Es war eine Truhe, wie Eicher sie zu Paris in einem Museum gefunden. Die Oberleiber zweier Atlanten trugen, einer rechts, der andere links, auf der Vorderseite ein Kranzgesimse, auf dem der Deckel ruhte. Zwischen ihnen baute sich das Feld aus verschlungenem Zierat auf, das in der Mitte einen Wappenschild umfaßte. Das Stück Urväterhausrat war sehr schön anzusehen, und die beiden Träger schauten mit ihren vorspringenden Muskeln aus, als trügen sie schwer an der Gesimselast.

«Die haben kein schönes Amt, wenn ihnen alle Augenblicke der Deckel auf den Kopf fällt», bemitleidete sie Benz. Aber so etwas Schönes habe er nie gesehen, gab er einmal über das andere zu.

Bald klang im Waldegg gleichmäßig der Hammer, pfiff der Hobel und kreischte die Säge; das Kunstwerk begann, als der erste seßhafte Schnee in dichten Flocken zur Erde wirbelte.

Der Zufall führte die Stägener nun gar oft an dem abgelegenen Waldegg vorbei, und was ihnen wohl gefiel, war, daß der Schnitzler für jeden einen freundlichen Gruß hatte; was ihnen aber minder gefiel, das war sein Zuhausebleiben oder einsames Wandern. Nicht einmal den Tabak holte er selbst, wie jeder jetzt zur Winterszeit doch tat, um Neuigkeiten zu erzählen oder zu hören.

«Oh, der zählt sich jetzt nicht mehr zu unsereins», begehrte der Schachenjoggel auf; «das ist jetzt ein Herr! Aber ich weiß noch wohl, wie er barfuß herumlief und zum Imbiß über einen geschwellten Erdapfel froh war.»

«Bist ein Gaagg und hängst jedem das böse Maul an!» wies ihn Bühlpeter zurecht. «Den Eicher laßt nur machen. Wenn einer hochmütig ist, so grüßt er nicht so laut wie der.»

Das leuchtete allen ein; nur der Schachenjoggi mottete noch halblaut weiter.

Einstweilen wußten die Stägener im ganzen noch nicht recht, wie sie mit dem Schnitzler dran waren. Da kam kurz vor Weihnachten Aaregger vom Steinbühl ins Waldegg und fragte nach einer langen und ausnehmend freundlichen Einleitung, ob ihm wohl der Herr Künstler so ein rechtes Prunkstück von Kredenzschaft für seinen Speisesaal machen würde, und allenfalls in den Damensalon ein schönes Geräfer, wie es im Hotel Jungfrau zu Rotenbalm zu sehen und bei den Fremden berühmt sei. Und als der arbeitslustige Schnitzler zusagte, warf Aaregger hin: «Und wegen dem Preis werden wir dann wohl einig, wenn Ihr das Maß genommen habt. Ihr wißt ja, daß ich Eurer Mutter die Jahre her treu zur Seite stand, und das ist wichtig für eine Witfrau. Aber davon will ich ja nicht reden; ich sage das nur so, damit Ihr seht, daß ich ihr stets die Freundschaft gehalten habe, die zwischen mir und Eurem Vater selig war.»

Aaregger sah mit Erstaunen bei diesen Worten einen Schatten über Eichers Gesicht gleiten; aber, dachte er im nächsten Augenblick, ist das nicht ganz natürlich beim Sohne, wenn er von seinem toten Vater erzählen hört? Und er lobte den toten Zimmermann recht aus Herzensgrund.

Hans Eicher erzählte dem alten Benz am Abend davon, und der sagte jetzt nicht mehr, wie er einst Christen Eicher gegenüber getan, der Steinbühler bringe alle ins Unglück, die einen Batzen von ihm nehmen; denn zu bitter hatte er jene Mißhelligkeit bereut. «Hei ja, wärst ein Narr, wenn du den Verdienst nicht nähmest. Du brauchst meine Feindschaft nicht zu erben, bist ihm aber auch keine Freundschaft schuldig von deiner Mutter her; gelt Marei?»

Marei dachte jetzt nur daran, wie der Steinbühler ihr einmal so gar freundlich die Hand über den Zaun gereicht hatte, und entgegnete: «Nun, grad ein Böser war er ja auch nicht.»

Nur Uli brummte etwas über die Sache vor sich hin.

XV.

Das Neujahr war kaum vorüber, als die Kunde umging, dem Kneubachpeter gehe es sehr bös; der werde wohl bald sterben. Und eines Morgens kam der Schachenjoggel zu Benz und bot ihn auf für Nachmittag zwei Uhr in den Kneubach; der Peter wolle noch vor Zeugen seinen letzten Willen kundtun.

«Der hat doch nichts zu testieren als die halbblinde Katze, die Pfeife und den Schnapsgutter!» rief Benz erstaunt. Beim letzten Wort sah sich der Bote fragend in der Stube um; da schenkte ihm Benz verständnisinnig ein Gläschen ein. «Wer ist sonst noch dabei?» fragte er.

«Balmer, du, Zumbrunn und der Steinbühler.»

Kopfschüttelnd machte sich Benz nachmittags auf den Weg und kam neugierig in die verwahrloste Stube. Da harrten die drei anderen seiner schon.

«Ich danke euch allen, daß ihr gekommen seid», keuchte der Kranke mühsam; «ihr habt mir damit das Sterben leichter gemacht. Und nun, wenn ihr mir einen Gefallen tun wollt, so stellt das Bett so, das Haupt gegen die Wand.»

Dem seltsamen Wunsch wurde genügt, und bei dieser Verrichtung hatten alle vier den einen abenteuerlichen Gedanken, unter dem Bett seien bisher Schätze verborgen gewesen und die würden nun gehoben. So blickten sie bei jedem Fußbreit, um den sie das ächzende Bett rückten, scharf zu Boden. Einstweilen war da zwar noch nichts zu bemerken, als eine zolldicke schwarze Ablagerung und ein Paar verschimmelte Holzschuhe, an denen genügsame Ratten genagt hatten.

Als das Bett nach seinem Wunsch gestellt war, fuhr der Kranke unter Stöhnen und Ächzen fort: «Und nun, lieber Uli, komm' hier auf die linke Seite, und du, lieber Zumbrunn, komm' da auf die rechte Seite, und ihr zwei, Benz und Balmer, seid Zeugen von dem, was ich sage.»

Der bestimmte Gedanke an den verheimlichten Schatz machte alle gefügig, und sie kamen mit ernsten Mienen folgsam diesen Anordnungen nach.

«Ich habe immer gesagt, der Kneubacher ist nicht so arm, wie er tut», raunte Balmer dem Rain-Benz hinter der vorgehaltenen Hand zu; «wofür hätte er sonst hexen können?»

Die beiden Gemeinderäte Aaregger und Zumbrunn standen voll Erwartung wie zwei Ehrenwachen neben dem Sterbelager. Da glitt eitel Hohn und Spott über des Kneubachers eingefallenes Gesicht: «Unser Herr Christus ist am Kreuz zwischen zwei Bösewichtern gestorben, und da mir das immer so besonders wohl gefallen hat, so habe ich euch beide hier an mein Bett bestellt. Wenn ich tot bin, könnt ihr wieder heimgehen.» Und damit legte er sich auf die Seite und erwartete seinen Tod.

Nicht so die beiden zu seiner Rechten und zu seiner Linken. «Du Lumpenhund!» brach Zumbrunn los und hielt ihm die Faust vor die Nase. «Oh, der niederträchtige Spötter!» stöhnte Aaregger. Sie schossen alle beide fast zugleich zur Türe hinaus und schlugen sie hinter sich zu, daß die ganze Hütte bebte.

«Hast nicht einen Schnaps?» fragte matt der Kneubacher in das Gelächter, das am Tisch erscholl. Da reichte ihm Benz das Fläschchen, das er für den Fall langer Verhandlung in kalter Stube zu sich gesteckt hatte.

«Mir wird's merkwürdig besser, und ich glaube, es mag mich diesmal noch nicht», raunte Peter nach einer Weile; das Fläschchen hatte er geleert. Da ging Benz still erbaut heimwärts und machte unterwegs der Bindermarei Bescheid, daß sie nach dem Kneubacher sehen solle; da sei noch nichts von Sterben. Balmer aber ging mit der Neuigkeit von dem Kneubachpeter zwischen den beiden Bösewichtern von Haus zu Haus, lachte und trank Bescheid, so daß er auf seiner späten Heimkehr fast im Schnee liegen geblieben wäre.

Der Kneubacher genas in wenigen Tagen, als ihm die Bindermarei ordentliche Suppen vorsetzte und seinen sterblichen Menschen allentwegen ein wenig in Ordnung brachte. Peter selber aber ließ diesen einfachen Rettungsweg nicht gelten und flocht einen mächtigen Schnörkel hinein. Ein faustgroßer Gallenklumpen habe sich in ihm gelöst, als er mit Zumbrunn und Aaregger abgerechnet habe für die jahrelange Unbill und Verfolgung ihrerseits, die gerade und justament jenen Gallenauswuchs bei ihm verursacht hatten. «Vom Moment an ging's mir besser», schloß er allenthalben seinen Bericht; «der Rain-Benz und Balmer können's sagen, die waren dabei.»

Die ganze Kneubachkomödie mit allem was drum und dran gehäkelt und gestrickt wurde, hätte den Stägenern über eine gute Strecke winterlicher Langeweile hinweggeholfen, zu früheren Zeiten wohl gar für einen ganzen langen Winter ausgereicht. Aber nun waren sie da oben schon an lebhaftere Abwechslung gewöhnt und hielten nach einigen Wochen Ausschau nach neuer Kurzweil. Schon machten sich einige wieder mit dem Schnitzler zu schaffen, weil man nichts von ihm hörte als Hämmern, Pfeifen und einen freundlichen Gruß, und auch das nur, wenn man deswegen den weiten Umweg am Waldegg vorbei machte. Aber noch einmal ward er den Neugierigen und den Gelangweilten aus den Mäulern genommen.

Die Bahn schlüpfte in halber Höhe zwischen Gletschbach und Stägen auf eine ziemliche Strecke durch den Felsen, doch so, daß der Tunnel eine Halle bildete; die Seite nach den Schneebergen hin war offen bis auf die gleichmäßigen Felsensäulen, die als Träger und Zier stehen gelassen wurden. Das Volk taufte die Galerie den «Kreuzgang», weil sie dem so benannten alten Bauwerk des früheren Klosters zu Rotenbalm genau gleichsah, abgesehen von der bedeutenderen Größe. Hier im

Felsinnern, wo die Winterstürme keine Gewalt über sie hatten, waren eine Anzahl Arbeiter eingehaust und bohrten und sprengten in dem harten Gestein rüstig weiter. Zweimal die Woche wurden sie verproviantiert; die übrige Zeit lebten sie ebenso fern von der im Wintergewand zu ihren Füßen liegenden Welt, als wären sie ausgestoßen und verbannt. Unten zu Gletschbach und über ihnen zu Stägen hörte man von den Abgeschlossenen nichts als das Dröhnen der Sprengschüsse, und aus immer mehr Felsportalen ergoß sich grauer Schutt auf die verschneite steile Halde, welcher entlang der Tunnel lief. Auf einmal aber ging es erschreckt von Mund zu Mund: «In der Wändfluh hat ein Italiener im Streit den Michel Lauener erstochen!» Die Mutmaßungen jagten sich, und die, welche dem Italiener die alleinige Schuld gaben, fanden geneigtere Ohren als die andern, welche die Achsel zuckten und sagten: «Der Michel ist ein Lump und Händelmacher geworden in der letzten Zeit. So ganz ungerufen wird das Messer nicht zwischen seine Rippen gefahren sein.» – –

Das Unglück wurde auch im Waldegg erörtert, um so eifriger, als Benz der Pate des Ermordeten war.

«Das muß man der Bahn lassen, sie hat manchen zu Gletschbach geweckt und ihm beigebracht, daß es jenseits des Blauberges auch noch Leute gebe. Früher sind sie beisammen geblieben, alt und jung, auch wenn sie nichts tun konnten, als einander Hunger leiden helfen. Jetzt rücken sie hie und da aus und bringen es später zu etwas. Auch Lauener-Micheli wollte fort; aber der Alte ließ ihn nicht gehen. Er mußte da bleiben und herumfaulenzen, bis er aus langer Weile und bei ständiger Gelegenheit ein Schnapser wurde. Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest auf Erden, hat ihn sogar der Pfarrer beschieden, als sie zusammen vor ihn kamen, der Alte mit Heulen und Augenwasser, der Michel mit Fluchen und einem halben Rausch. Hätten sie ihn gehen lassen, so lebte er noch und wäre in der Welt draußen auf guten Wegen. Jetzt haben sie ihn mit ihrer Zwingerei auf dem Gewissen!» eiferte Benz.

Aber Marei wollte ihm nicht gleich beistimmen; so fuhr er hitzig fort: «Hör', Marei, ich will dir da etwas sagen, was der Pfarrer Rupf in einer Predigt zu Gletschbach von der Kanzel herab verkündet hat; ich habe mir das damals aufgeschrieben in meine alte Bibel, sobald ich heimkam; denn es gehörte da hinein wie eine Vorred', – die will ich doch einmal holen.» Und er trug das schwere Buch herbei.

«Pfarrer Rupf, der Vorgänger des jetzigen?» frug Marei.

«G'rad der! Sie haben ihn sogar nach Bern locken wollen, so berühmt war er. Weißt, was er da geantwortet hat? Ich kenne hier meine Herde, und sie kennt mich. Die Vorsehung hat mich in Zeiten der Not zu ihr geschickt, und ich bleibe bei ihr; denn sie hat Vertrauen zu mir. – Der also fing einmal eine Predigt so an.» Und nun las Benz mit feierlicher Stimme vor:

«Meine lieben Kinder – denn so nannte er uns immer, und er war uns auch wie ein Vater – die Bibel ist ein Licht, das der liebe Gott den Menschen auf die Welt geschickt hat, damit sie nicht in der Finsternis wandeln und die Toren und Versucher nach dem Wege fragen müssen, der zum Himmel zurückführt. Das Licht ist rein aus Gottes Hand gekommen, und es ist darum ein wahres Licht. Es kann leuchten auf unseren Wegen; es kann erwärmen und erhellen unsere betrübten, düsteren Herzen; es kann und soll uns um sich versammeln zur Lobpreisung und zum Wohlgefallen des Spenders von Licht und Leben. Aber wehe, wenn Toren und Blinde es zur Hand nehmen! Sie gehen damit um, wie das Kind mit dem Feuerzeug; sie stecken das Haus in Brand, oder sie ängstigen zum mindesten ihren Nächsten und bringen ihn in schwere Seelennot. Das hat der Herr nicht so gewollt. Dreimal wehe aber, wenn der Heuchler nach dem Himmelslicht greift! Er blendet das Auge seines Nächsten, um sich mit seinen Händen in der Finsternis einen unehrlichen Vorteil anzueignen wie ein geschickter Taschendieb, indes sein Angesicht im Lichte glänzt. Vor diesen Betrügern und Heuchlern hütet euch am allermeisten, denn sie sind die Verworfensten unter den Verworfenen; sie mißbrauchen die Leuchte Gottes. Hat aber der Tor und Blinde das Haus angezündet und den lieben Nächsten verwundet mit dem heiligen Licht, oder hat der Heuchler ihn verblendet, dann dürfen wir nicht Gott anklagen: Allmächtiger, warum lässest du dein Licht solchen Händen? Nein, denn es ist damit wie mit jedem anvertrauten Gut: Wir müssen es treu bewahren, es hüten vor dem Unverstand und vor der Heuchelei, und dazu hat uns der liebe Gott zugleich mit der Leuchte die Vernunft gegeben, und darum dürfen wir nicht ihm Schuld an dem geben, was der und jener Mensch Unrechtes mit seiner Gabe tut.»

Benz tat einen tiefen Atemzug.

«Du hättest ein Pfarrer werden sollen!» rief Marei.

«Behüt' uns! Dann hätten die Andächtigen immer nur diese Belehrung und nachher ein unchristliches Kappenwaschen erlebt. Diese Red' aber» – und Benz setzte sich straff in Positur — «die habe ich auswendig gelernt, und daran halte ich mich, wie der Soldat ans Reglement. Unser jetziger Pfarrer ist darin der Tor und Blinde, und der Steinbühler, der fährt den andern mit dem Licht unter der Nase herum und leert ihnen dabei die Taschen», poltette Benz.

«Und meine soll er füllen», warf Hans Eicher scherzweis ein.

«Hast's noch nicht.»

«Morgen gehe ich zum Abmessen ins Steinbühl – –»

«Dann gute Reise, und jetzt gut' Nacht nach dieser Abendandacht.»

In ziemlichem Staat ging der Schnitzler am andern Morgen zeitig ins Steinbühl und sah ordentlich wie ein Herr aus. Das städrische Kleid saß gut an seiner hohen,

kräftigen Gestalt, und wer ihm erst ins Gesicht guckte, dem taten die fröhlichen, graubraunen Augen wohl; aber die scharfe Nase und der große blonde Schnauzbart straften sie fast Lügen; denn sie gaben dem Gesicht etwas Ernstes und Männlich-Reifes.

Steinbühlers Töchterlein Dorothea öffnete ihm die Tür, und Eichers helle Augen sahen so scharf in seine schwarzen, daß es sie senkte und im nächsten Augenblick davonlief, den Vater zu rufen. Als kleines Mädchen hatte es den Schnitzler, wenn er, damals noch ein Schulbub, seinem Vater das Essen auf den Bauplatz brachte, ganz besonders ins Herz geschlossen und ihm seine Spielsachen allesamt schenken wollen. Er war damals auch seiner schönsten Puppe bei ihrer Taufe Pate. Diese Kindertien schossen der Dore plötzlich wieder durch den Kopf, als sie den Hausgang entlang eilte, und waren ihr fast genierlich, so daß sie nicht einmal daran dachte, den ehemaligen Spielgefährten in die Stube zu heißen, bis der Vater kam.

Der Steinbühler faltete die Hände im Schoß und ließ den rechten Daumen um den linken und dann den linken um den rechten kreisen, als er die Zeichnungen besah, die der Schnitzler vor ihm ausgebreitet hatte.

«Du – halt, so darf man Euch wohl nicht mehr titulieren – Ihr seid …»

«Nur wie früher, Herr Aaregger!» schnitt ihm Eicher die Komplimente ab.

«Also denn, wenn du's so haben willst, – das macht deinem bescheidenen Sinn Ehre – du bist ja ein wahrer Künstler! Das Buffet hier und dieses Täfer da, die wären schön, aber – mehm – das kommt wohl zu teuer bei den schlechten Zeiten, und die Zukunft wird eine schreckliche Konkurrenz bringen. Da nehmen die Hotels bei der Bahn alles vorweg, und ich bin hier ganz nebenab.»

Hans Eicher überlegte oberflächlich; aber als sie schließlich zusammen abmachten, mußte er der Ehre alles rechnen. Doch nun konnte er seinen Mitbürgern ein Werk vorweisen, und der Steinbühler hatte auch nicht unrecht, wenn er ihm zu bedenken gab, daß solche Meisterstücke wie das Täfer und das Buffet den Fremden in die Augen stechen und ihm namhafte einträgliche Bestellungen zuführen könnten.

Sie plauderten noch bei einer Flasche weiter, was aus Stägen in wenigen Jahren geworden sei und was erst noch in seiner Zukunft liege. Da schüttelte der Steinbühler den Kopf. «Es werden sich viele überspekulieren, und vor allem wird bei der Konkurrenz dann keiner mehr etwas verdienen.»

Dorothea kam herein und flüsterte dem Vater etwas ins Ohr. Wie ähnlich sie ihrer verstorbenen guten Mutter geworden ist! dachte Eicher und sah von der Lebendigen zum Bilde der Toten, das an der Wand hing. Wie manche Butterschnitte und wie manches gute Wort hatte sie ihm gegeben, wenn er mit dem Mädchen spielte! Und die Puppentaufe fiel auch ihm wieder ein, so daß ein Lächeln über sein Gesicht ging, als er nun das Mädchen ansah.

«Sag' ihm, er soll ein wenig warten», beschied Aaregger, und Dorothea eilte hinweg, ohne den Schnitzler anzublicken. Der stand nun auch auf und verabschiedete sich. Auf dem Heimweg sah er nachdenklich vor sich nieder, und auf seinem Gesicht spielte bald ein lustiges Lächeln, bald tiefer Ernst; es ging dem Schnitzler auf der langen Strecke Weges in heller Vormittagssonne gar manches durch den Kopf von Puppentaufen und Butterbrot, vom Tode des lieben Vaters und von menschlicher Undurchdringlichkeit, von dunklen Mädchenaugen und geschnitzten Meisterwerken. Aber gleich wie die Sonne gerade so hell und warm auf den trüben Wasserbächlein im aufgeweichten Wege lag wie auf den reinen Schneedecken der Matten, auf rauchender Menschenwohnung wie auf dem blinkenden Gletscherfirn, so leuchtete auf alle seine Gedanken die Freude am Leben und Schaffen und der frohe, gesunde Jugendmut.

Hans Kueni, der zwei Jahre neben ihm auf der Schulbank gesessen, dabei manchen Hosensack voll Haselnüsse und manche Tracht Prügel ehrlich mit ihm geteilt hatte, kam beim Krämerladen auf ihn zu und schlenkerte erregt das Tuchsäcklein, welches seine Einkäufe barg.

«Hast du wirklich und wahrhaftig einmal den Weg ins Dorf gefunden? Du lebst ja wie ein Murmeltier da oben; man sieht dich so selten wie das gute Jahr.»

Und nun erfuhr Kueni als erster von dem Verkehr, der sich zwischen dem Schnitzler und dem Steinbühler eben angesponnen, und er brachte nachher den Bericht darüber ausführlich und mit allerhand Mutmaßungen in den Kramladen zurück. Der war aber für Stägen und seine Neuigkeiten, was die gemeinsame Brunnstube und das Wasser für eine Stadt. Jeder Deut gelangte von da in jedes Haus, und ehe es Abend war, wußten alle um das blaue Wunder, die Entlegensten vielleicht ausgenommen. So etwas hätte bei Lebzeiten des alten Benz keiner für möglich gehalten. Aber daß der gewichtige und kluge Aaregger sich mit dem Schnitzler einließ, gab diesem sogleich in aller Augen ein gewisses Ansehen, und man wußte jetzt endlich, was man von ihm halten sollte.

XVI.

Hans Eicher hatte sich einen Gesellen für die grobe Arbeit, das Zurechthauen, Sägen und Hobeln, angestellt, einen etwas schmächtigen, stillen Menschen, der treuherzig und gleichmütig tat, was ihm zugewiesen wurde. Gottfried Steiner war auch nicht eigentlich ein Schnitzler, sondern ein Schreiner und so ziemlich der Mann, den sich Eicher gewünscht hatte.

Sie schafften beide von früh bis spät emsig an Täfer und Buffet; aber so gegen Mitte April stemmte Eicher eines Morgens den Stechbeutel gegen die Werkbank und ließ einen langen Pfiff los: «Gottfriedli, Gottfriedli, ich glaube, der Steinbühler muß diesen Sommer die Teller und Gläser noch im alten Buffet einquartieren. Meinst nicht auch?»

Und der Geselle sah von der Hobelbank herüber und erwiderte: «Ich glaube nicht, daß es möglich gewesen wäre, mehr zu schaffen.» – –

Es kam auch Bericht, die Truhe sei schon verkauft und eine zweite bestellt; der Händler bequemte sich sogar zu einem bessern Preis, wenn er das Stück bald haben könne. Da machte sich Eicher am Sonntag nach dem Steinbühl auf den Weg, um Aregger zu vertrösten. Er kann schon warten, Gewinn ist da doch keiner dabei, dachte er. Eigentlich aber war es ihm doch nicht recht, daß er nicht Wort halten konnte.

Die Fenster des Hotels oben auf dem Bühl waren geschlossen; der mächtige Bau hielt noch Winterschlaf, ob es auch rings an den sonnigen Hängen schon grünte und blühte. Beim alten Haus, dem Winterquartier der Familie Aaregger, regte sich auch nichts, abgesehen von dem blauen Räuchlein, das aus dem Kamin in die sonnige Luft emporstieg, und dem Brunnen vor dem Garten, der seinem treuen Nachbam, dem uralten Ahorn, eintönige Geschichtlein vorplauderte, was der Baum mit leisem Rauschen in den Zweigen beantwortete. Die zwei Alten machten wenig Wesens bei ihrer Unterhaltung, wie es bei ihren Jahren wohl zu verstehen war, und dazu noch an einem Sonntagvormittag während der Predigtzeit.

Da der Schnitzler es nicht eilig hatte und ihm nun ohnedies einfiel, Aaregger werde noch nicht vom Kirchgang zurück sein, so setzte er sich auf die Bank an der Hauswand und blinzelte behaglich vor sich hin auf das sonnenbeschienene Stückleis Gotteswelt, das vor ihm lag, und er hatte ein kurzweiliges Warten, denn es geschah mancherlei in dieser scheinbaren Stille. Die Unterhaltung zwischen dem Ahornbaum und dem Brunnen beachtete er zuerst nicht einmal; denn sie war so gleichmäßig wie irgend ein anderes fortgesetztes Geräusch. Aber im sonnigen, wohlgehaltenen Garten sah er die Frühlingsblumen in frischer Pracht sich reihen, Krokus und Narzissen, Schneeglöcklein und Anemon'; sogar eine Hyazinthentraube öffnete ihre obersten Knospen. Bei den Blumen herrschte ein Leben wie in einem beliebten Wirtshaus am Sonntag. Hummeln und Bienen ließen sich behäbig auf den Blüten nieder wie biedere seßhafte Bürger; leichtfertige Schmetterlinge prunkten mit ihrem Festkleid, und zwischenhinein fuhr mit mächtigem Brummen ein Käfer. Die Mücken hielten in der Luft eine Tanzbelustigung ab, zu der sie eintönige Liedlein summten. Im Ahorn baute ein junges Ehepaar ein Nest, und das schwarze Gefieder der beiden Amseln stach scharf ab von den treibenden grünen Knospen. Nun kamen auch Herr

und Frau Distelfink angezogen und begrüßten ihren Quartiergeber vom letzten Jahr mit munteren Trillern und Reimlein. Er rauschte vergnügt: «Seid zwar leichtfertiges Musikantenzeug, von dem nie ein Entgelt für das Obdach einzutreiben ist.» «Jitz isch's gly Meje, jitz isch's gly Meje!» sang ihm da der Distelfink vor; «hast du nicht immer Freude gehabt an unsern Konzerten? Und füttern wir nicht mit deinen Quälgeistern, den Würmern in deiner Rinde, unsere Kinder?» Frau Distelfink hatte sich derweil den Platz für die Kinderwiege schon ausgesucht, und nun flogen sie davon, um noch ihren Vettersleuten, den Buchfinken, einen Sonntagsbesuch zu machen. «Jitz isch's gly Meje!» rief der Distelfink den nestbauenden Amseln noch im Vorbeiweg zu. «Juohühahüi!» jauchzte es da zurück.

«'s ist doch eine leichtlebige Gesellschaft», rauschte der Baum vergnügt, obgleich es gescholten sein sollte, und der Brunnen murmelte Beifall, indes sein Strahl voll neuer Kraft und Frühlingslust hell aufglänzte.

Im Haus knarrte jetzt eine Türe, und eine Frauenstimme rief im Gang: «Der Pfarrer weiß scheint's heute wieder viel, daß die noch nicht zurück sind! Die schönen Dürrbohnen verkochen noch ganz wegen einer halbbatzigen, langfädigen Predigt – –» Da schalt eine andere Stimme: «Schäm' dich, Dori, so zu reden! Wenn das der Vater wüßte –» Ein lustiges Singen schnitt das Weitere der sonoren Ermahnung ab, und im nächsten Augenblick ging die Haustür auf. Dorothea stand auf der Schwelle und beschattete mit der Hand die Augen, um den Fußweg hinunter zu spähen. Der Schnitzler betrachtete mit Muße und belustigt das Mädchen, das immer noch an seinem munteren Liedlein weitersummte und ihn nicht wahrgenommen hatte. Wie stattlich die Dore eigentlich geworden war in den Jahren, da er sie nicht mehr gesehen hatte! Und wie munter und frisch in diesem Hause, wo mit Gewalt eine gewisse düstere Frömmigkeit aufrecht erhalten wurde! Urkraft der Heimat!

Sie ging eilig zum Garten hinüber, griff da einem Blümlein sanft unters Kinn, um ihm ins klare Auge zu schauen, und schob dort ein unvorsichtiges Reis aus dem lohbestreuten Weg, damit es nicht von unachtsamen Tritten Schaden nehme.

«Züohohühahüi!» dankte sanft die Amsel vom Baum herab dem Mädchen für winterliche Futterspende, und «jitz isch gly Meje, jitz isch gly Meje!» jauchzte ihm der Distelfink zu, der mit seinen Vettersleuten zurückgekommen war «Jitz han i, jitz han i mym Schätzeli sys Schnäbeli vermüntschiert!» sang übermütig hinter ihm der Buchfink in alle Welt hinaus. Dorothea sah unentwegt in den Baum empor und stand da mitten in Blumen und sprießendem, singendem Leben. Die Sonne wob in die Kraushaare über ihrer Stirn einen Heiligenschein, und durch ihr junges Herz zog es wie lockendes, verheißendes Hohelied. «Trab', trab'», mahnte drüben am Waldsaum ärgerlich eine Krähe, und als das Mädchen wieder den Weg entlang

spähte, sah es Vater und Brüder daherkommen. Ein paar eilige Schritte tat's aus dem Garten, dann fuhr es zusammen. «Ei, warum habt Ihr Euch nicht gekündet?» schalt es an Grußesstatt den vergnügt dasitzenden Schnitzler. «Das ist nicht schön, einen so zu erschrecken!» Und es war Dorothea in diesem Augenblick auch wirklich zu Mut, als habe dieser Mann da etwas erlauscht von dem Singen und Sehnen, das durch ihr Herz gezogen war draußen im sonnigen Garten. Ihr frisches Gesicht errötete sichtlich, und eilfertig raffte sie die Hausschürze auf: «Ich wäre wohl nicht in dem Aufzug herausgekommen, wenn ich Euch gesehen hätte», entschuldigte sie sich gleich.

«Wenn's einen so üblen Empfang gibt, so gehe ich lieber wieder», zürnte scheinheilig der Schnitzler.

Da lachte sie: «He ja, Ihr werdet Euch grausam fürchten! Da kommen sie ja», und sie wies auf Vater und Brüder im Weg unten.

Eicher brachte dem Steinbühler die Geschäftssache vor, die ihn eigentlich hergeführt hatte. Der schüttelte den Kopf und beschied ihn endlich: «Darüber reden wir noch. Einstweilen kommst herein und hältst gleich mit. Hat dich das Dori jetzt wohl alle Länge dastehen lassen? Sie ist doch ein unbedachtsames Meitli!»

Der Schnitzler wehrte sich so eifrig für sie, daß den Steinbühler ein Lachen ankam und er ihn neckte: «Machst es grad noch so wie früher, wenn ihr beisammen waret und sie Strafe bekommen sollte. Da hast auch immer ihre Partei genommen.»

Das hörte die Dore, welche sich eilig herausgeputzt hatte und nun das Essen auftrug, und sie sandte dem Vater einen verlegenen, bitterbösen Blick zu.

Nach dem Mahle hub Aaregger an: «Ja, das ist mir gar nicht lieb, daß du so im Rückstand bist mit den bestellten Sachen; ich hatte mich felsenfest darauf verlassen. Und ein Geschäftsmann, besonders ein Anfänger, sollte immer darauf halten, daß er zur rechten Zeit und seinem Versprechen gemäß parat ist. Wie sollen wir es nun mit dem Känzeli machen?»

Dem Schnitzler war nicht gerade wohl bei dieser Strafpredigt; nun sah er auf und fragte: «Was für ein Känzeli?»

Aaregger tat einen tiefen Atemzug und sagte: «Der kantonale christliche Verein hat auf meine wiederholten Vorstellungen hin endlich eingesehen – mchm – daß das geistliche Leben hier oben immer noch oder, besser gesagt, immer mehr im argen liegt. Und um ihm aufzuhelfen, müssen wir ein größeres Lokal haben. Ich will nun nach meinen Kräften zum Gelingen dieses guten Werkes beitragen, und der Verein tut auch etwas; den Rest hoffen wir durch freiwillige Steuern von Fremden zu bekommen; einstweilen schieße ich auch den vor. – Mchm – Der Saal käme neben das Hotel auf meinen Boden zu stehen, und da hinein gehört eine kleine, einfache Kanzel. Dem

Schreinerniggel kann man das nicht auftragen, denn sonst würde eine Hühnerkiste daraus. Aber du wärest der Mann und wirst gewiß das deinige gern zu dem guten Werk beitragen, denn – mchm – viel können wir nicht zahlen. Sie müßte auch etwas verkramenzelt* sein – –»

Aaregger sah den Schnitzler jetzt fragend an, und der sah Dore an; denn er wußte nicht, warum sie lachte.

«Hei ja, das macht sich schon!» erwiderte er flüchtig, «das macht sich schon.»

Da holte Aaregger den fertigen Plan, und Eicher schrieb sich die Maße auf.

«So ungefähr für das Material können wir dich entschädigen, mehr weiß Gott nicht», seufzte dabei der Steinbühler.

Und mit einer neuen unabträglichen Bestellung, aber mit fröhlichen, bunten Gedanken machte sich der Schnitzler erst spät am Nachmittag auf den Heimweg.

Vor dem Waldegg saßen der Oberlehrer von Gletschbach und der Gemeindeschreiber bei Marei und Benz; Hans Eicher hatte sie von weitem gesehen und überlegte sich, was die wohl da zu suchen haben. Sie begrüßten ihn ausnehmend freundlich und umständlich wie Leute, die etwas von einem wollen, und der Oberlehrer sagte endlich: «Hei ja, es ist davon die Red', die Bahn im Sommer mit einer Feier und einem Schützenfest einzuweihen. Da sind wir nun ausgeschossen, Gaben zu sammeln und Leute für den Festzug anzuwerben – –»

«Ihr wißt ja, ich bin nicht Militär», fiel ihm der Schnitzler ins Wort und streckte den Finger vor, welchen er in jungen Jahren beim Rößleinschnitzen verstümmelt hatte, «und wo sollte ich mich im Schießen üben?»

«Bei uns in Gletschbach!» riefen die beiden Werber miteinander. Den Schnitzler wandelte wohl einen Augenblick die alte Lust zum Waffenspiel an; aber da knisterte der Kanzelplan mahnend unter seinem Arm, und er redete sich mit seiner vielen Arbeit aus.

«Aber eine Gabe werdet Ihr doch stiften und eine Rolle übernehmen im Festzug – – –»

Das sagte er nun freilich zu, und sie gaben ihm das Aufgebot für die «Konstituierende Versammlung der Komitees für das Schützenfest in Gletschbach und die Einweihungsfeier der Bahn Gletschbach-Morgenhorn im Juli 1889» wie es in dreizeiliger Überschrift auf der Karte hieß.

Als sie fort waren, sah Eicher erst die Betrübnis, welche auf den Gesichtern der Seinigen lag.

«Vorgestern ist Elias Marti gestorben! Da lies selber», berichtete Benz und hielt ihm den Trauerbrief hin.

* Verziert

«Morgen ist schon die Leich', und du wirst doch wohl auch gehen», drauf Marei.

«Und ich geh' mit ihm», entschied Benz, und etwas wie Rührseligkeit des Alters war über ihn gekommen.

Noch blinkte da und dort ein verschlafenes Sternlein im Westen, und über den Bergen leuchtete es in Wolkenschleiern wie ein Himmel in Glut, als Benz am andern Morgen im Sonntagsstaat den Fußweg heraufkam.

«Da packt euren Proviant ein. Hans kann das Brot und den Speck nehmen und du die Eier, Benz», verordnete Marei geschäftig, und so geschah's. Damit aber die Eier nicht zu Schaden kommen, betrete sie Benz in den geräumigen Tabakbeutel mitten in das weiche, duftende Rauchkraut. Und den Beutel schob er in die hintere Rocktasche zur mehreren Vorsicht.

Das Bergabsteigen ging dem Benz nicht mehr so flink wie damals, als er seinen Schürzling auf dessen erstem Flug in die Welt hinaus geleitet hatte. Und zu der Gebrechlichkeit gesellte sich bei dem alten Mann eine ziemliche Trübseligkeit, so daß er viel vom Sterben redete und jeden Einspruch hartnäckig damit zurückwies, daß Elias Marti ja viel jünger sei als er und nun schon drangekommen sei. So langten sie in Gletschbach an und saßen nun wie damals ausruhend auf dem Brückengeländer, aber mit vertauschten Rollen; denn jetzt liefen dem Rain-Benz kläglich die Augen über, und an Hans war es, ihn aufzumuntern. Aber dem war mit Leibesstärkung nicht beizukommen. «Hab' noch keinen Hunger», wehrte er ab und blies weiter Trübsal. Es wurde mittlerweile Zeit zur Abfahrt, und da ließ sich nun Benz in der Eisenbahn mit einem tiefen Seufzer auf die bequeme Bank fallen. Aber gleich fuhr er entsetzt in die Höhe, als sei er in eine Nadel gesessen, und das eben noch wehmütige Gesicht wurde erst lang und dann ärgerlich. Er holte eilfertig seinen Tabakbeutel hervor und knurrte: «Hab' ich's doch gedacht!» Und dann packte er ein merkwürdiges Gemengsel von zerbrochenen Eierschalen und deren Inhalt aus, fast unkenntlich in dem anhaftenden Tabak. Das braune Kraut und die zerquetschten Eier waren eins; nur zwei fädige Tropfen Eigelb sanken langsam zwischen Benzens Fingern hindurch auf den Boden. Er sah sehr ärgerlich und Hans sehr verdutzt auf die Bescherung.

«Sollen wir das nun essen oder rauchen?» fragte der Alte scharf und hielt es dem andern noch näher hin. Dann riß er das Fenster auf und warf die Handvoll hinaus und den ehrwürdigen Tabakbeutel mit dem Rest hinterdrein. Und nun ging ein herzerleichterndes Schimpfen los über zu weich gekochte Eier, über die Zumutung, daß er, Benz Aaregger, bei seinen alten Tagen solche einstecken müsse, und über die schöne, glatte Bank, die nicht ein Heben der Rockschöße vonnöten gemacht habe wie das Brückengeländer. Es ging nieder wie ein währschaftes Gewitter mit Donner und Hagel. Aber schon guckte wieder die Sonne durch's Gewölk.

«Hätt ich nur den Beutel behalten! Der reut mich!»

Da rückte Eicher mit Brot und Fleisch auf den Plan; nun zogen die Wolken eilig vorüber, und nach beendeter Mahlzeit war's eitel Sonnenschein, das heißt immerhin erst so ganz vollständig, als sich Zigarren blicken ließen. Hans reichte dem Alten eine herüber; der drehte ihr kurzerhand das Genick um und brockte sie in seine nachgerade völlig ausgehungerte Pfeife.

Am Himmel aber war's anders gekommen. Die Wolken, die am Morgen im Osten in Flammen gestanden, hatten Zuzug erhalten, und nun war alles bedeckt. Die Nebel hingen tief an den Bergen herab wie eine graue, feuchte Decke, unter welcher sich der Wind so recht unfreundlich herumtrieb.

«Durch den Behang sieht Elias nicht einmal sein Begräbnis», behauptete Benz, als sie über den See fuhren.

Sie kamen gerade recht, um beim Totenhaus in die Reihen zu treten. Da hub ein feiner, kalter Regen an, und dem Pfarrer war's nicht zu verübeln, daß er die Rede nicht gar sehr in die Länge zog, trotzdem das Vordach alle in seinen Schutz nahm und Elias Marti ein ehrliches Lob wohl verdient hatte.

Die Witfrau begrüßte die beiden alten Bekannten nach dem schweren Gang in großer Trauer, aber mit treuer Freundschaft. «Ach ja», berichtete sie mit einem Seufzer, «und von den Kindern war keines bei ihm, als er auf dem Todbett lag. Der Älteste schrieb uns zuletzt aus Hamburg, er wolle dort fort, weil es ihm schlecht gehe; er sei auch zwei Monate im Spital gewesen und noch nicht ganz geheilt. Seitdem wissen wir nichts mehr von ihm – – –»

«Und die zwei andern?» fragte Hans.

«Christian ist wohl auf der Heimreise von Ägypten; er war dort Sekretär in einem Hotel, und das Mädchen ist Kammerjungfer in England bei einer Herrschaft, welche es im Hotel engagiert hat.»

Schon wollte Benz fragen, was nun aus dem kleinen Bauernwesen werden solle, als die Witwe fortfuhr: «Mit fremden Leuten kann ich nicht gut weiterfahren, es trägt die Löhne nicht ab; so will ich mich, wenn es den Kindern recht ist, um einen Käufer für das Heimet umsehen; denn von ihnen will es keines übernehmen.»

Benz sagte nicht viel zu dem Bericht, wenn er ihn auch zu betrüben schien; die Zeit für die weite Rückreise der beiden drängte, und als sie nach stürmischer Seefahrt im Bahnwagen saßen, dehnte sich der Alte behaglich und schmunzelte: «'s ist doch kommod, so eine Eisenbahn», und der Regen peitschte ausgiebig gegen die Scheiben.

«Nur schad, daß sie nicht schon nach Stägen hinauf fährt», brummte er, als sie in Gletschbach in das Unwetter hinauskamen.

Es war finstere Nacht, als Eicher den Benz glücklich wieder ins Waldegg brachte. Eilig warf sich der mit Pusten und Ächzen in die Ofenecke und erzählte, aus wes Grund er um seinen langjährigen Tabakbeutel gekommen sei. Und dann kam ein unchristliches Urteil über die Kinder des Elias Marti, die lieblos das Heim ihrer Jugend und ihrer Mutter den Zufällen eines Verkaufes preisgäben.

«Und das Neueste von Stägen wißt ihr ja noch gar nicht. Den Kneubacher haben sie heute tot in seinem Bett gefunden; er muß schon vor zwei, drei Tagen verschieden sein. Kein Mensch hat nach ihm gesehen, bis der Schachenjoggi wegen einer kranken Geiß zu ihm wollte. Da war er tot und ganz braun im Gesicht», erzählte jetzt Marei.

«Jenes Mal unser vier und nun gar niemand, als es wirklich Ernst galt!» sagte Benz nachdenklich.

Der Schachenjoggel war damals vom unordentlichen Totenlager des Alten nach dem Stall gegangen; er war auch ein Bauer, wenn ihm schon nur ein mageres altes Kühlein gehörte. «Du arms Geißi», seufzte Joggi, als er die verhungerte Ziege losband und sie behutsam in einen Winkel bei der Türe schleppte.

Am Mittwoch war der Kneubacher zu beerdigen; kaum ein Dutzend Menschen standen beim Leichengebet am Sarge, alte Leutlein, von denen die einen, wie Rain-Benz, den Kneubacher im Grunde doch hatten leiden mögen, indes die andern in ungewisser Furcht vor zauberischem Schabernack dem Toten das letzte Geleite gaben. Der junge Schulmeister trieb mit Lobreden keinen großen Aufwand, rügte aber nachdrücklich den Aberglauben, der sich um den Kneubacher gesponnen. Er war damit schon fast zu Ende, als der Steinbühler sich zu der kleinen Versammlung gesellte und scharf dem jungen Eiferer ins Gesicht sah.

«Hört, Lehrer», ermahnte ihn Aaregger, als sie dann nebeneinander dem Tal zuschritten, «Ihr mögt es ja gut im Sinn haben. Aber unrecht war vielleicht doch, was Ihr da dem Toten nachgeredet habt. Keiner weiß, wie es um ihn selber steht, geschweige denn, was am andern eine Schuld ist. Denket daran, wenn Ihr in Eifer kommt, und denket auch, daß Euch das einer gesagt hat, der viele schlaflose Nächte mit Zweifeln und Ringen nach Erkenntnis hinter sich hat – – –»

Der Schulmeister sah erstaunt zu dem Manne auf, in dessen Stimme ein ungewohnter Ton lag.

«Schweres habe ich durchgemacht im Kampfe mit mir selber, und, weiß Gott, ich verzweifle oft am Siege!»

Den Schulmeister belustigte das Pathos in Aareggers Worten; er tat sich viel darauf zu gute, als ein Aufgeklärter zu gelten, und der Seitenblick, den er dem Steinbühler zuwarf, bedeutete so viel wie «Alter Fuchs!»

Aaregger fing den Blick auf, fuhr aber gleichmütig weiter: «Mancher junge Mensch will am Wirtshaustisch, oder bei anderer Gelegenheit, – manchmal gar zu Häupten eines Sarges – etwas Besonderes scheinen, indem er über andere den Stab bricht. Nimmt er sich aber jemals die Mühe, in das Herz und in die steten Kämpfe dieser Menschen um das Ewige einen Blick zu tun? Er kennt nicht einmal sich selber!»

Der Kampfesmut des Schulmeisters ward gehemmt durch eine jähe Betroffenheit, und er ließ die Gelegenheit zu gründlicher Aussprache vorübergehen, nach der er sich so lange gesehnt hatte. Der Volkstribun im Steinbühl, den er von Anfang aufs Korn genommen hatte, stand in einer andern Gestalt vor ihm, als er sich ihn nach dem Hörensagen ausgemalt hatte, ein wechselndes Rätsel.

XVII.

Das Kranksein ging in dem rauhkalten Frühlingswetter um und steckte auch den Pfarrer von Gletschbach tief in die Kissen. Bald schmerzte es ihn da, bald zupfte es ihn dort, und er hustete ganze Nächte, daß ihm der Schweiß über die Backen lief. Er hatte eine förmliche Apotheke auf dem Tisch und begann sein Tagewerk mit Pillenschlucken, setzte es mit Pulvern und Tropfen fort und endete es wieder mit Pillen. Das Zupfen im linken Bein flüchtete sich vor all den Mixturen in den Magen, aus dem nach des Pfarrers felsenfester Meinung auch der Husten kam. Und als der nun nicht nachließ, aber dafür die Magenschmerzen immer ärger wurden, war es ihm bei allem eine Genugtuung, daß er recht gehabt hatte. Der Doktor sagte zwar nichts auf seine Vorhalte; aber er änderte die Reihenfolge des pfarrherrlichen Tagewerkes und ersetzte zwei der Mixturen durch andere. Doch der Patient nörgelte weiter und spottete ihn so ganz vorsichtig aus. Da ward's dem Medizinmann einmal zu bunt, und er erklärte: «Der Husten beim Menschen kann vom Hals, von der Brust, oder aber vom Weinkeller herkommen; bei Euch, Herr Pfarrer, sind Hals und Brust ziemlich gesund.»

Die Krankheit zog sich in die Länge, und der Pfarrhelfer richtete sich allmählig auf festeren Aufenthalt ein. Er war ein junger Mann, dessen schwarzer Rock nicht so recht zu dem frischen und lebensfrohen Gesicht passen wollte. Als ihn die Gletschbacher zum erstenmal vor Augen bekamen, versahen sie sich mit heimlicher Freude recht weltlicher Dinge von dem Vikar, und der Präsident meinte, der sehe grad aus wie ein Offizier, dem man ein trübseliges schwarzes Habit angezogen habe.

Aber Woche um Woche verrann und Vikar Hürnberg gab keinen Anlaß zu gerechtem Entsetzen; freilich hielt er's in vielem anders, als der kranke Pfarrherr es gehalten hatte. So ging er oft des Morgens bei schönem Wetter mit Rucksack und

Bergstock fort und überließ die Schäflein zu Gletschbach getrost dem himmlischen Hirten; er selbst suchte sich droben in den Bergen nach langem Wandern ein Ruheplätzchen an sonnigem Rain, hielt sein bescheidenes Mahl, und die Vögel besorgten ihm dazu die Tafelmusik. Dann stieg er weiter zu irgend einem Lugaus, und hier ließ er seine Augen weithin schweifen über die herrlichen Denkmäler von Gottes Allmacht; wie eine Offenbarung glühte es durch sein Herz, und er ließ es gerne Abend werden, bis er ernst und neugestärkt in die Niederungen der Menschen zurückkehrte. Und frei aus vollem Herzen klang die Predigt, welche ihm die Berge gehalten, im sonntäglichen Gottesdienst wieder; die Gletschbacher merkten bald, daß er mit ihnen selbst redete und nicht mit einem Blatt Papier, auf dem die Predigt aufgeschrieben stand. Es war auch vieles in den lebendigen Worten, was dieser und jener für sich brauchen konnte; denn der Vikar spazierte nicht mit der Bibel vor der Nase im Himmel herum, sondern er ging auf Erden einher und wies wie ein kluger Mann auf diese und jene Ungebührlichkeit, die am Weg der Menschen lag und die der einzelne oder die ganze menschliche Gemeinschaft wegschaffen müsse zum eigenen Besten, wie sich das Dorf oder das Tal oder das ganze Land zusammentun, um ein Hindernis gemeinsam zu bewältigen. Eintracht, Wohlwollen zu einander, guter Wille eines jeden und Rechtssinn, das waren die Ecksteine, auf die er baute, und nie zeigte er auf den Herrgott als Zahlmeister für gute Werke oder auf den Teufel als Schergen für Übeltaten. Da kam denn über manchen so ganz gegen seinen Willen die stille Frage: Wie steht's mit den Ecksteinen bei dir? Vom lieben Gott und vom Teufel hatte er so viel predigen gehört, daß er jedesmal gedacht hatte: Der Himmel ist weit und der liebe Gott zeigt sich nie, und die Hölle ist weit und der Teufel kommt auch nie zum Vorschein, und bei diesem Trost sanft eingenickt war. Nachträglich sagte freilich der und jener, verstohlen die Augen reibend: Es war eine schöne Predigt! Da war nun der Vikar mit seinen Ecksteinen ein Ruhestörer innen und außen; denn er warf sie just dahin, wo sonst das Gewissen so ruhig und behäbig auf breiter Straße hatte einherwandeln können, über sich den Himmel und unter sich die Hölle, beide in ungefährlicher Entfernung. Da es sich aber jetzt alle Augenblicke an einem der Ecksteine stieß, so hielt es den Andächtigen die Augen offen und brachte sie in einen nachdenklichen Ärger, der noch lange nach der Predigt nicht zur Ruhe kommen wollte. Da war denn doch der kranke Pfarrer mit seiner Abwechslung von Himmel und Hölle der Leibesruhe förderlicher gewesen.

Unterdessen hatte das Komitee für die Bahneinweihung und das Schützenfest sich zusammengefunden und war ans Werk gegangen. Leicht war schon der Anfang nicht; denn die meisten machten ein ärgerliches Gesicht, wenn sie nicht ein besonders ehrenvolles Amt bekamen, und einige kehrten der Sache gleich trotzig den Rücken.

standen ihr auch nachher eifrig in den Weg. Aber schließlich brachte man doch die Leute so leidlich zusammen; sogar Feißhänsel im Boden auf Stägen machte wieder mit gegen die bündige Zusicherung, daß er im Umzug den Zähringerherzog darstellen könne, und der Oberlehrer blieb auch, als man ihm nachgab und sich für ein allegorisches Bild auf einer Theaterbühne mit Vorhang entschloß; denn ohne eine solche erklärte er entschieden das Ganze für verfehlt und wollte das sichere Mißlingen nicht verantworten helfen.

Von Stägen halfen mehrere mit: so Hans Eicher als Freiherr von Weißenburg und Christian Aaregger, der Erstgeborene des Steinbühlers, als Prior der Benediktiner zu Rotenbalm und seine Schwester Dorothea als Priorin des Frauenklosters; Hans Feiß im Boden als Herzog Berchtold von Zähringen und andere wieder als Jäger, Schildknappen und Landsknechte; Balmer, der auf jeden Fall auch mittun wollte, hatte das geruhige Ämtlein eines erlegten Bären erhalten. Der Vikar, den man um Rat und Hülfe bei dem ganzen Plan anging, lehnte kühl ab, und das ärgerte viele; denn das kommende Fest galt jetzt schon als Prunk- und Ehrentag der Talschaft auf alle Zeiten hinaus und sollte sie berühmt machen in aller Herren Länder.

Als nach der Pfingstpredigt der Kirchgemeinderat nach alter Gewohnheit ins Pfarrhaus ging, um von dem guten Abendmahlwein ein gelübdefreies Glas zu trinken, fühlte der Präsident dem Vikar erst vorsichtig auf den Zahn; kaum aber erriet der Krämer Rubin, wo es eigentlich hinauswollte, als er hastig schnäbelte: «Glaubt Ihr, Herr Vikar, so ein Ehrenfest sei eine Sünde? Wer ganze Tage mit dem Rucksack in den Bergen herumläuft, statt sein Amt zu versehen, der sollte doch auch für so etwas Zeit haben!»

Die würdigen Gesichter in der Runde wurden ärgerlich, und der Präsident rutschte verlegen auf seinem Stuhl herum. Als er endlich zu Wort kam, wollte er beschwichtigen. «Nun, so ist's nicht gemeint. Aber ich dachte bloß, und viele andere auch, daß Eure Mithülfe bei den Vorbereitungen auf das Fest nützlich gewesen wäre. Für uns selber wär's ja bald gut genug; aber es kommen wohl Fremde in hellen Haufen, und ihretwegen wird das Fest so großartig gehalten. Da müssen wir uns Mühe geben; denn es soll so eine Art Reklame ausmachen für das ganze Tal – –«

«Gerade das ist's!» schnitt ihm der Vikar beinahe das Wort ab. «Wäre es ein wirkliches Volksfest, so würde ich mit tausend Freuden helfen. Aber es ist eine kostümierte Lüge. Kein einziger fragt: Wie wird uns das gefallen? oder: Ist das schön? sondern allenthalben heißt es nur: Das muß noch sein und s o muß es sein, sonst gefällt es den Fremden nicht. Und dabei tauft ihr die Veranstaltung Volksfest, und die Zeitungen flunkern von patriotischen Zielen solcher Anlässe! Die Fremden wollt ihr locken, ihnen wollt ihr gefallen, das ist's, und dazu müssen Kostüme aus allen Wind-

richtungen und gewandte Arrangeure herbeigetrommelt werden! Zu einem solchen Gaukelspiel biete ich die Hand nicht, obwohl ich damit eure Gunst verliere; ich bin Gott und meinem Gewissen über mein Amt Rechenschaft schuldig und darf dabei nicht das Übelwollen der Menschen fürchten.»

Der eigensinnige Vikar hatte seine Worte hastig hervorgestoßen, und in seinem Gesicht lodernde der Zorn; er trat ans Fenster, durch das die eisgekrönten Zinnen der Berge schimmerten; da wandte er sich noch einmal um und rief: «Es ist eine Schande, die ihr diesen reinen Bergen mit solchem Trug antun wollt! Und das Fremdenwesen wird noch manch anderes im Gefolge haben als reichen Erwerb. Aus dem Beatenberg hat es einen Bratenberg gemacht; euer Morgenhorn wird für eure Kinder zum Sorgenhorn werden – –»

Der Präsident war von seinem Stuhl aufgestanden mit schlecht verhaltenem Ärger, und die andern folgten seinem Beispiel. Aaregger erhob warnend die Hand gegen den Vikar: «Ihr seid noch jung und habt noch viel zu lernen, bis Ihr wißt, was Eures Amtes ist!»

Damit gingen sie hinaus, und der Vikar hörte von der Treppe her höhnisches Gelächter. «Der donners Schnafel* will uns wohl gar regieren!» wetterte Rubins helle Stimme.

«Du bist aber auch grad dreingefahren wie der Stier in den Asthaufen!» hörte Hürnberg den Präsidenten schelten. Dann knarrte die Türe, und der Kirchgemeinderat marschierte zu zweien und dreien vom Pfarrhaus die Dorfgasse hinunter. Als ihnen der Vikar von seiner Stube aus nachsah, war es ihm zu Mut wie einem, den lange Zeit ein Grätchen im Halse gejuckt und gestochen, und der nun auf einmal den Peiniger los geworden ist. Noch dachte er über seine Worte nach, ohne ein einziges davon zu bereuen, als er den Präsidenten und Aaregger wieder daherkommen sah. Ihr Besuch galt aber diesmal dem kranken Pfarrer und Hürnberg beneidete ihn nicht sonderlich darum. Aber vielleicht hätte es seine beschauliche Ruhe doch gestört, wäre das zu seinen Ohren gekommen, was sie am Krankenlager verhandelten.

«Er ist kein Pfarrer, der auf der Bibel fußt», klagte Aaregger dem Kranken, «das ist ein gottloser Reformer. Denn wo der Name Gottes nicht ausdrücklich im Gebetbuch oder im Text gedruckt steht, da braucht er ihn kaum, verweist auch nicht auf die Strafen, welche der Gottlose im Jenseits zu leiden hat. Seine ganze Predigt ist von dieser Welt, grad wie ein Aufsatz über eine ordentliche Lebensführung.» Jetzt nahm seine harte Stimme einen sanfteren Klang an, als er hinzusetzte: «Und wie notwendig ist es doch, daß Gottes Diener uns schwachen Menschen je und je die Verheißungen des Herrn erneuern und die Strafe vor Augen halten, welche der Sünde droht – –!»

* Nasewis.

Der Pfarrer hatte, den Blick von Aaregger auf den Präsidenten und von diesem auf den mächtigen Eichenschrank an der Fensterwand richtend, abgewartet, bis die Rede zu Ende war, und hinter ihrem letzten Wort fiel seine Stimme ein: «Präsis, such' dort im untern Fach, ob du etwas zum Beißen und etwas dazu findest; ich mag die Mariann nicht rufen; sonst steht sie nachher wieder an allen Türen herum, und dann weiß gleich das ganze Dorf, was gegangen ist.»

Der Imbiß kam in eifrigen Gang, und der Pfarrer tat wacker mit. Offensichtlich gestärkt, blickte er um sich und faßte schließlich Aaregger ins Auge. «Ja ja, Herr Aaregger! Man hat immer so ab und zu einen mißliebigen Ton und Deut über mich fallen lassen» – Aaregger sah einen Augenblick betroffen an dem Kranken vorbei – «aber ich habe immer getan, was Gottes Wort und mein Gewissen mir geboten, und mich nicht um Menschengunst gekümmert. Wohl bin ich noch ein kranker Mann; aber wenn mein Amt es erfordert und das Seelenheil der Pfarrkinder, dann werde ich auch trotz Schmerzen und Gebrechlichkeit wissen, was ich tun soll. Über acht Tage predige ich wieder selber …»

Gerührt dankten ihm die beiden Abgesandten des Kirchenrates und gingen vergnügt ins Cafe Gletschbach, wo die andern geduldig ihrer im Hinterstübchen harrten.

Nicht nur predigte der Pfarrer unter Ächzen und Husten am Sonntag wieder selbst, sondern er nahm auch die geistige Oberleitung des Festes in seine Hand, und Hürnberg zog dem Unterlande zu auf die kleine Pfarre, die ihn derweilen zu ihrem Seelsorger bestellt hatte.

Auf das Fest hin ging es nun wacker vorwärts. Hinter dem Hotel Gletschbach wurde auf freier Wiese ein langer Holzbau aufgerichtet und davorhin Pfähle zu Sitzbänken in vielen Reihen und in weitem Bogen in den Boden gerammt. Der Pfarrer und der Oberlehrer saßen derweilen fast allabendlich beisammen und dichteten an dem Spielstück, das über die Bühne in jenem langgestreckten Holzbau gehen sollte. Sie folgten dabei den Aufzeichnungen, die ihnen ein Dichter aus Rotenbalm zuschickte. Das Ganze brachte seinen Umfang zwar nicht über vier Abschnitte; aber die hatten den Pfarrer schon Nachdenkens genug gekostet, so daß er allen Phantasien des Oberlehrers ein verzweifeltes: «Es tut's jetzt, es tut's jetzt!» entgegenstellte. Über den Oberlehrer dagegen war es allmählig wie die Urkraft des Genius gekommen; er war nicht zu halten und dichtete in der Hinterstube abseits des Weltgetümmels emsig weiter, und eines Samstags stand im Blättchen von Rotenbalm ein Lied an die Jungfrau, auf das die Gletschbacher nicht wenig stolz waren.

Am gleichen Samstag wurde auch die erste Theaterprobe im Bärensaal abgehalten. Die Spieler hatten ihre Rollen eifrig gelernt, und wie sie nun einmal die erste

Schüchternheit überwunden, kam ihnen die zugewiesene Obliegenheit doch würdig und ehrenvoll vor, und sie gaben sich ihr sogleich mit Eifer hin.

Da saßen die urteitlichen Jäger rund um ein nicht vorhandenes Lagerfeuer, und ihrem Anführer, dem Schachenjoggel, sah das Pfeifenmundstück neugierig aus der Tasche; ihm gegenüber hängte Hürlibenz einen langen Zipfel seines roten Nastuches heraus. Aber das störte die Freude am Spiel nicht.

«Da haben wir doch eine zarte Gemse, wie ich sie noch nie gegessen!» rief Schachenjoggel in die Runde und deutete auf die mächtig beschlagenen Schuhsohlen des Hürlibenz, der ihm gegenüber auf dem Boden saß und seine Schuhnasen ungefähr in die Höhe des gedachten Bratspießes streckte. Alle nickten eifrig und sahen mechanisch nach den Schuhsohlen hin.

«Und dort oben müssen sie zu Hunderten zu finden sein!» perorierte Schachenjoggel weiter und deutete mit straffem Arm nach einem Winkel der Saaldecke, meinte aber damit die Abhänge des Morgenhorns. Darob kam der Rampfmatt Hans zur Seitentür herein, ein würdevoll dreinschauender Mann in langem Bart, mit einer blauen Fuhrmannsbluse angetan; er war der Berggeist und schritt stracks auf die Jäger zu.

«Grüß' dich! Hätst mit?» bewillkommte ihn der Schachenjoggel. Aber der Alte schüttelte den Kopf und hub nun eine lange Verhandlung an mit den Eindringlingen, wie er es für die Zukunft mit ihnen und ihren Nachkommen halten werde. Schachenjoggel gab ihm Red' und Antwort, und die andern nickten zu allem und blickten finster bald in das nicht vorhandene Lagerfeuer, bald auf die beiden. Endlich kam man überein, und laut hallte des Alten Rede durch den Saal: «Wer aber von euch und euren Nachkommen zu irgend einer Frist den Bergen ein Leides tut, der soll mir mit Leib und Seele, mit Gut und Blut zu Rache und Strafe überantwortet sein!» «Ja, das soll er!» rief ebenso laut Schachenjoggel, und nun standen auch seine Gefährten auf, das Gelöbnis in die Hand des Alten abzulegen. Dann verzog sich dieser aus der einen Tür, die Jäger singend und wohlgemut aus der andern.

Sogleich rückte nun ein ganzes Völklein mit Kind und Kegel daher, und der Anführer wies ihnen Plätze zu friedlichem Hüttenbau. So ernst nahmen sie die Sache, daß die Grit Betschen ihr Mädchen am Ohr zog, weil es ausrief: «Heee Mutter, lug' den Vetter, der tut dumm!» Das ging den Anführer an, und das ausbrechende Kindsgeheul erhöhte wesentlich die Wahrheit des Aufzuges. Die Männer türmten geschäftig die langen Saalbänke aufeinander zu Hütten, und der Oberlehrer schoß regierend unter ihnen herum, damit ja alles naturgetreu geschehe. Die Weiber standen zusammen und verhandelten eine Dorfneuigkeit, bis er auch zu ihnen kam und sie anfuhr: «Nun, wollt ihr wohl an die Feldarbeit gehen?!» Von den Buben, denen

das Hirtenamt zugefallen war, hatte einer sogar auf Vaters Geheiß schon jetzt seine Peitsche mitgebracht und knallte fröhlich im Saal herum, bis er im Wogen der Menschen den eifrigen Oberlehrer mit dem Ende der Schnur traf und ihm dafür dessen Hand ins Haar fuhr.

Nun rückte Herzog Berchtold von Zähringen, Rektor Burgundiae, mit seinen Reisigen auf den Plan. Er hatte ein neues halbleinenes Gewand an und einen Strohhut auf dem Kopfe; ja sogar eine Zigarre ragte unter den fahlgelben Schnauzborsten hervor; denn Hans Feiß nahm sich stets etwas mehr heraus als andere. Der Dorfhäuptling gab ihm Rechenschaft über seine Untertanen, und die Ritter standen in Kitteln und Blusen, mit Strohhüten und Zipfelkappen um den hohen Herrn herum und hörten mit sehr ernsten Gesichtern zu. «Alles recht, Eginbold, aber nun baue ich dort eine Burg» – und er wies nach dem großen Kachelofen hin – «und dazu mußt du mit deinen Dorfleuten drei Monate fronen. Die Burg aber» – und nun sah er einen seiner Begleiter an – «soll dir gehören als Lohn für deine Treue in der Schlacht von Grindelwald.»

Unter den Dorfleuten ging ein vernehmliches Murren um, als sie von dem Frondienst hörten. «Wir wollen keine Zwingburg bauen für einen fremden Fötzel!» rief ein Übereifriger aus dem Haufen. Den holten die Ritter eigenhändig heraus und übergaben ihn dem eben des Weges kommenden Henker.

Diesem folgte des Herzogs Jagdzug, und der Jägermeister blies auf seinem Weichenwärterhorn so eifrig, daß ihm der Herzog ärgerlich zurief: «Tu jetzt deine donners Posaune fort!» denn er wollte nachher Gaugericht halten.

Die Jäger trugen zu vieren den erlegten Bären Christian Balmer auf einer Steinbahre daher; er war aber wohl noch nicht ganz tot; denn er rieb sich einmal mit der Vordertatze das eingeschlafene Hinterbein.

Dann hielt der Rektor Burgundiae vom Landstuhl herab Gaugericht; seine schiefe, niedere Barbarenstirn umwölkte sich keinen Augenblick, als er dreie nacheinander zu Schwert und Galgen verurteilte. Und strengen Spruch tat er auch in Streitigkeiten, welche ihm die Ritter, die Dörfler und die Geistlichen vortrugen.

«Ja, Herr Herzog», hub der Prior von Rotenbalm an, «unsern Rechten droht Gefahr durch das neue Frauenkloster; wir rufen Euren Schutz und Eure Hülfe an!»

Pathetisch rief Aareggers Erstgeborner das seinem Vetter Feißhänsel zu; da trat die Schwester des Anklägers vor und verteidigte ihr Haus:

«Mit nichten, Herr Herzog! Wir halten uns nur an Brief und Recht, aber der da nicht – – –!»

Der Streit spann sich eine Weile weiter, ohne daß etwas Besonderes dabei herauskam. Darob gähnte der Herzog, und es gähnten nach seinem Beispiel noch

etliche andere, so daß auf einmal der Oberlehrer in den Gerichtskreis schritt und die Verhandlung abbrach mit den Worten: «'s ist für heute genug! Über acht Tage fahren wir fort.»

Es war spät geworden, und über der Welt lag das sanfte Leuchten der Sterne. Von den Stägenern rottete sich zum Heimweg zusammen, was nicht vorerst noch einkehrte, und was nach Stand und Freundschaft zusammengehörte. Balmer hatte sich an Feißhans herangemacht, Eicher ging mit den beiden Geschwistern vom Steinbühl, und ihnen voraus stiegen die wilden Jäger unter Schachenjoggels Führung bergan.

Zuerst hatten der Schnitzler und die beiden Aaregger über das Spiel geplaudert; aber das Gespräch wurde immer einsilbiger, nicht weil es sie langweilte, sondern weil Feißhänsel und Balmer in solchen Eifer über Hotelwesen und Viehzucht geraten waren, daß man sein eigen Wort nicht verstand.

«Die blaguieren einander noch Löcher in die Köpfe», raunte Christian Aaregger spöttisch; «das ist gar zu lustig, wenn die zwei beisammen sind.» Und damit holte er sie ein, so daß Eicher und Dore nun darauf angewiesen waren, sich selbst Kurzweil zu schaffen. Eine Weile hörten sie zu, wie sich Balmer von Christian Aaregger zu immer ärgeren Behauptungen verleiten ließ und Feißhänsel diese dann noch zu überbieten suchte. Es stieg aber bald etwas wie Überdruß an diesen groben Witzen in ihnen auf, da noch kein vernünftiges Einlenken abzusehen war.

Dorothea strauchelte auf dem steilen Wege; da bot ihr Eicher den Arm, und zögernd schob sie den ihrigen hinein. «Was ist denn Besonderes dabei? Wir sind ja Kameraden von klein auf gewesen, du und ich», hatte er sie ermuntert. So gingen sie nun eng aneinander geschmiegt bergan, und es kam ihnen bald vor, als wanderten sie allein durch die laue Frühsommernacht. Die drei Vormänner rannten in ihrem Schwatzeifer förmlich den Berg hinauf, und ihr eintöniges Hin und Her klang als ein Stimmengewirr immer ferner. Eine Zeitlang hatte Dore mit ihnen Schritt zu halten vermocht; aber nun wurde der Abstand größer, und der Schnitzler drängte nicht zur Eile. Es war so friedlich über den Bergen; die Erde atmete Jugendkraft und Frühlingsduft aus, und die Wässerlein am Wege plauderten lustige Heimlichkeiten, so daß der junge Mensch den Mädchenarm in dem seinigen fester an sich drückte. Dore fühlte das Zeichen; aber sie dachte nicht daran, ihm den Arm zu entziehen.

«Weißt noch, wie es bei der Puppentaufe ging, als du das Zuckerwasser der Mutter in den Nähkorb verschüttetest?» frug Eicher.

«Ach pah, laß das jetzt in Ruh' und erzähle mir lieber etwas von den fremden, großen Städten – –»

Wäre es heller Tag gewesen, sie hätte ihn nicht geduzt. Jetzt aber, wo er ihr Erröten nicht sehen konnte, hatte sie Mut gefaßt und es gewagt, dem mächtig aufwallenden Gefühl folgend, das in ihr rief: Wer wird in schöner Sommernacht mit dem Jugendgespielen solche Umstände machen!

Er erzählte nun behaglich von dem und diesem, was er gesehen und erlebt; das Mädchen lauschte begierig auf die Kundschaft aus der weiten Welt, und es blickte den Begleiter oft bewundernd an.

Ehe sie sich's versahen, holten sie am Kreuzweg zu Stägen die dreie, die da stehend weiterschwatzten, ein, und nun rief Balmer: «Aha, die haben sich nah' zusammengelassen!» Das Pärlein löste mit einem erschreckten Ruck die Arme, und diesmal wünschte Eicher dem Balmer, der laut über seinen Witz lachte, nicht gute Nacht.

XVIII.

Das ärgerte den Waldborter nicht wenig, und als Benz am Sonntag vergnügt vor seinem Häuschen saß, so recht der Sonne zuliebe, ging Christen Balmer bedächtig den Fußweg entlang und wartete sichtlich auf einen Anruf; der blieb auch nicht aus.

«Grüß dich, Christen! Wie ist's mit dem Kumedispielen in deinen alten Tagen?»

«Oh, es macht sich, wenn man nur dazuliegen braucht und herumgetragen wird.»

Sogleich hatte er vom Wege abgeschwenkt und saß bei den letzten Worten schon neben Benz, dem er nun des langen und breiten die Ereignisse des letzten Abends im Bären zu Gletschbach erzählte, übermütig aufgeputzt, wie er's anders überhaupt nicht getan hätte. Und als ganz kleines Satansschwänzchen hängte er seinem Bericht an, dem Schnitzler sei es noch besonders wohl ergangen; denn Arm in Arm mit der Steinbühltochter sei der lange nach allen andern erst zum Kreuzweg heraufgekommen. Balmer sah scharf nach dem Gesicht des Alten bei diesen Worten, und einen Augenblick wollte es ihm scheinen, als sammle sich da ein richtiges Ungewitter; aber dann lachte Benz trocken auf. «Hast's ihm wohl vergönnt, trotz deiner Stube voll Kinder!» Aber als Balmer fort war, sah das Gesicht des Alten doch nicht mehr so zufrieden in die Welt hinaus wie vorher, und beim Mittagessen im Waldegg gebärdete er sich geradezu unwirsch und händelsüchtig.

Es schien überhaupt alles aus der gewohnten friedlichen Ordnung geraten zu sein. Nach dem Essen begehrte der Geselle von Eicher seinen Abschied; er gab auf dessen bestürzte Fragen nach warum und wie dann keine rechte Antwort und bat immer nur mit kläglichem Gesicht, ihn im Frieden seiner Wege ziehen zu lassen. Drunter und drüber besann sich Eicher, was ihm wohl das Bleiben verleidet habe, und wurde dabei allmählig recht ärgerlich.

«Z' Donner, sag' jetzt einmal, Gottfriedli, wo's fehlt! Das ist ein kindisches Gestürm! Und dann ein Gesicht wie eine Botenfrau?» Aber es fruchtete nichts, und der betrübte Geselle schlich davon, als hätte er dem lieben Gott den Essig ausgetrunken.

Der Unmut über diesen Vorfall brach die Maienlaune, welcher der Schnitzler den ganzen Morgen seine schönsten Liedlein dargebracht, jäh ab, und er schoß in die Wohnstube, als könnte er dort ein Opfer für seinen Ärger finden. Nur so im Vorbeiweg warf er die Neuigkeit seiner Mutter und Schwester zu, die in der Küche hantierten. Benz spazierte bösdaunig vom Fenster zur Tür und der Schnitzler im gleichen Tempo von der Tür zum Fenster, und jeder sog an seiner Pfeife, so emsig das gerade anging, so daß da, wo ihre immergleichen Bahnen sich kreuzten, jedesmal ein ansehnlicher Strudel von Tabakrauch zusammenschlug. Da wurde der Alte es müde, wie ein Eisbär im Käfig auf und ab zu marschieren; er setzte sich brummend auf die Ofenbank und sah nun unverwandt und giftig dem Schnitzler nach, der ihn sozusagen vertrieben hatte.

«Es gibt eigentlich nichts Dümmeres, als immer so auf und ab zu laufen», begann er händelsüchtig.

«Ob doch! Zusehen, wenn einer läuft, ist noch dümmer!» versetzte scharf der Schnitzler.

Aber in diesem unartigen Wort seinem lieben alten Freund gegenüber hatte sich der ganze Ärger entladen; es reute ihn sogar, kaum daß er es gesprochen hatte, und sogleich kam er in eine sanfte Beschwichtigungsrede hinein.

Benz kehrte vorerst den Beleidigten heraus: «Gibst der Dore vom Steinbühl auch so mutten Bescheid – – –?»

Da lachte der Schnitzler hell auf und setzte sich neben den Alten, auf dessen Gesicht dräuende Wolken und lieber, warmer Sonnenschein einen harten Kampf fochten. «He, Benz, Benz, mit der bin ich gestern abend von Gletschbach heraufgegangen und kann dir's schriftlich geben, daß wir kein Unwort zusammen hatten – – –»

«Sogar Arm in Arm – – –. Das glaub' ich schon.»

Jetzt stutzte der Schnitzler. Daß Benz um die unschuldige Wallfahrt wußte, war ihm gleichgültig; er hätte ihm das alles wohl scherzweise gebeichtet; aber daß die Sache schon in bösen Mäulern herumgezogen wurde, erstickte seine Spaßlaune. «Was für ein Waschweib hat da schon hausiert? Sicher der Balmer!» murrte er.

Und nun tat es wieder dem Alten leid, daß «sein Bub» auf einmal so griesgrämig dasaß. «He, was ist weiteres dabei, möcht' ich fragen? Wenn einer in deinem Alter in allen Ehren freundlich mit einem hübschen Mädchen ist, wenn sie grad so den gleichen Weg haben, so versteht sich das. Denn wäre er's nicht, so müßte man ihn doch

wohl für einen Tölpel ansehen. Weißt Hansli, ich habe in jungen Jahren auch die und jene vom Rotenbalmermarkt heimgeleitet und ihnen so aus warmem Herzen gegurrt wie ein Täuberich, und eine hat mir einmal sogar ein Küßlein gegeben, so schön, daß ich das Maul noch bis heim leckte – denn sie war von Gletschbach – und noch jahrelang wohl daran lebte, wenn ich sie nur sah oder von ihr hörte. Es ging dabei doch alles in Ehren, und von Heiraten war kein Gedanke. Eine hatte ich wohl gern, so recht gern, noch jetzt, wo sie längst unter dem Boden ist; aber der hab' ich's nie zu verraten getraut, und wenn wir so zusammenkamen bei anderen Leuten, so sind wir einander just ausgewichen. Da hat sie dann nach Jahr und Tag einen andern genommen und ist in der ersten Kindbett gestorben – – –»

Benz erzählte das nachdenklich vor sich hin; es war das erstemal, daß er sein größtes Geheimnis preisgab.

Da trug Emma den Sonntagskaffee auf, und das Gespräch brach vollends ab. Einesmals aber rief Benz erschrocken: «Emma, was ist mit dir – – –?»

Und nun sah auch der Schnitzler verdutzt seine Schwester an; die Tränen schlichen ihr die Wangen hinab, und nun flüchtete sie hastig der Küche zu vor weiteren Blicken und Fragen.

Die zweie schauten einander an.

«Was zum Hagel ist denn eigentlich heute allenrwegen los?» stieß Benz endlich heraus. Der Schnitzler ging in die Küche, um der Sache auf den Grund zu kommen. Emma machte sich am Herd zu schaffen und schluchzte dabei so erbärmlich, daß selbst dem Schnitzler aus lauter Mitgefühl das Herz schwer wurde. Die Mutter fegte ärgerlich an der Milchpfanne.

«Was hast denn, Emmi?» fragte Hans.

«Huhu – – – mhu – – –» klang's aus Dampf und Finsternis.

«Ich weiß auch nicht, was da auf einmal los ist», warf Marei barsch hin. «Uli war grad da und sagte, der Gottfriedli sei vor einer halben Stund' auf und fort. Ist ein recht unhandlicher Mensch, so vor der Zeit drauszustellen und keinem auch nur die Hand zu geben. Ich habe ihn immer für einen besonders artigen und stillen Burschen angesehen, und nun tut er justament, als sei er verrückt geworden.»

Geärgert ging Hans in die Stube zurück, und umsonst suchten er und Benz das Rätsel mit Gottfried zu lösen. Und derweil sie berieten, dröhnte Ulrich mit seinen Holzschuhen eintönig in seinem Gaden, gerade über ihren Köpfen, umher, daß der Schnitzler auffuhr und in der Stube herum nach einem Instrument suchte, um dem Trampler zu klopfen. Er war nachgerade glücklich, seinem stillen Zorn äußerlich Luft machen zu können, und Benz rückte auf seiner Ofenbank willig zur Seite; denn auch er bedurfte einer Erleichterung.

Mit des seligen Vaters Knotenstock fuhr Eicher an die Decke über dem Ofen, wo ein Schieber war, der im Winter die Wärme hinaufließ. Hans stellte sich auf die Bank, kam aber dabei mit seinem Stock in die zusammengeschobenen Stäbe, an denen ab und zu Wäsche ausgetrocknet wurde. Jetzt lagen Seifenstücke darauf, wie die sparsame Marei solche immer erst steinhart ausdörrte, und als nun der Schnitzler in blinder Wut in die kleinen Stangen geriet, regnete es Seifenwürfel, einen auf Benzens Kopf, einen hart daneben vorbei und einen auf den mächtigen schwarzen Kaffeekrug, der friedlich in der Ofenecke an der Wärme stand. Das Gefäß brach klirrend entzwei, und sein heißer Inhalt floß unter Benz durch über die Ofenbank, gerade als der Alte beide Hände auf den eingezogenen Kopf hielt, um ihn vor weiterem Unheil zu schützen. Nun schoß er aber aus seinem kochendheißen Kaffeebad in die Höhe und fuhr den Schnitzler an: «Was Donners machst du da?!» Mit einer Hand rieb er sich scheltend den Kopf, mit der andern die naßwarmen Kleider, und geriet darob in ein ordentliches Fluchen.

Kleinlaut stieg Eicher im gleichen Augenblick von der Bank herunter, und Marei, die dem Lärm gefolgt war, schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

«Was stellt ihr alten Mannen nicht noch an! Ihr seid ja fast ärger als die Kleinen, die man auf Schritt und Tritt hüten muß. Die Kanne in Scherben und die Seife liegt im Kaffee am Boden – – –»

«Von meinen neuen Halbleinhosen gar nicht zu reden», warf Benz sehr ernsthaft ein und machte ganze Wendung gegen das Licht, damit Marei den Schaden übersehen könne ohne einläßlichen Hinweis.

«Ja, ja, ihr seid mir Helden!» hallte es noch wie verziehendes Donnerrollen; «Emma, komm und putz dem Benz sein Bad auf», befahl Marei in die Küche hinaus.

Zugleich mit der Schwester kam auch Ulrich zur Tür herein und sah ganz unschuldig mit verwunderten Augen auf die Kaffeelache am Boden und auf die, welche darum herumstanden. Einhellig fielen da Benz und der Bruder über ihn her mit Vorwürfen über sein Getrampel, bis er sich in Positur stellte, die Pfeife aus dem Mund nahm und sich wehrte: «Das ist mir neu! Ihr habt's wohl bald, wie der Portier vom ‹Edelweiß› von einer deutschen Dame erzählte. Wenn da einer nur nebenan fest zu Boden stellte, so hat sie geschrien, er stampfe ihr auf die Nerven – –»

«Bist ein Lappi! – Mutter, mach' du frischen Kaffee und damit fertig!»

Die Frauen verzogen sich nach der Küche, und die drei Eidgenossen hielten im Tabakrauch eine Beratung über einen Kuhhandel, der in der Luft lag. Benz wollte noch ein Rind anschaffen, und das sollte Ulrich am nächsten Mittwoch in Thun einkaufen. Ein Ausbund seiner Gattung sollte es sein und möglichst billig. Und über dieser Verhandlung merkte Hans Eicher, daß sein wortkarger Bruder, dem er so im

stillen nicht allzu viel Schlauheit zutraute, ihnen beiden zusammen in derlei Dingen mindestens gewachsen war.

Beim Kaffee, der nun endlich auf dem Tische stand, wollte Hans weiter in seine Schwester dringen, nicht aus Neugier, sondern aus Mitleiden; aber Marei wehrte ihm dies jetzt mit einem raschen Blick.

«So, und nun streicht euch ein wenig! Bei dem schönen Wetter könnt ihr's draußen wohl aushalten», befahl Marei, und die drei gingen.

Mit einem tiefen Seufzer, der ebenso gut Ärger als Kümmernis bedeuten konnte, setzte sich Marei in ihre gewohnte Ecke; Emma blickte mit roten Augen zum Fenster hinaus auf den blühenden Garten und die grünen Matten dahinter; aber heute war die bunte, sonnenbeschienene Herrlichkeit für sie eine graue Einöde.

«Was hat er dir denn eigentlich gesagt?» nahm Marei das in der Küche begonnene Verhör wieder auf.

«He, ich fragte ihn, warum er mir immer aus dem Weg gehe; was ich ihm denn zu leide getan habe. Denn ich konnte es nicht mehr so ertragen, ohne zu wissen, warum einer mir gar so ausweicht. – Und dann hat er mir kurz und mutz zur Antwort gegeben, er habe gar nichts gegen mich, und doch müsse er meinetwegen fort, heut' noch. Da ist es mir ganz kurios geworden, und ich weiß nicht mehr, was ich sagte. Oh, es ist nicht der Rede wert wegen einem armen Schreinergesellen, hat er mir dann noch gerufen und ist hinaus, die Treppe hinauf – –»

Die beiden Tränenquellchen waren wieder aufgegangen und verhüllten dem Mädchen vollends das friedliche Bild, das in der Nachmittagssonne vor seinen Augen lag. Auf einmal umfaßte es den Hals der Mutter und ließ nun, den Kopf an ihre Schulter gelehnt, seinem Jammer freien Lauf. Das Schluchzen verriet aber gar bald nicht mehr nur trostloses Elend; als die Mutter ihren Arm liebevoll um die junge Gestalt legte, wie sie es wohl in früherer Zeit zur Besänftigung kleinen Verdrusses getan, da klangen sanft und tröstlich wie in Kindeszeiten in dem Herzen des Mädchens die Saiten, die da singen und klingen vom Reichtum an Trost und Liebe im Mutterherzen. Und wenn auch die Tränlein noch nicht so bald versiegten, so fielen sie doch wie ein warmer Maienregen auf das Gärtchen der Zukunft, so daß es im aufgehenden Sonnenschein des Trostes darin bunt zu sprießen und blühen anfing.

Marei streichelte sanft über das weiche Haar ihres Kindes, und als der Schmerz ausgetobt hatte, begann sie ihm begütigend zuzureden. «Ich habe ja nicht gewußt, daß es so mit euch zweien steht, und ihr selber wohl auch nicht. Wenn nun Gottfried so davongelaufen ist, so liegt das an seiner schüchternen Art. Hat er dich aber aufrichtig und von Herzen lieb, so wird er wieder kommen, und dann war es nicht nur

ein Strohfeuer. Kommt er aber nicht mehr, so ist es besser, ihr seied so auseinander gegangen.»

Emma sah fragend zur Mutter auf; da spielte schon ein liebes Lächeln über ihr altes Gesicht, und sie weissagte: «Ich müßte den Gottfriedli aber schlecht kennen, wenn er nicht wiederkäme – –»

Da umschlang das Mädchen in lachendem Übermut ihren Hals, nahm drauf ihren Kopf in beide Hände und küßte sie währschaft auf Mund und Wangen.

«He, halt, du bringst mich ganz in Unordnung!» wehrte sie in halber Angst.

Wenn auch in nächtlicher Einsamkeit dann noch einmal Jammer und Zweifel über das Mädchen kommen wollten, so hielt es fest an der Verheißung der Mutter; es hütete sich auch ängstlich, daß niemand um den Schatz wisse, den es unverhofft, ob auch unter Tränen, in seinem Herzen gefunden und zu dem sein Sinnen in stillen Stunden hinabstieg wie in eine verborgene Kapelle mit tausend duftenden Kerzen und blinkendem Geschmeide.

Dem Schnitzler sollte Gottfrieds Wegzug rechtschaffenen Ärger bringen; denn der Geselle, welchen ihm der Händler in Rotenbalm von heute auf morgen aus Gefälligkeit verschaffte, war wohl flink und anstellig in der Arbeit; aber es lag etwas in seinem Wesen, das keine Vertraulichkeit aufkommen ließ. Und gerade darin hatte Gottfried Steiner es anders gehalten, ganz nach dem Sinn Eichers, der gerne einem jeden ehrlich und offen und in guten Treuen entgegentrat. August Weber, der neue Geselle, tat Frage und Antwort immer sehr höflich, befolgte in allem seines Meisters Befehle; aber kein Wort war je von ihm zu hören, das nicht die Arbeit betraf. Abends und Sonntags ging er seiner Wege und hatte bald unter den jungen Burschen zu Stägen einige Freunde, die Eichers Meinung über ihn selber nicht gerade erhöhten. Er hatte jetzt immer das Gefühl, ein Belauschter zu sein in seinen eigenen vier Wänden, und das verleidete ihm beinahe die liebe Arbeit, so daß er allmählig den Gesellen ansah wie einen Verräter. Aber wie jetzt schnell einen andern bekommen in einer Zeit, wo die meisten von ihnen beim Fremdenwesen waren, wenn ihre Werkbank Sommerferien hatte? Und er litt sich weiter.

Die Theaterübungen nahmen ihren Fortgang, wenngleich zwei Samstage ausgefallen waren, da der Pfarrer und der Oberlehrer nach dem Rate eines andern Dichters den Schluß des ersten Abschnittes umgearbeitet hatten. So war denn das Spielervolk eines Abends wieder versammelt, und der Herzog von Zähringen nahm das Gaugericht da wieder auf, wo er vor drei Wochen verblieben war. Das dauerte nicht mehr allzu lange, und nun rückten zwei Grafen von Kyburg – der Gemeindeschreiber und Bergführer Jost – heran mit ihren Dienstleuten, und hinter ihnen kamen die Edlen des Landes einher, die Weißenburg und Blankenburg, die Ringgenberg und Resti.

Sie hatten nicht viel anderes zu tun, als paarweise über die Bühne zu gehen und mit wichtigen Gebärden unter sich zu reden.

Damit war der erste Teil zu Ende, und die rings auf den Tischen bereitgestellten Literflaschen bildeten gewissermaßen die Grenzsteine zwischen ihm und der Geschichte des weiteren Heimatlandes, welcher der zweite Teil des Spieles zugedacht war.

Da zogen nun nach der kurzen Stärkung, die der Gemeinderat gestiftet hatte, die Helden aus den eidgenössischen Freiheitskriegen vorüber, eine eintönige Reihe gleichartiger Gestalten im besseren Werktagsgewand, und der Schulmeister fragte sich selbst so ganz im stillen und ziemlich ratlos, wie denn einer in diesem Zuge die Sempacher von den Murtnern unterscheiden solle. Aber wie er noch darüber nachsann, kam das muntere Fähnlein der Berner zur Tür herein. Für den Festtag hatten ihnen die Rotenbalmer zwei Pfeifer und zwei Trommler verheißen, die den Bernermarsch vorauf spielen sollten. Einstweilen tat dies Hürlibenz mit der Handharmonika, und in flottem Schritt marschierten die stolzen Kriegsknechte einher.

Das Träm träm träderidi streckte aber nicht nur die Knie der Reisigen, sondern es zuckte dem Feißhänsel durchs Gehirn als ein guter Einfall, so daß sein langer Körper unter diesem seltenen Ereignis sich zusammenzog und dann aufschnellte. Mit einigen Sprüngen war er beim Hürlibenz und hatte viel Parlamentierens mit ihm. Dann kam er mit verklärtem Angesicht zurück und verkündete: «So, ich meine, wir könnten im Trinksaal ein wenig tanzen, bis der Schulmeister die andern dressiert hat, wenn wir doch bis zuletzt warten müssen – – –»

Der Hürlibenz marschierte schnurstracks in das Sälchen hinüber und dudelte auf seiner Handorgel: D's Luterbach han i my Strumpf verlore – – und hinter ihm gab's ein Scharren und Trampeln von Füßen, die unter dem langen Tisch hervorgesucht wurden.

Licht anzünden, Stühle und Tische an die Wand stellen, das alles besorgten eilige Hände im Nu; der haushälterische Jost kam daher und preßte einen Armvoll Literflaschen gegen seine Heldenbrust, als wären es Feindesspieße. Der Schachenjoggel hatte etwas gemerkt, und wenngleich er nicht zum Adel und zur Geistlichkeit gehörte, die sich da in dem Nebensaal zusammengetan hatten, so fühlte er sich doch heute als Oberhaupt der wilden Jäger und Entdecker von einiger Wichtigkeit und Würde. Er kam also dreist auch herein; so ganz hatte er den Handlanger zwar nicht vergessen und trug also dem flaschenschleppenden Grafen von Kyburg die Gläser hintennach. Aber hinter ihm her trotteten, wie aus dem Boden gewachsen, ein gerütteltes Dutzend seiner Stammesgenossen und frühmittelalterliches Gesindel ebenfalls zur Tür herein. Da zog der Zähringer die Stirn kraus und stichelte: «Das haben wir für uns eingerichtet und brauchen keine Maulaffen – –» Denn die Nachzügler waren neugierig bei der Tür stehengeblieben.

«He, sie haben doch da auch Platz?» brach ihm Eicher ab.

«So, du donners Luftputscher, du willst uns nicht hier haben? Expreß bleiben wir da!» schrie schon der Schachenjoggel zurück und versperrte denen den Weg, die kleinmütig hatten davonschleichen wollen.

«Wart Joggi! dir will ich noch!» drohte Feißhänsel vorläufig und bestellte trotzig eine Flasche; den halbvollen Liter schob er verächtlich weg. Er tanzte auch keinen Schritt, sah stetsfort ingrimmig bald in sein Glas und bald nach dem Schachenjoggel; Balmer und Christian Aaregger, die an ihm herumtrösteten, richteten wenig aus, und sein Zorn schien ihm das Wündigste nach dem Auftritt mit dem Handlanger.

Erst für den dritten Tanz erhaschte der Schnitzler die Dore, auf die er stets gelauert hatte; denn sie war seine einzige Bekannte in der kleinen Runde der Mädchen und Frauen; die anderen sahen ihn alle fremd an, und er mußte ihnen die Worte fast abbetteln. Das war ihm langweilig geworden, und er klagte der Dore nun übermütig seine Verlassenheit.

«Heja, da muß ich dich ja überallhin begleiten in Zukunft, damit du dich nicht langweilst – –» gab sie lachend zurück. Aber das Lachen brach jäh ab, als sie ihn jetzt anblickte und einen ernsten, tiefen Glanz in seinen Augen sah.

«Willst du das wirklich –?» flüsterte er ihr zu und drückte ihre Hand; «willst du das, Dori?»

Sie sah verwirrt zu Boden, und ein roter Schimmer lag auf ihrem Gesicht.

Sie hatten vergessen, sich nach einem Rundgang wieder in den wogenden, stampfenden Kreis zu reihen, und trotz des Getöses, das die schweren Schuhe der Tänzer auf dem Boden verursachten, war ihnen kein Laut ihrer geflüsterten Unterhaltung entgangen. Nun brach die Musik ab, und sie sahen sich verwundert um, als hätten sie den ganzen vergnügten Anlaß vergessen gehabt. Da löste auch Dore schon ihren Arm aus dem des Schnitzlers und eilte zu ihrem Platz neben dem Bruder, der mit Trinken und Schwatzen in einen lauten Eifer geraten war. Sie tanzte auch nicht mehr, weder mit dem Schnitzler, noch mit andern, und sah kaum vom Tisch auf. Vergeblich suchte Eicher eine Unterhaltung in Fluß zu bringen. Oben am Tisch verführten Balmer, Feißhänsel und Christian Aaregger einen halbtrunkenen Lärm; weiter unten erklärte der Gemeindeschreiber mit wichtiger Miene und viel Gelehrsamkeit das Wesen des elektrischen Lichtes, das eben in Gletschbach und Stägen eingerichtet wurde; ihm und seinen Zuhörern gegenüber steckten ein paar Mädchen die Köpfe über einer Dorfneuigkeit zusammen, und Dore zeichnete mit dem Zeigfinger Striche und Kreise in den Wein, den ihr Bruder auf den Tisch verschüttet hatte. Diese Beschäftigung schien ihr so wichtig, daß der Schnitzler, der ein wenig verwundert war über ihr so plötzlich verändertes Wesen, kaum eine rechte Antwort auf seine Rede bekam und er

schließlich glaubte, sie erzürnt zu haben. Diese Einsicht war ihm eine Enttäuschung, und er konnte sie nicht recht in Einklang bringen mit dem zwar lebhaften, aber nicht kindischen Wesen des Mädchens. Ich habe nichts Böses gesagt oder getan! dachte er schließlich trotzig, nahm seinen Hut und ging mit kurzem Abschied seiner Wege. Die meisten waren so vertieft, daß sie es kaum beachteten, so wenig als den Umstand, daß das mindere Volk jetzt auf dem Tanzboden Meister war.

Einen Augenblick noch säumte der Schnitzler im großen Saal, wo eben die Küher, Jäger und Schützen gedrillt wurden; er sah nach der Tür zurück, ob die andern nicht auch aufbrächen. Aber drinnen hatte der Hürliberz eben wieder einen Walzer vorgenommen, und es kam niemand aus dem Gemach; nur ein Getöse von Tanz und Tanzmusik, von erregten Verhandlungen und lautem Gelächter drang gedämpft durch die Wand.

XIX.

Es war ein einsamer Heimweg, den Eicher an diesem Abend mit seinen unerbaulichen Gedanken machte, und es war ihm klarer als je zuvor, daß er in seinen Wanderjahren dem Stägenerwesen fremd geworden war. Er hatte frühere derartige Wahrnehmungen oft unangenehm empfunden und sich etwas wie einen Vorwurf daraus gemacht. Aber jetzt, da er Feißhänsel, Balmer und Christian Aaregger in betrunkener Derbheit vor Augen hatte, war ihm die Gewißheit eines ziemlichen innerlichen Fremdseins ein Trost. Und auch Dorothea zählte er ihrem eigentlichen Wesen nach nicht zu ihnen. Sie war aufgewachsen inmitten düsterer Frömmelei, von der ihr Herz nichts wissen wollte und in welche die Brüder wiederum im geheimen das Allerweltlichste mischten, was sie in der ganzen Talschaft herum zu hören bekamen. Der alte Aaregger las jeden Abend nach dem Essen eine geschlagene Stunde lang aus der Bibel vor und betete dazu, und keiner durfte die Andacht versäumen. Dann ging er ins Bett, und über die zugeklappte Bibel hinweg erzählten Christian und Emil alle unterhaltsamen Abenteuer und groben Späße, die sie jemals vernommen. Zwischen diesen beiden Lagern, welche die Strenge von der einen, eine gelinde Heuchelei von der andern Seite zusammenhielt, war Dore aufgewachsen; trotzdem konnte Eicher auch jetzt, da sie ihn eigentlich erzürnt, davon keinen weitern Schaden an ihr finden, als ein zügelloses Nachgeben bei jeder augenblicklichen Regung. Und doch war es auch wieder diese urkräftige Natürlichkeit, die ihm stets so wohl an ihr gefallen hatte. Aber höher noch als dieses lebenswarme Wesen stellte er die Gutherzigkeit, die sich je und je an ihr offenbarte, die ihre raschen Worte und ihr schimmernder Blick verrieten, wenn

ihr Herz Anteil an einer Sache oder an einem Menschen nahm. Das hatte sie von ihrer Mutter, und Eicher erinnerte sich noch wohl, wie diese einmal weinte, weil der Haushund einen qualvollen Tod gefunden hatte. Das war damals für längere Zeit das Gespött der Stägener gewesen und hatte ihnen wieder in Erinnerung gerufen, daß sie aus dem Wallis stammte. Denn so dumm hätte keine Eingebürtige getan eines alten Hundes wegen.

Dieses Erbteil der Mutter konnte Dore nicht verleugnen, und wenn die Brüder sie so recht necken wollten, so brauchten sie bloß die kleinen Katzen an den Ohren in die Höhe zu heben oder am Schwanz, und ihr Gelächter hatte dann kein Ende, wenn Dore laut schrie und die zitternden, kläglich miauenden Tierchen in der Schürze vor weiterer Unbill rettete.

Eicher war in der letzten Zeit oft ganze Sonntagnachmittage im Steinbühl gewesen und hatte manches gesehen und noch mehr dazu erraten. Nicht dem alten Aaregger und seinen spitzfindigen Erörterungen zuliebe war er hingegangen; auch die beiden Söhne, welche eigentlich Schulkameraden von ihm gewesen waren, hatten ihn nicht eben angezogen: er ging ohne weiteres dem Mädchen zu Ehren ins Steinbühl, wenn er das auch so gut als möglich verbarg, nicht vor sich selber, aber vor andern Leuten. Zuerst war es nur ein Wiederaufleben alter Kinderfreundschaft gewesen, dann eine Gewogenheit des einen für das andere, so wie sie jetzt waren, und allmählig hatten sich viele zarte kleine Fäden hin und her gesponnen, die nicht das Band leidenschaftlicher Gefühle sein mochten, aber doch für beide schon eine Bedeutung deutlich erkennen ließen. Die kurze Unterhaltung im Tanzsaal hatte ihnen dafür die Augen geöffnet; was hielt aber Dora davon?

Soweit waren Eichers Gedanken von sich aus und ohne sein Zutun gegangen; nun blieben sie fragend an der verschlossenen Tür stehen und sahen ihn mit großen Augen an. War es ihm Ernst bei der Sache, war es nicht eines jener vorübergehenden Gefühle, wie es ihn wohl da und dort in der Fremde für ein artiges und hübsches Mädchen erfaßt hatte, ein Strohfeuerlein, das aufflackerte und bald in nichts zerfiel? So fragte er sich weiter. Und war es dann nicht gewissenlos, dieses unerfahrene, leidenschaftliche Wildröschen zu kränken und in Gefahr zu bringen? Aber er konnte nichts in sich finden von flatterhaftem Gefallen und Abenteuerlust; das war warme und aufrichtige Zuneigung, die aus der Kindesfreundschaft erwachsen war, kein blendendes Feuer noch, aber traulich und sinnig wie das Herdfeuer, das den Wanderer erquickt, wenn er nach langer Irrfahrt sein Heim wieder findet.

Mit zäher Spitzfindigkeit hatten seine Gedanken sein Herz ins Verhör genommen, und sie waren nun daran wie jener überkluge Richter, der sich hinstellt und den herausgetifteten Befund als unumstößliche Wahrheit der Gerichtsversammlung

vorbringt, aber in seinem Eifer nicht sieht, wie sich der Verhörte über die gelungene Verblendung des Hundertgescheiten lustig macht.

Was der alte Aaregger wohl dazu sagen würde, wenn es doch vielleicht später Ernst gelten sollte? Er legte zwar eine besondere Vorliebe für den Schnitzler an den Tag, und nie ließ er ihn aus dem Steinbühl fort ohne die Aufforderung, bald wieder zu kommen. Übrigens fürchtete Eicher auch seinen Widerstand nicht; er fühlte sich ihm als Mensch zum mindesten ebenbürtig, und dies um so deutlicher, je öfter er mit ihm zusammentraf. Woran das lag, wußte er nicht eigentlich zu sagen; aber er hatte den unterwürfigen Ton, mit dem die Stägener dem Steinbühler vor die Ohren kamen, nie angewendet; doch er schalt auch nicht hinten herum über ihn wie der und jener.

Und blasser noch irrten die beiden Söhne durch seine Gedanken; nur ab und zu trat einer grell hervor, fast wie ein Zerrbild. Da war Christian, welcher hier und dort im Hause herum eine Flasche verborgen hielt und ihm ein verstohlenes Glas auf der Heubühne oder im Holzschopf schon oft angeboten hatte. Oder Emil, der mit heimlichen Fünflibern in der Tasche klimperte und dazu mit höhnischem, lüsternem Lachen raunte: Morgen geht's wieder einmal auswärts; der Mensch ist nicht von Holz. Oder er pochte gegen die Geldschublade im Schreibtisch des Vaters und spaßte: Gefangene meines Vaters, euch möchte ich erlösen! Dann wieder saßen sie mit gut gelernter Andacht neben ihrem Vater in der Betstunde und schienen seinen Worten zu lauschen und sich unter seinen eindringlichen Ermahnungen zu beugen. «Arm's Dori», seufzte Eicher über das unschuldige Mädchengeschöpf, das mitten in diesem Strudel stand ohne die führende Hand einer Mutter und sich mühsam den rechten Weg selber suchen mußte mit dem guten Herzen, das ihm der Himmel als Leuchte mit auf die dunkeln Pfade gegeben hatte. Aber konnte sein verändertes Wesen heute abend nicht einer Ablehnung gleich sein? drang es wieder auf den Schnitzler ein. Er war über seinem Sinnen und Spinnen heimgekommen und still in seine Kammer gegangen, wo ihn bald der Schlaf jeder weiteren Grübelei entführte. Dafür spannen sich Traumbilder weiter, und Dori war darin so lieblich und verklärt, daß Eicher im dämmernden Morgenlicht noch wachend von ihr weiterträumte.

Als er später seine Werkstatt aufschloß, kam der Hürlibenz mit einer Sense auf der Schulter vorbei. «Du hattest gestern abend eine feine Nase, daß du heimgingst. Der Schachenjoggi hat dem Feißhänsel dann noch den Grind verdonnert, ganz gehörig, und den Balmer die Stiege hinabgeworfen, daß er nachher fast nur auf einem Bein ging, wie ein gesteinigtes Huhn – –«

«Wie ist das gegangen – –?» fragte erstaunt der Schnitzler.

«Flink ist das gegangen, das kann ich einem sagen! Feißhänsel war voll, und

dem Balmer fehlte kein Doppelliter mehr, so wenig als dem jungen Steinbühler. Sie hockten da alle beisammen, die Noblessen, wie die Frösche um Johanni; jeder hat geschwatzt und keiner zugehört. Die minderen Leute haben derweilen getanzt und ich habe ihnen gespielt; denn bezahlt hatte mich der Feißhänsel, und mir war's gleich, wer tanzte. Auf einmal zieht der Hänsel die Dore vom Platz in den Saal hinaus, wie sie sich auch wehrte, und wollte absolut mit ihr tanzen. Sie hat sich gedreht und gewendet, um loszukommen, und da ist er nur noch erpichter geworden. Auf einmal kann sie ihm entwischen und hat an ihrem Platz geflennt wie ein kleines Kind und gerufen, jetzt gehe sie heim, und wär's allein. Feißhänsel stand einen Augenblick da, als passe er einem Fuchs ab; dann schoß er auf mich los und der Schachenjoggi auf ihn. Mich selber hat er nicht erwischt, aber den einen Griff von der Handharfe. Da hat er daran gezogen und ich am andern, und zu der Musik, die das gab, hat ihm der Schachenjoggi mit der Faust auf den Grind gehauen. Schließlich ist der Blasbalg zerrissen, und ich bin in die Ecke geflogen, Hänsel und Joggi in den Saal. Da haben sie auf einander gehauen, einer mit der Faust, der andere mit der halben Handharfe, und an Schachenjoggis Stirn sind ganze Reihen Druckknöpfe und auch die Eckbeschläge abgedruckt. Der Steinbühler wollte ihm darauf spielen; aber davon sieht er jetzt auch aus, als habe er einen wilden Imb* fassen wollen; denn der Schachenjoggi schlug drein, wo's traf.

Der Balmer ist herumgeschossen als Friedensrichter, und noch unter der Treppentür stellte er sich zwischenhinein, und der Feißhänsel hat mir auch noch eins gehauen. Einesmals ist der Balmer die Treppe hinab, d' Scheihen obsig.** Ich will aber schon sehen, daß ich eine neue Handharfe bekomme, und zwar eine doppelreihige – – –» schloß Hürlibenz seinen Bericht, und die Aussicht auf ein so schönes Instrument verklärte sein ganzes Gesicht. «Da, greif' die Beule! – Mit der gehe ich jetzt gleich beim Hänsel vorbei und mache ihm angst. Sonst kommt der Schachenjoggel dazwischen; denn er meint, er habe gestern abend auch einen Tagelohn verdient, und macht nicht ab unter einem Fünfliber per Loch im Kopf. Daraufhin hat er sich verschworen, und ich habe sechse an ihm gezählt – – –»

Der Geselle kam, und die Unterhaltung hatte damit ihr Ende.

Die Kanzel war endlich fertig geworden, und Aareggers Knechte holten sie mittags ab. Der Steinbühler stand daneben, als Meister und Geselle sie im neuen Betsaal zusammenfügten; dann lud er beide, befriedigt von der schönen Arbeit, zum Imbiß ein. «Was ist gestern abend gegangen?» fragte er endlich; «Christian sieht aus, daß es nicht mehr schön ist, und mit dem Mädchen ist auch nichts

* Bienenschwarm.
** Die Beine aufwärts.

anzufangen! Das macht ein Gesicht wie die sieben teuren Jahre, und keines gibt Auskunft – –»

«Ich habe nichts Apartes gesehen und bin vor der Zeit heimgegangen – – –» wich Eicher aus.

«Das ist die Strafe für das Wirtshaushocken», schalt nun der Steinbühler, «und lieber möchte ich, sie wären beide nicht bei der Kumedi; es ginge auch ohne sie. – Und was ich noch sagen wollte: Der Schreinerniggel hat aufbegehrt wegen der Kanzel; man gönne ihm nichts, und er sei doch ein hiesiger – –»

«Der hat auch noch etwas zu sagen! Seit zwei Monaten warte ich auf einen Trog, zu dem ich ihm noch das Holz vorschießen mußte, und immer nur stündigt er mich hinaus. Dem gebe ich so bald nichts wieder!» fuhr Eicher auf.

«He he», lachte Aaregger; «wenn es zöllige Nußbaumladen sind, so findest du sie beim Pintenwirt am Lehn auf der Laube. Er hat sie da für die Schnapsschulden eingesetzt.»

«Der Donnerslump! Dieses Pintli scheint mir überhaupt ein rechtes Anrichtloch für alles Mögliche zu werden; man hört so allerlei, wenn's schon noch kein Jahr existiert. Wenn die Regierung nur überall Wirtschaften bewilligen und Patenttax' einstreichen kann; dem andern fragt sie nichts nach – –»

Mit dieser erbosten Rede war der Steinbühler gar wohl einverstanden. «Ei ja, was brauchen wir eine solche Spelunk da oben, für was? Es ist nichts als ein Gift für die Einheimischen; die einen können dann auch hier den letzten Batzen verklopfen, und die, welche noch nicht saufen, werden's lernen. Wer sollt' es glauben, daß noch vor dreißig Jahren Leute waren hier oben, die nie Wein oder Schnaps versucht hatten? Und die andern tranken nur auf dem Markt in Rotenbalm einen Schoppen oder so ganz ausnahmsweis im Bären in Gletschbach. Jetzt geht selten einer nur ins Tal hinab, ohne einzukehren, die Jungen vor allem, und seitdem die Pinte am Lehn offen ist, geht's da oben an ein Saufen und Holleien bis tief in die Nacht, daß man's in keiner Stadt so erhört – –»

Vom Steinbühl ging Eicher geradewegs ans Lehn hinüber, seinem Holz nach. Er bestellte einen Schoppen, um sich das Pintlein, von dem so oft nächtliches Gebrüll erscholl, gründlich anzusehen. Da saßen an einem Tisch vier junge Bursche beim Jaß, und die Kellnerin saß bei einem fünften. Sie bediente den Schnitzler sehr freundlich und hielt ein kurzes Gespräch mit ihm. Dann kehrte sie zu dem Verlassenen zurück und nahm die unterbrochene Neckerei wieder auf, eine jener Pintenneckereien, die zwischen Zeitvertreib und Lüsternheit die Mitte halten.

Dann kam der Wirt, und Eicher brachte ihm sogleich die Sache mit dem Holz vor. «Ja, das wußte ich nicht und ging mich nichts an, woher das kam, habe auch den

Schreinerniggel nicht danach gefragt. Übrigens hat es Euer Gesell dahertragen helfen bei Nacht und Nebel. Er ist ja mit dem Niggel so dick befreundet – – – Lisi, wieviel ist der Niggel schuldig?»

Es waren ein paar Franken, und Eicher überlegte, ob er nicht das Recht anrufen solle; aber schließlich zahlte er und sagte so recht unverhohlen dazu seine Meinung über Stehler und Hehler. Der Wirt war darüber aufgestanden und hätte ihm gerne zurückgegeben; aber er traute sich nicht so recht, das geringe, verschupfte Bauernmannli steckte ihm noch in den Gliedern. Als jedoch der Schnitzler fort war, da ging's über ihn los, daß es nicht mehr schön war, und es ließ sich keine Sünde ausdenken, die nicht ihm oder einem seiner Vorfahren nachgeredet wurde.

«Ich soll ein Schelmstehler sein, ich!?» begehrte der Pintenwirt auf; «das soll er mir noch einmal sagen! Ich will ihm dann Sachen vorbringen, die ihn g'schweigen!» rief er drohend und geheimnisvoll. Er lief noch auf und ab, wackelte mit dem Kopf und entschädigte sich mit Schimpfen für die erlittene Niederlage, als Eichers Geselle mit dem Schreinerniggel daherkam.

«Der Cheib hat mich fortgejagt, als er heimkam; aber dem will ich's reisen!» schalt Weber, und «Wo ist das Holz?» fragte kurz und aufbegehrisch der Niggel. Aber der Wirt ließ sich mit dem Holz auf nichts ein und suchte zu beschwichtigen.

«He nu, ich vermag ihm das zu schenken», warf der Niggel hin, und die Jasser machten Gesichter, als glaubten sie, das Holz sei sein Eigentum und sei ihm hinterlistig entzogen worden.

«Liseli, bring' einen Doppelliter!» befahl derweilen August Weber und warf einen Fünfliber auf den Tisch, daß es klingelte.

«Der soll wissen in Zukunft, mit wem er's zu tun hat! Morgen gehe ich zum Händler hinaus, und was der Waldegger macht, können wir auch übernehmen. Für Zeichnungen habe ich gesorgt», und er klopfte lächelnd auf die Rocktasche; «der war mir zu feucht hinter den Ohren.» «G'sundheit, Niggel, auf unser Geschäft hin!»

Das und noch viel anderes blaguierte Weber seinem aufwerksamen Auditorium vor, und mit jedem neuen Liter, der ins allgemeine aufmarschierte, wußte er neue Geschichten vom Waldegg zu erzählen.

«Die fremden Fötzel da oben – – –» begann der Niggel zu poleten. «Halt, was sagst da! Das ist auf mich gemünzt – –» fiel ihm Weber ins Wort.

«Ah bah, was denkst!» begütigten alle; «du gehörst jetzt zu uns. Wenn sie alle wären wie du, wir hätten nichts gegen sie!»

Weber bestellte einen neuen Liter. Da kam der Schachenjoggel mit ein paar Kumpanen zur Tür herein. Ein großes Geschrei begrüßte ihn; denn sein Kopf war verbunden, kreuzweis und überzwerch. Aber er stellte sich spreizbeinig mitten in die

Stube und schüttelte mit der Hand in der Hosentasche. Da klingelte es von Fünflibern, und er nahm einige heraus, damit der letzte Zweifel schwinde.

«Wenn's so nachkommt, lasse ich mich jeden Abend traktieren! Anderthalb Napolion habe ich Schmerzengeld bekommen, und für wenigstens einen Napolion habe ich dreingeschlagen!»

Respektvoll machte man ihm und seinem Gefolge Platz, und er malte nun so recht behaglich die Schlacht aus, daß ihm über seinen Bericht selber fast die Haare unter den Verbänden zu Berg standen: «Mit einer Hand habe ich den Feißhänsel gezwickt, daß er umflog wie ein geschlagener Ochs, und mit der andern den Steinbühl Christeli – –»

«Und mit dem Maul den Waldegg Schminggel – –» stichelte der Schreiner, der dem Joggi nicht recht gewogen war.

«Halt dein dummes Gefräß! Der Eicher ist ein Rechter, und unsere geben ihm nicht Rockfutter – –»

«Und früher hast immer so über ihn geschimpft – –» beharrte Schreinerniggel; «hör' einmal den da an, was der Waldegger für ein Ausbund ist», und er wies auf Weber, der mit trunkenen Äuglein wichtig in der Runde Umschau hielt.

«Was geht mich der an! Weiß nicht, wo der herkommt! Der Waldegger hat uns z'best geredet gestern abend und ist von den andern Düppelgrinden fort, weil sie uns nicht leiden wollten.»

Aber Weber wollte sich nicht so verächtlich behandeln lassen und stichelte an dem Schachenjoggel herum, bis ihm der die Faust unter die Nase hielt und fragte: «Willst etwa eine Prise von dem Schnupf? Du hast allweg schon lang keine fremde Hand mehr im Gesicht gehabt!»

Dem Wirt ward das unbehaglich, und er suchte die erhitzten Gemüter auf Gesang zu bringen. Er setzte sich also in die Runde und fing an:

«An der Saale kühlem Strande,
Da stehn's die Burgen so stolz und kühn»

«He, schweig, sonst wird's mir schlecht!» gebot Joggel.
«So sing du, wenn du's besser kannst», gab Andreas beleidigt zurück.

«Wenn eine tannig Hosi het
Und hagebuechig Strümpf,
Da chan er tanze wie-n-er wott,
Es gib ihm keini Rümpf –»

trug nun Schachenjoggel vor und arbeitete mit Händen und Füßen, um die andern zum Mitsingen zu bewegen. Aber einer hatte mit dem Mädchen zu schaffen, ein anderer war eingenickt trotz des Lärmes, und Weber machte ein so geringschätziges Gesicht, daß der Solosänger geärgert abbrach.

Die Stichelreden kamen wieder auf und gingen um wie falsches Geld, das keiner behalten will. Dann fiel plötzlich ein Schlag, und im Nu war alles in der Prügelei, daß es nur so trommelte auf den trunkenen Köpfen und jeder blindlings mit Schreien und Fluchen auf den Nächsten einschlug.

Diesmal verdiente der Schachenjoggel aber nicht einen Fünfliber an jeder Schramme, und miteinander hätten sie noch allerhand Schaden an der Wirtschaft zu ersetzen gehabt. Aber Andreas ließ sie als treue Gäste laufen, und das rechneten sie ihm hoch an. Er hatte jedoch von vorneherein seine Kreide so eingerichtet, daß sie mit einem Zug zwei Striche gab.

Im Waldegg flogen gegen Mitternacht ein paar Steine gegen die Hauswand und einer ins Fenster. Der Schnitzler sah aber in der Ferne nur einige dunkle Schatten durch die Finsternis entfliehen.

XX.

Der Festtag war kaum angebrochen, als in Gletschbach schon auf allen Wegen und in allen Häusern ein reges Treiben herrschte. Auch von den Berghängen kamen Hülfstruppen und festfrohe Zuschauer herniedergestiegen.

Wie ein solches Dorf am Morgen eines großen Feier- und Prunktages aussieht, wenn es den neuen Bräuchen entsprechen soll, das weiß ein jeder, der jemals im lieben Schweizerland ein größeres Fest erlebt hat seit der Zeit, da man es nicht mehr so lächerlich einfach und altväterisch gibt. Auch in Gletschbach war man aufgewacht und lächelte mitleidig über jene erste Bahnweihe vor wenig Jahren, als gehöre sie einer uralten Zeit und niedrigen Kulturstufe an. Über die, welche mit Rosetten und Schleifen am Rock herumgingen, schien eine neue Würde gekommen zu sein, die sich in Miene, Sprache und Haltung recht deutlich zeigte; ja der Gemeindepräsident legte eine offensichtige Hochnasigkeit an den Tag und blickte einen jeden schief von oben herab an; bei ihm war dies aber vor allem dem Stehkragen zuzuschreiben, in den er zum erstenmal sein Lebtag den dicken, kurzen Hals gezwängt hatte, so daß sein Kopf nun ordentlich darin eingeklemmt saß.

Zug um Zug kam taleinwärts gekeucht, und auf dem Sträßchen krochen die Fuhrwerke zwischen Fußwanderern in langer Reihe einher. Die Sonne schien heiß

schon in der Morgenfrühe, und am liebsten hätten die Gletschbacher der Hitze und der Schützen wegen den eigentlichen Festzug am Vormittag gehalten. Aber auf sie kam es dabei nicht an; er galt den Fremden, und die konnten erst zur Mittagszeit in rechter Zahl da sein. So fuhren denn, während das Komitee ein Schützenfähnlein ums andere am Bahnhof abholte, die Häupter der Morgenhornbahn mit ihren Ehrengästen in einem bekränzten Zug den Berg hinauf. Die vom Waldegg waren eben am Fuße des Kreuzgangs auf dem Weg ins Tal, als der Zug oben durchrasselte. Die Maschine keuchte und dröhnte im Berg; der Rauch drang in dicken Schwaden zwischen den Felsenpfeilern heraus und stieg langsam in die reine Gottesluft empor.

«Hm», sagte Benz nachdenklich, «'s ist grad, als stecke der Drach' von der Balmhöhle da drin und brülle vor Bauchweh. Stinken und rauchen tät's auch genugsam aus allen Löchern.»

«Da drin könnte man Schweinigs räuchern, daß es eine Pracht wäre», meinte Marei.

Unten im Tal prasselten die Schüsse im Scheibenstand; oben dröhnte der festliche Zug, und über dem ganzen Gelände lag drückende Julihitze. Der Himmel hatte eine harte blaue Färbung, und die Sonne sah streng und scharf auf die Erde hernieder, wie eine Mutter, die dem ungehorsamen Kind eben mit einer Strafpredigt zu Leibe gehen will. Der Berghalde entlang und immer höher, je weiter der Zug am Morgenhorn emporstieg, kroch eine Rauchwolke, die sich nur ganz allmählig in einen leichten braunen Schleier auflöste.

«Der Alte am Morgenhorn wird heut' schön die Nase rümpfen, wenn sie ihm mit des Teufels Tabak die ganze Behausung verstänken», prophezeite Benz, als sie eben durch eine Schlucht kamen, in der sich ein Rauchfetzen gefangen hatte.

Als sie das Dorf erreichten, war schon die Predigt aus; der Pfarrer hatte es kurz gemacht, um so kürzer, da er in der Aufregung am Morgen die Speisekarte für das Bankett erwischt hatte statt seines Predigtblattes und nun auf dem Kanzelpult, wenn er nach seiner Gewohnheit auf das Papier blickte, statt des Predigttextes eine lange Reihe seltener Leckerbissen lesen mußte: *Truite à la reine* etc. Das war ein böses Ding, den Geist mit donnernden Worten von Amtes wegen gegen die Lustbarkeit der Welt zu hetzen und dabei den Geschmack zarter Forellen auf der Zunge zu haben. Er schnitt also ab, sobald dies irgendwie anging, und eilte eine Viertelstunde später mit dem Oberlehrer nach der «Wäschetröckne». Denn so hieß zu Gletschbach das Theaterhaus allgemein, seitdem findige Hausfrauen angefangen hatten, bei schlechtem Wetter ihre Wäsche in dem luftigen großen Raum zu trocknen. Die Präsidentin hatte damit begonnen, und ihr Mann durfte es deshalb nachher den Gemeinderätinnen nicht verbieten.

Schon paradierten da und dort Kostümierte die Straße herauf, schier nicht wiederzuerkennen in der Pracht ihrer Ausrüstung, und Hans Eicher sputete sich nun ebenfalls, in die Würde eines Freiherrn von Weißenburg zu kommen. Als er endlich in die Wirtsstube zum Bären trat, wo die Seinigen warteten, da leuchtete auch in seinen Augen der Stolz. Er fühlte, wie wohlgefällig das schillernde Kleid mit dem Burgwappen auf der Brust sich an seinen Leib schmiegte; die Sporen klirrten an seinen Füßen, und das Schwert hing ihm mit funkelndem Griff zur Linken.

«Herr Jeses, der Kaiser selbst könnt' nicht schöner sein!» besegnete sich Benz.

Schon standen die Zuschauer Kopf an Kopf der Straße entlang, durch die der Zug kommen mußte, und die letzten Verkleideten eilten der Wäschtröckne zu. Endlich war alles beisammen, und jedes trippelte ungeduldig in feierlicher Spannung an seinem Platz. Die Berittenen waren der Sicherheit halber draußen geblieben und ließen sich einstweilen hier gehörig bewundern. Die beiden Grafen von Kyburg hatten zahme Gäule ausgelesen; der eine nickte sogar ganz gemütlich inmitten des Getümmels. Der Herzog von Zähringen dagegen hielt sich an das einzige Dragonerpferd zu Gletschbach und saß nun unendlich stolz mit seinem Panzerhemd und den beschienten Beinen auf dem schönen jungen Tier, «wie ein versilberter Schneidergesell», nach Schachenjoggels Meinung.

Die Rotenhalmermusik setzte mit einem Marsch ein, und hinter ihr zog nun in wallendem Mantel der Alte vom Morgenhorn in gebieterischer Größe einher, gefolgt von den Jägern und ihrer Sippe mit Weib und Kind. Dem Hürlibenz hing auch jetzt wieder das rote Nastuch unter dem Fellmantel heraus; denn anders tat er's sein Lebtag nicht. Dann trugen vier Jäger einen erlegten Bären auf einem Bett von Tannenreis einher, und hinter ihnen fügte sich der Herzog von Zähringen in den Zug. Zwischen ihm und den Grafen von Kyburg gingen Landadel und Geistlichkeit bescheidentlich zu Fuß; denn einmal gebrach es zu Gletschbach an verfügbaren Pferden, und zum andern war es nicht jedermanns Sache, bei einem solchen Anlaß das Reiten zu lernen.

Hans Eicher sah sich nach Dorothea um und gewahrte sie auch bald als liebliche Klosterfrau in der dritten Rotte hinter sich. Sie nickte ihm unbefangen einen freundlichen Gruß zu, und nun schritt er noch viel frohmütiger unter den Reisigen einher.

Der lange Zug, den eine Alpfahrt mit glockengeschmückten Kühen beschloß, paradierte gar gravitätisch das Dorf hinab und um die Schaubühne, die auf dem Bahnhofplatz für die Ehrengäste noch besonders aufgerichtet war. Hier konnte auch ein jedes der Mithelfenden den ganzen Aufmarsch sehen, sofern es nicht den Stehkragen des Präsidenten anhatte. Das gab also viel Kopfwendens und darüber Gestolper und Unordnung. Es geschah aber nichts Besonderes, bis der Herzog von Zähringen, durch die bisherige Sanftheit seines Rößleins ermutigt, eine etwas gewagtere Bewegung in seine Rolle bringen wollte. Er spornte es also und zog zugleich den Zaum an, damit eine malerische und ritterliche Figur entstehe. Der Gaul faßte aber die Sache anders auf, bäumte und schlug hintenaus fast zugleich, und mit einer wilden Kapriole setzte sich Berchtold von Zähringen zwischen die vorderste Reihe der Zuschauer auf die Erde, zwei Damenhüte, sowie einen Sonnenschirm mit sich ins Unglück reißend. Der Gaul aber schritt ruhig im Zug weiter, bis der Reiter ihn leise fluchend in wenigen Augenblicken einholte.

Der Unfall des Zähringers hatte noch einen andern in Mißlichkeiten gebracht. Die Jäger waren über die Ungebärdigkeit des Pferdes erschrocken, und die zwei zunächst Gefährdeten hatten im ersten Schreck die Bahre fallen lassen, so daß der tote Bär schwer auf den Boden plumpste. Der richtete sich nun plötzlich drohend auf, rieb den Ellenbogen und schimpfte: «Dummi Donnere, heit o Verstand!» Er legte sich aber schnell wieder hin, als ringsum alle über den sprechenden toten Bären lachten, und ohne ferneres Unheil langte der Zug nach einer Weile wieder in der Wäschtröckne an.

Nun stob alles auseinander, dem Mittagsmahle zu, für das die Spieler auf verschiedene Wirtshäuser verteilt waren, die Urzeit und das frühe Mittelalter zusammen ins Hotel Gletschbach, die Eidgenossen der Freiheitskriege in den Bären, die Musikanten und Schützen ins Kreuz, die Jäger und Älpler in den Adler.

Der Schnitzler war ohne eigenes Zutun neben die vom Steinbühl zu sitzen gekommen und hatte ein fröhliches Gespräch über das Fest vom Zaun gebrochen; aber er fand damit bei Christian Aaregger kein geneigtes Ohr. Der saß ingrimmig da, aß und trank, als sei dieses Festmahl sein Henkersmahl, und knurrte nur ab und zu eine spöttische Bemerkung aus seiner Mönchskutte hervor. Dorothea machte auch ein ziemlich geistliches Gesicht und seufzte bisweilen mit einem Seitenblick auf den Bruder. Aber dem Schnitzler leuchteten ihre Augen warm und sonnig entgegen, und das Lächeln, das sie für seine Worte hatte, war nicht nur das der Festesfreude.

Nach der zweiten Flasche besserte auch des Priors Laune, und als die drei Böllerschüsse zur Sammlung riefen, schien alles endlich wieder notdürftig im Geleise zu sein, sogar der Herzog von Zähringen. Der Schulmeister schoß auf der Bühne herum und traf die letzten Anordnungen. Die Kulissen waren aufgestellt und festgeschraubt; denn sie blieben sich gleich für das ganze Spiel. Maler Balmer von Gletschbach bekam viel Komplimente zu hören und fing manchen bewundernden Blick auf für sein Werk; denn solche Kunstfertigkeit hatte ihm niemand zugetraut. Den Vordergrund bildeten grüne Weiden mit Hirten und Kühen; die Kühe waren aber so gestellt, daß man beide Augen und beide Ohren sehen konnte und sie nicht jenen einäugigen und einohrigen Mißgeburten glichen, wie die Stadtmaler sie oft darstellen, weil sie nichts von der Viehzucht verstehen. Hinter diesen Weiden erhob sich der Bergeskranz, verhältnismäßig viel

mächtiger und größer als in der Wirklichkeit. Diese Übertreibung hatte Balmer hartnäckig gegen jede Einwendung verteidigt; denn wozu hätte man sonst einen gemalten Hintergrund gebraucht, wenn man sich mit der schlichten Natur oder ihrem einfachen Abbild begnügen wollte? Da hätte man ja bloß die Rückwand der Bühne wegbrechen können und das Dach, dann wäre die natürliche Szenerie dagewesen. Dabei wäre aber des Schulmeisters Steckenpferd, der Vorhang, mit zu Fall gekommen, und so fügte sich der endlich auch. Die gemalten Berge waren aber nicht nur größer und kühner in der Zerklüftung als die natürlichen, sondern sie waren auch sehr appetitlich anzusehen. Denn sie alle glichen nicht übel riesigem Gebäck, auf dem als Streuzucker der Schnee lag und an dem wie süße frische Schlagsahne die Gletscher herniederflossen.

Das Spiel konnte beginnen. Auf einem großen Blech hatten die Jäger ihr Lagerfeuer entzündet und sich malerisch dabei niedergelassen. Der Schulmeister schob ein klein wenig den Vorhang zur Seite, und als er sah, wie draußen der letzte Platz von Fremden besetzt war, hinter denen noch einheimisches Volk in dichten Haufen stand, da fühlte er die Wichtigkeit des Augenblicks in seinen Gliedern beben, und der Kaiser Napoleon konnte seinerzeit die berühmte Pariserausstellung kaum mit mehr erhabener Feierlichkeit eröffnen, als der Schulmeister von Gletschbach hier sein Glockenzeichen gab. Er klingelte kurz und nervös. Zwei Buben, einer links, einer rechts, zogen an den Vorhangschnüren, und die Jäger saßen mucksstill bei ihrem Feuer, dessen Rauch ihnen die Augen beizte. Aber der Vorhang wich und wankte nicht. Der Schulmeister flüsterte den Buben allerhand Komplimente zu und läutete in der Aufregung mit seiner Tischglocke Sturm. Die Buben zogen, bis einem die Schnur riß; der Vorhang wich und wankte nicht. Da standen die Jäger auf; das übrige Spielervolk kam aus seinen Verstecken hülfsbereit hervor; draußen lachten einige Zuschauer aus dem hundertfachen Stimmengesumme, und alle brieten geduldig an der Sonne; denn lange konnte es nach den Glockenzeichen nicht mehr gehen.

«Dort oben fehlt's!» rief endlich der Zähringer, und Hürlibenz holte eine Bockleiter, die man für die Kulissen gebraucht hatte. Sie war niedrig, und darum mußte der lange Feißhänsel hinauf, während Schachenjoggel und der stämmige Hartmann von Kyburg sie hielten. Feißhänsel stocherte nun mit einem Besenstiel in den Ringen umher, an denen der Vorhang laufen sollte, und alle schauten ihm ängstlich zu; denn draußen wurde immer lauter gelacht. Die Buben versuchten es stets von neuem an ihrer Schnur, ohne daß jemand Zeit hatte, auf sie acht zu geben, und auf einmal rauschte der Vorhang auseinander. Da stand der Herzog von Zähringen, einen Reisbesen verkehrt in beiden Händen, zu oberst auf der Bockleiter und Leute verschiedener Jahrhunderte um ihn herum, während im Hintergrund ein verlassenes Lagerfeuer qualmte. Einen Augenblick lag verständnislose Stille über den Hunderten draußen

und blasser stummer Schrecken über denen drinnen, so daß sie sich wechselseitig mit großen Augen ansahen. Aber nur einen Augenblick, dann zogen zwei den Vorhang zu, und draußen wich der Bann, so daß ein hundertfaches Lachen, Klatschen und Bravorufen losbrach wie entfesselter Wettersturm. «Bravo, bis, bis, da capo!» schwamm es gellend auf dem Getöse, und drinnen knickten ein paar arme Menschen fast darunter zusammen. Feißhänsel zog wütend sein Rüstzeug aus und warf es auf einen Haufen. Der Gemeindeschreiber stöhnte: «Daß wir Esel immer Feste feiern wollen!» Schließlich sprang der Lehrer selbst in die Lücke und kleidete sich als Zähringer ein. Er hatte aber eine weniger schlanke Leibesbeschaffenheit als sein Vorgänger in dieser Würde und mußte sich des einen und andern Kleidungsstückes entledigen, um einigermaßen zurechtzukommen. Das Lederwams mit dem Ringelbesatz brachte er jedoch beim besten Willen nicht ganz zusammen; er heftete die beiden Enden notdürftig mit Schnüren und preßte den Schild auf die Lücke, durch die das Hemd schimmerte; denn er wäre sonst dagestanden wie eine aufgesprungene Kartoffel, bei der das weiße Innere aus der braunen, klaffenden Hülle lacht.

Das Spiel nahm endlich seinen programmgemäßen Anfang; aber über Spielern und Zuschauern lag der böse Geist der Lächerlichkeit; ohne Mut und Zuversicht schlichen die Gestalten über die Bühne, ängstlich nach den Gesichtern draußen schielend, ob nicht da oder dort abscheuliches Gelächter zum Ausbruch komme. Als nun der Zähringer, seinen Schild an die linke Seite pressend und immer nur diesen dem Publikum zukehrend, seine Obliegenheiten erfüllte, hörte er einen der vordersten Zuschauer näseln: «Na, der Kerl steht ja da wie ein besoffenes Huhn!»

Nach solcher Kritik ließ der Oberlehrer der Sache ihren Lauf und warf sich auf eine Bretterbeige hinter den Kulissen.

«Um Gotteswillen, Ruefer, das geht nicht; Ihr müßt dirigieren, dirigieren!» beschwor ihn der Pfarrer, der ihn endlich gefunden hatte.

«Meinetwegen soll dem Lumpenpack Komedi machen, wer will, des Teufels Großmutter oder Ihr, Herr Pfarrer! Ich habe genug!»

Es half alles nichts, der Pfarrer mußte als Regisseur dran, und es war höchste Zeit; denn die Unordnung war schon auf einem Punkte, daß findige Zuschauer sie wohl wahrnehmen mußten. Aber einigermaßen brachte der Pfarrer die Sache wieder in einen zwar müden und freudlosen Gang; doch atmete alles auf, als der Vorhang sich endgültig schloß, und für den ziemlich mageren Beifall mochte sich niemand bedanken.

«Was Donners habt ihr eigentlich gemacht? Die Fremden lachen euch alle aus, daß man sich vor Scham in den Erdboden verkriechen möchte. Allenthalben tönt's von Schund und Blödsinn! Was Donners habt ihr gemacht? Ein paar tausend

Fränklein sind draufgegangen, und statt daß wir berühmt geworden sind, lacht man bald in aller Herren Ländern über uns – –» So jammerte der Präsident, dem man am Bankett den Bericht über den Mißerfolg aufgetischt hatte, und schoß wütend unter den Spielern herum, die selber einer gärenden Rotte gleich grimmig herumstanden.

«So, das wäre also der Dank für die Mühe und Versäumnis in der Zeit, wo man sonst alle Hände voll zu tun hätte!» Das war die zahmste Entgegnung aus dem tobenden Haufen, aus welchem es von Blitz, Hagel und Donnerwetter aufsprühte, wie aus einem Vulkan.

«Wer hat's verpfuscht, wer?» gellte eine Stimme zwischendurch; sie gab dem allgemeinen Bedürfnis nach einem Sündenbock Ausdruck, und an Antworten mangelte es nicht, so daß sich hinter dem Vorhang bald ein lauter Streit erhob, den der Präses und einige andere nur mit Mühe vor Ausartung meisterten. Aber allen hatte sich die Festesfreude in Enttäuschung, Beschämung und Bitternis verkehrt, und draußen lachten die fremden Zuschauer im Weggehen, und einer sagte zum andern: «Na, solches Zeug! So wat is bei uns doch einfach nich denkbar!»

Auf der Bühne tobte der Sturm aller Zeitalter immer noch; aber hinter den Kulissen stand der Freiherr von Weißenburg bei der Klosterfrau von Rotenbalm, und kein Mensch beachtete sie in dem Getümmel.

«Du mußt mir ja nicht böse sein, daß ich damals so kurios war; es ist mir auf einmal so merkwürdig zu Mut geworden, ich weiß gar nicht wie, und ich habe mir seither immer ein Gewissen gemacht deswegen. Du mußt mir nicht zürnen und mir jetzt nichts nachtragen; denn ich hätte dich so viel zu fragen. Und an wen sollte ich mich sonst halten? Es ist ja niemand da, der mir raten könnte, und es sind Sachen, die ich auch sonst niemand sagen möchte, in Stägen schon gar nicht. Und du bist anders als die dort oben; du kennst die Welt und bist gescheit – –»

Ein lange gestautes Redebächlein war zum Durchbruch gekommen aus übervollem Herzen, und in Dorotheas Augen blinkten gar zwei Tränlein.

«Oh heie, heie», bemitleidete es Eicher scherzweis. «Aber warum willst du denn mir solche Geheimnisse anvertrauen? Ich bin ja noch fremder da oben als alle andern!»

Das Mädchen sah vor sich nieder, und zwei weitere blinkende Tröpflein eilten über seine roten Wangen hinab. «Hei ja, aber es ist mir immer, du seiest gegen mich grad noch so wie früher, als ich noch klein war und du mich immer in Schutz nahmst, wenn ich mir nicht zu tun wußte – –» Sie sah zu ihm auf, und ihre Augen leuchteten aus lächelndem Angesicht, daß die Tränen, die noch in ihnen herumgeisterten, sich eilig verbargen, als sie derart Lügen gestraft wurden.

Vor der Kulisse löste sich unter verhallendem Donner die menschliche Gewitterwolke in kleine Fetzen auf, die nun eilfertig herumjagten, um sich der Mummerei zu entledigen. Das Pärlein redete daher noch schnell ein Stellidichein ab, und dann verlor sich ein jedes in entgegengesetzter Richtung im Getümmel, ohne daß einer etwas merkte.

Draußen vor dem Dorfe führte ein stiller Waldweg der Wirtenen entlang; da wollte Eicher das Mädchen erwarten. Er hatte den Freiherrn von Weißenburg dem brummenden Kostümverwalter bald abgegeben und ging nun gemächlich seinem Ziel entgegen. Die Sonne schien bleich aus stahlgrauem Dunst, und eine drückende Schwüle lag über den Wiesen, auf denen das späte Heugras stark duftete und nach einer Labe schmachtete. Die Vögel schossen ängstlich darüber hin, und es war eine dumpfe Unrast und Sehnsucht rings um den einsamen Wanderer, gleich wie in ihm selber. Immer ferner prasselte das gleichförmige Schießen und das Gelärm der Menschen. Die Drehorgeln der Meßbuden und die Musikstücklein aus der Festhütte klangen verworren herüber als ein tolles, unverständiges Getöse. Kein Mensch begegnete ihm; das Fest hatte sie alle an sich gezogen, und in der Schlucht, in die er nun einbog, murmelte die Wirtenen ihre immergleiche Weise.

Dorothea kam bald, und sie gingen eine Weile nebeneinander den stillen, engen Weg entlang, über den sich die Tannen wölbten, so daß das Tageslicht nur schwach wie ein grüner Schimmer auf den Pfad herniederfiel. Dann setzten sie sich auf eine Bank, deren Lehne an einer mächtigen alten Tanne befestigt war, und als das Mädchen sich ängstlich versichert hatte, daß kein Lauscher in der Nähe sei, begann es halblaut und verschämt zu erzählen, wie sein Bruder Christian sich insgeheim mit einer Saalkellnerin eingelassen habe und diese nun heiraten müsse. Der Vater habe getobt und gebetet; aber das ändere nichts, der Christian wolle das Mädchen nicht im Stiche lassen und mit Geld abmachen, wie der Vater geraten habe. Und es glaube sogar, dem Vater zum Trotz wolle er das nicht; denn das Mädchen sei ihm kaum so besonders lieb. Anderseits auch fürchteten beide die Schande; denn die Margrit, das Saalmädchen, habe gedroht, es werde eine schöne Geschichte anstellen, wenn man es so abspeisen wolle. «Was damit gemeint ist, weiß ich nicht, aber gewirkt hat es; die Hochzeit wird nun wohl bald verkündet, aber es ist ein böses Dabeisein. Und mit der Margrit möchte ich auch nichts zu tun haben; denn sie macht sich handkehrum über uns alle ganz offen lustig, und mir gibt sie kein rechtes Wort, seitdem sie sich als künftige Schwägerin ansieht. Dies muß anders kommen, und jenes will sie später nicht mehr so, und alles zusammen bespöttelt sie. Von mir redet sie bei den Dienstboten per einfältiges Babi, per Landpomeranze und Mutterhöck. Ja, könnt' ich nur ein Mutterhöck sein! Aber ach, mein Müetti ist schon lang unter dem Boden, und niemand ist da, der mir ratet und hilft – – –»

Das Mädchen schaute mit nassen Augen vor sich auf den Boden und kämpfte gegen den Jammer, der in ihm aufsteigen wollte. «Geh du eine Zeitlang fort, zu fremden Leuten», riet Eicher; «aber nicht allzu weit!» setzte er hinzu und sah Dora an.

«Darüber habe ich auch nachgedacht. Aber was ich von den fremden Leuten im Hotel gesehen habe, hat mir Grausen und Angst vor ihnen gemacht. Die Frauen sind oft wunderlich und boshaft, und die Männer sehen einen manchmal so an, daß man sich schämen muß. Was sollte ich unerfahrenes Ding in dieser Welt draußen tun; wie sollte ich den rechten Weg finden, wenn ich mir oft zu Hause nicht mehr zu helfen weiß?»

Das Mädchen verfiel in ein trübes Schweigen, und in seiner Seele ging es auf und nieder von Angst und Schrecken, von stürmischer Gegenwart und finsterer Zukunft; die Tränen rollten leise über seine Wangen, und seine Lippen zuckten. Keine Mutter hatte es aufgeklärt über Dinge, die es undeutlich ahnte und von denen sein warmes Blut träumte; nur die Beispiele von grober Sinnlichkeit in seiner Umgebung und die Leichtfertigkeit und Lüsternheit bei einzelnen fremden Gästen hatten ab und zu ein kurzes grelles Licht auf sie geworfen, daß sie ihm als ein Zerrbild in seinem Innersten einen Augenblick erschienen und dann wieder verschwanden wie ängstigende, nimmer ruhende Geister. So fürchtete es sich vor diesen Mächten in seinem Herzen und vor der Welt, die ihnen rief. In der Bibel standen die härtesten Strafen auf den bloßen Gedanken an sie, wie der Vater dies in letzter Zeit Christian zu Ehren genugsam vorgelesen und erläutert hatte. Und doch hatte Dorothea ihre Gegenwart nie deutlicher empfunden als in dieser Zeit, wo sie Margrit vor Augen und die Bibelworte in den Ohren hatte. So verzweifelte sie oft an den Menschen und an Gott; denn warum führte er die Menschen in Versuchung?

Von diesen Gedanken und Ängsten hatte Eicher keine Ahnung, trotzdem sie neben der Schüchternheit der Grund waren, weshalb das seltsame Mädchen die Welt fürchtete. Und die Weltfurcht war es wieder, die das einsame Wesen zu ihm geführt hatte; das Vertrauen aus den Tagen der Kindheit war wieder erwacht in dem Herzen, das so lange nach einem Herzen sich gesehnt hatte, dem es sich anvertrauen durfte. Daß dieses Herz noch dazu einem Menschen gehörte, der so ganz anders war als Brüder und Vettern, war ein neues Band zwischen dem Suchenden und dem Ersehnten. Diese Gefühle wogten durch des Mädchens Sinn, und als es endlich ein wenig ruhiger geworden war, fuhr es zaghaft fort: «Und das ist noch nicht alles, noch lange nicht! Aber ich darf dir das andere fast nicht sagen – – –»

Eicher legte seine Hand auf die des Mädchens, und in seiner Stimme klang das Mitleid: «Arm's Kind! Glaub' mir, ich mein' es aufrichtig mit dir und will dir raten

und helfen, so gut ich kann. Aber was du mir nicht gern anvertraust, danach will ich dich nicht ausfragen.»

Die warmen Worte hatten das letzte Eis und die letzten Bedenken geschmolzen. «Der Vater hat mir einen Mann gesucht. – – – Er sagt, das müsse jetzt sein; denn in die schlechte Welt hinaus lasse er mich nicht, in die Versuchung und Gottlosigkeit, und bei der Margrit könnte ich nicht bleiben. Da ist einer aus dem Unterland nun schon zum drittenmal als Gast bei uns, und den soll ich nehmen; so haben sie's ausgemacht, hinter meinem Rücken. Er ist schon über fünfzig, und wenn er mir jetzt hundertmal im Tag in den Weg läuft mit Flattieren und Schöntun, so ist es mir immer, ich müsse mich schämen, wie wenn er mir mit seinen Augen etwas Unrechtes zumutete. Er hat schon zwei Frauen gehabt und soll ein grausam frommer Mann sein, trotzdem er sie mit Kindbetten, eine nach der andern, unter den Boden gebracht hat – –« Dorothea war so befangen in ihrem Grauen, daß sie ihren Gedanken Worte lieh, und errötete, als es geschehen war. «Den will ich nicht, den nehm' ich nicht, und wenn sie mich zwingen wollen, so wird mir Gott die Sünde nicht anrechnen können; denn er ist schuld, wenn er so etwas zugibt. Ich ginge ins Wasser oder über die Fluh hinunter – – –»

Die Verzweiflung, das Grauen und die Angst peitschten den leidenschaftlichen Sinn des Mädchens, daß es Gott, die Welt und das eigene Leben verfluchte und die Hand drohend gegen den Himmel erhob, an dem es finster geworden war von einem aufziehenden Gewitter. Eicher legte den Arm besänftigend um die zitternde Gestalt, und so wie vom Himmel jetzt nach einem mächtigen Donnerschlag sich schwere Tropfen lösten und niederrauschten auf die schmachtende Erde, so löste sich auch in der gequälten jungen Seele die Angst in ergebenen Jammer auf, und an Eichers Schulter weinte Dorothea sich das arme Herz aus.

Er unterbrach das Mädchen mit keinem Wort und mit keiner Bewegung; aber auch in ihm tobte ein Sturm von Zweifel und Zuversicht, von warmer Liebe und froher Hoffnung. Doch immer ruhiger ward's; die Zweifel verflogen, und als Dorothea nun zu ihm aufschaute, fragte er: «Und hast du nie daran gedacht, daß einer dich lieb haben könnte? Einer, der dich beim Tanze fragte, ob du mit ihm kommen wollest in Zukunft, wohin er gehe – – –?»

Dorothea verbarg das Gesicht wieder an seiner Schulter. «Du bist drum doch ein Herr; da habe ich zuerst gedacht, das sei auch so ein Spott, und das hat mich so gemüht damals. Nachher konnte ich's doch nicht von dir glauben und wußte gar nicht recht, wie's gemeint war, bis du mich heute gegrüßt hast.»

Wie ein zutrauliches Kind schmiegte sich das liebliche junge Wesen an ihn, und offenbarte ihm sein Herz. Da zog es Hans Eicher sanft noch fester an sich und küßte

das Mädchen, das seine Arme um seinen Hals schlang. «So war's gemeint!» scherzte er, als sie einen Augenblick die Liebkosung unterbrachen.

Kaum ein Tropfen hatte sie erreicht unter der schützenden Tanne, von deren Zweigen der Regen niederrauschte auf das Gebüsch und die niederen Bäume ringsum, und die Donnerschläge hatten sie kaum geachtet. Es wurde nun wieder heller; durch die triefenden Zweiglein stahl sich ein goldener Sonnenstrahl, und aus der erquickten Erde stieg ein frischer, starker Duft zum Himmel auf als Dank für die empfangene Labe.

Als Brautleute wanderten die zwei die Schlucht hinab, und daß sie ihr Gelöbnis noch heimlich halten wollten bis zum Herbst, spann einen besonderen Zauber um die Glückseligkeit des Mädchens, das sich jetzt fast freute, noch recht vielen Anfechtungen zu trotzen.

Der Wald hörte auf, und sie sollten sich trennen. Da umschlang es nochmals leidenschaftlich den Hals seines Liebsten. «Ich will vor den Leuten dann so recht tun, als kennte ich dich kaum, und mich dran freuen, weil sie nichts merken», scherzte es.

XXI.

Gewittrehaft und schwül war es auch im Dorfe zugegangen.

Vom Theaterhause waren die Spieler dahergekommen wie ein geschlagenes Heer, und nicht einer war dabei, dem der Zorn und der Verdruß nicht aus den Augen glomm und der nicht jedes fröhliche Lachen, das aus der festlichen Menge aufschlug, für Hohn und Spott genommen hätte. Manche warfen ihr Bündel Mummerei mit einem Fluch dem Sammler zu Füßen und gingen heim; andere suchten Trost im Getümmel der Festhütte; da und dort ertränkte einer das Mißbehagen im Wein. Doch auch über den Erregtesten kam allmählig der Trost, daß keiner von den Fremden ihm jetzt, in seinem gewöhnlichen Sonntagskleid, ansehe, daß er mitgeholfen habe, und wenn es dennoch schwül und düster über den Gletschbacherherzen lag und vielfach wetterleuchtete, so war dies die stille Wut, daß man sich vor den Fremden blamiert hatte und diese Schminggel und Fötzel, wie die Titel so ganz leise hin- und herschossen, nun ungestraft lachen durften. Ziemlich laut machten sich einige von ihnen an den Tischen über das festliche Mißgeschick lustig, und die Gletschbacher hörten es, ohne mucksen zu dürfen. Kochte es aber doch einem über, so spritzte sicher sein Nebenmann gleich Vollwasser auf das Feuer: «Halt' doch 's Maul! Das sind Fremde; da dürfen wir nichts sagen, sonst können wir Kuh- oder Geißenställe aus den Hotels machen, und mit der Lotserei wär's dann auch aus. Wenn einmal die

Gegend in Verruf ist, – und das brächte eine einzige Ohrfeige zustande, – dann ist's aus und fertig.»

So ungefähr klangen diese Beschwichtigungsreden, alle zusammengesetzt, und sie taten ihre Wirkung. Aber wenn die Zunge schwieg, so redeten doch die Augen, und manch einer unter den Fremden merkte, wie der Spott den Gletschbachern zu Herzen ging.

«Den dort, der ein Gefräß hat wie dem Korbersämel sein Hund, den möcht' ich so unter vier Augen haben», raunte Schachenjoggel und zeigte auf einen Fremden, dessen Kopf gerade so fest in einen Kragen geschraubt saß wie der des Präsidenten, dem er einen langen und lauten Vortrag über dramatische Kunst hielt und vor dem er in kühner Gemsjägerausrüstung stand wie ein Oberförster vor dem ertappten Wilderer. Denn einem solchen glich der Präsident seiner innern Verfassung nach nicht übel, und wenn er trotzdem den Kopf hoch hielt, so war sein Hemdkragen daran schuld und nicht sein Mut. Er nickte zu jedem Wort und Grundsatz des norddeutschen Gemsjägers mechanisch Zustimmung, obwohl seine Gedanken weit weg umherirrten wie gescheuchte Schwalben, denen ein frecher Spatz das Nestlein versperrt. Dieses gedankenlose Nicken feuerte aber den andern immer mehr an. Der Präses, die verkörperte Talschaft von Gletschbach, kam ihm vor wie weiches, reines Wachs, aus dem eine kundige Hand ein herrliches Gebilde formen könnte, und dieses Wachs lag nun in seiner Hand, die zu solch ruhmvoller Betätigung bereit war wie keine andere. An diesen Bauern von Gletschbach, an diesen rückständigen Älplern war eine Kulturmission zu erfüllen, und Herr Ministerialsekretär von Wetschke durfte diese Pflicht nicht von sich weisen.

Je eifriger er sprach, von Bayreuth und vom Berliner Hoftheater, vom Oberammergau und von unzähligen Festzügen, die er schon gesehen, desto unstäter schweiften des Präsidenten Gedanken umher; er nickte und nickte immer eifriger, daß ihm oft fast der Kopf abfiel und die Spitzen seines Kragens seinem Kinn schmerzhaft die Sporen gaben, so daß es stets wieder erschreckt in die Höhe fuhr. Schließlich fühlte er vor lauter Angst eine leibhaftige Übelkeit und riß sich mit einem verzweifelten Ruck los. Von Tisch zu Tisch eilte er, das drohende Gewitter zu zerteilen. «Nur keine neue Dummheit; nur nichts merken lassen!» flüsterte er. «Laßt sie lachen, das macht euch keine Beulen, und denkt dabei an die Fünfliber, die sie im Land lassen. Die läuten schöner im Sack als ehemals die mageren Geißen auf der Weide!» So argumentierte er in der Festhütte umher, und an den Tischen sorgten überdies die Hoteliers für Ruhe.

Der Friedensengel stieß auf seiner Wallfahrt ganz unerwartet auf den Rain-Benz, welcher sich mit seinen Schutzbefohlenen vom Waldegg recht haushäblich niedergelassen hatte an einem der langen Festtische.

«Es gilt d'r!» rief der Alte von weitem und streckte ihm das Glas hin. Der Präsident tat Bescheid, und das aufgeräumte Wesen Benzens war ihm wie Balsam. Er setzte sich zu ihm hin und wollte gleich mit einer Rechtfertigung über den offenkundigen Mißerfolg anfangen.

«Mag nichts wissen! Kumedi hin, Kumedi her – ich feiere da Verlobung – – –»

Der Präsident schoß von der Bank auf und ließ erschreckt das Maul hängen, soweit es der Kragen zugab. Zweimal schöpfte er tief Atem, faltete die Hände und streckte sie vor sich hin. «Ei was Donners! Du willst noch heiraten –? He nun, man sprach so davon, als ihr noch jünger wäret, du und die Marei!» Da war es nun an Benz, ein dummes Gesicht zu machen. Endlich, ganz langsam, deutete er auf Emma Eicher, neben welcher Gottfriedli saß, sie verschämt anguckte mit glückseligem Gesicht und seine Hand ganz sacht auf die ihrige gelegt hatte.

«Was meinst du eigentlich? – Die da, nicht ich!»

Die Freude hatte fast nicht Platz in dem kleinen, alten Benz; es wob und zuckte in seinen Gliedern wie jugendlicher Übermut; es glänzte in seinen Augen wie goldener Abendschein, und oft machte er kosende, aufmunternde Gesichter an die in stiller Seligkeit dasitzenden Brautleute hin, als wären sie kleine Kinder, die man mit solchen Grimassen erfreut und unterhält. Zum erstenmal in seinem Leben verspürte er, wie es einem glücklichen Brautvater zu Mute sein kann, sofern er ein Kindesherz behalten hat und es mit gutem Festwein noch mehr erwärmt, und wenn Marei vor lauter Rührung mit der Hand über die Augen fuhr und nachdenklich dasaß, als studiere sie etwas recht Trübseliges, so fluchte Benz halbverblümt ein Sätzlein. Die dröhnende Festmusik klang seinen Ohren wie himmlische Posaunen und Trompeten, und zum Bernermarsch trommelte er den Takt.

«Hast du unsern Hans nicht gesehen?» frug er den und jenen. Aber Eicher war so wenig hervorgetreten, daß keiner auf ihn geachtet hatte.

Und so wie Benz nach Hans fragte, suchte der Steinbühler seine Dore, und keiner wußte ihm zu sagen, wo sie geblieben war. Schließlich brachte er heraus, daß sein Ältester gleich vom Theater weg grollend heimgelaufen war. Das Mädchen hatte zwar niemand gesehen; aber es war wohl mit Christian gegangen. Aaregger machte sich nun auch auf den Heimweg; denn schon grollte der Donner in der Ferne, und in der Festhütte ward es so finster, als breche die Nacht an am frühen Nachmittag. Immer näher rollte der Wettersturm, und zwischen den Pfeilern hindurch, welche die Festhütte trugen, sah man da und dort einen entführten Hut rollen und einen Menschen hintendreinhaschen. Der Regen trommelte mit schweren Tropfen auf das Bretterdach der Hütte, und die Musik, die eben noch so stolz und mächtig den Raum erfüllt hatte, erschien jetzt neben der Donnerstimme des Himmels dünn und

armselig. Stärker und stärker rauschte der Regen, so daß er vor fernen Wäldern und Flühen niederwehte wie graue Schleier, in der Nähe wie ein Schwarm von kleinen Meteoren, die sich in den Staub einbohrten. Die Gletschbacher hatten von einem Ziegeldach auf der Festhütte aus Sparsamkeitsgründen nichts wissen wollen. Bei Regenwetter wäre das Fest auf den nächsten schönen Sonntag verschoben worden, und regnete es nicht, so tat's ein billiges Bretterdach auch. Der Himmel hatte aber nicht nur zwei Sorten Wetter zur Hand, wie der Präsident des Baukomitees geradewegs behauptet hatte, und einer nach dem andern, vor dessen Nase es immer rascher auf den Tisch tropfte oder dem plötzlich das kalte Wasser in den Nacken lief, sah nach oben. Da taten sich den Brettern entlang hundert Dachträuflein auf und rannen immer reichlicher auf die dichtgedrängten Menschen herab. Alles, was der Himmel so freigebig auf das Dach niederrauschen ließ, sammelten sie gewissenhaft und sandten es mit einem Schuh Abstand – denn so breit waren die Bretter – hernieder. Es war beinahe Nacht geworden; die Blitze leuchteten grell durch die Wasserschleier, und der Boden zitterte unter den Donnerschlägen. Wer einen Sonnenschirm hatte, spannte ihn auf und bekam dann von den Sturzbächlein nur einen feinen Sprühregen, während er die Hauptsache seinen Nächsten auf die Schultern oder in den Nacken leitete.

Aber auf die Länge war in der Festhütte des Bleibens nicht mehr. Ein Stoßen und Drängen um die schmalen geschützten Plätzchen, unterdrücktes Fluchen und lautes Jammern über gefährdete Hutfedern und Blumen wuchs immer stärker an; die äußersten suchten im Laufschritt Obdach in den nächsten Häusern; andere folgten, und bald war der Platz bedeckt von rennenden kreischenden Menschen, die davonstoben wie die Hühner, wenn's hagelt. Vom gewonnenen sichern Port aus lachten wohl die Männer über die Unterbrechung oder suchten Trost in den Wirtsstuben; die Frauen aber, denen die leichten Sommerkleider durchnäßt an den Armen klebten und deren Hütepracht ein verfrühtes Ende gefunden, sehnten sich mit bitteren Gefühlen nach Abreise. Wie viel Verdruß und Schaden den Gletschbachern da von Mund zu Mund zugeschoben wurde, ist nirgends aufgeschrieben und lebte nur in der Überlieferung fort.

Als Benz am Morgen ins Dorf gekommen war mit seinem mächtigen Wetterdach unter dem Arm, das ihn seit vielen Jahren auf jeder Reise begleitete so gut wie der Knotenstock, war der und jener vor ihm stehen geblieben und hatte einen Blick auf den strahlenden blauen Himmel geworfen, einen zweiten auf den verschossenen Regenschirm, der wie eine Turnierlanze unter Benzens Arm stak, und hatte gefragt: «Willst heut einen Krämerstand darunter aufmachen?» Jetzt spannte Benz vergnügt seinen Schirm über den Häuptern seiner Lieben auf, die darunter zusammenrück-

ten wie Käferlein unter einem Schwamm. Sie waren alle vor dem Segen von oben beschützt; denn der Schirm war einer von denen, welche eine kleinere Zügelführe zudecken können, von doppelt geschlagenem Zeug und mit solidem Fischbeingestell. Die Giesbächlein trommelten darauf bernieder und vermochten doch nichts gegen das währschafte Obdach. Da und dort saßen noch andere mit gleicher Ausrüstung, alte Leute, die dem Morgen nie trauten für den ganzen Tag und die den Laufschritt über den Platz so wenig hätten wagen mögen als Benz und Marei mit ihren alten Beinen.

Endlich ward es wieder Licht, und als Benz sich umsah, hatten kaum ein halbes Hundert in der Festhütte dem Sturm getrotzt. Die Sonne guckte warm und freundlich durch das Balkengerüst der Wände, und langsam ließen sich einige Flüchtlinge wieder herbei, um die unterbrochene Festlichkeit fortzuführen. Mit ihnen kam auch Hans Eicher.

«Ei, wo bist du gewesen? Ei, was ist das für eine Manier, herumzufahren, weiß kein Mensch wo, wenn die eigenen Leute Verlobung feiern!» Das sprudelte Benz in einem Atemzug daher und machte dem Schnitzler neben sich auf der Bank Platz. Der reichte seinem früheren Gesellen freundlich die Hand, und als er nach einigem Erstaunen den Sachverhalt begriffen hatte, schüttelte er sie herzhaft nochmals. Er war durch die erfrischte Welt dahergewandelt wie in einem tiefen, glückseligen Traum, bald vor sich hinlächelnd, bald in ernstem, weichmütigem Nachdenken, und war zu der vereinsamten Festhütte gekommen, er wußte kaum wie. Nun brachte die unerwartete Freudenbotschaft sein volles Herz fast zum Überfließen, und er vermochte es schier nicht über sich, von seinem Glück schweigen zu müssen. So drückte er dem künftigen Schwager und der bräutlichen Schwester zum andern Male die Hand, und seine Augen waren feucht, als er ihnen aus bewegtem Herzen alles Gute wünschte.

Von Aufbrechen sagte niemand etwas; Benz bestellte sogar einen Imbiß, «so etwas zum Essen und nicht etwas Neumodisches, nur so zum Versuchen», instruierte er die Kellnerin.

Nach einer Weile trat auch Dorothea unter den Eingang der Halle und fragte nach ihren Leuten. Einer, welcher nicht weit von denen im Waldegg oben am Tisch saß, konnte ihr Bericht geben, sie seien schon lang heim. Da stand das Mädchen unschlüssig einen Augenblick; es hatte Eicher und Benz wohl wahrgenommen; aber es wagte nicht, ein zweitesmal hinzublicken, so sehr pochte sein Herz, und das Blut stieg ihm in die Wangen, als müsse es diese Menschen fürchten. Auch Hans Eicher hörte jede seiner Fragen, ein jedes seiner Worte, obwohl er tat, als lausche er den Erlebnissen, die Gottfried erzählte. Da gab ihm Benz einen sanft mahnenden Stoß mit dem Zeigfinger. «Bist ein Kurioser! Lässest das Mädchen dort stehen und seine

Leute sind fort. Schäm' dich, nur bei Nacht und Nebel freundlich mit ihm zu sein und jetzt zu tun, als kennest es nicht! Jawohl, das wär' mir! Marsch, es soll auch anstoßen; 's ist doch am End ein Verwandtes von mir.»

Dem Rain-Benz war zu Mute, als habe die heutige Freude allen Zorn und Haß aus seinem Herzen geglüht, wie das himmlische Feuer Gold von den Schlacken reinigt, und wenn ihm gerade jetzt der Steinbühler selbst vor die Augen gekommen wäre, er hätte sich nicht verschwören wollen, daß es nicht zur Versöhnung mit Herz und Mund gekommen wäre. Er schupfte den Schnitzler förmlich aus der Bank, bevor er nur seine lange Ermahnung ganz fertig hatte.

Zögernd und verwirrt nahm Dorothea neben Hans Eicher Platz, und da es dem in der Aufregung nicht gleich einfiel, für ein Glas zu sorgen, so stellte Benz eines vor das Mädchen hin und schalt: «Herr Jeses, bist du ein Gstabi! Bist in aller Herren Ländern herumgefahren und weißt weniger, was sich gehört, als unsereiner! Wenn du dich nicht besser umtun kannst, so bekommst deiner Lebtag keine Frau, oder Benz muß dann noch für dich um eine aus –»

Da lachte Hans Eicher hell auf, und Dorothea wußte nicht, wohin sie blicken sollte. Ihr befangenes Wesen, das die leuchtenden Augen in dem frischroten Gesichtlein doch wieder Lügen straften, ihre bescheidene, freundliche Redeweise gefiel allen wohl, und Benz rühmte sie ganz unverhohlen. «Du bist noch eine, wie sie früher waren, und nicht eine von den Gäxnasen, die alles besser wissen und entweder spöttisch die Nasen rümpfen und kein Wort sagen oder dann alles überschnabeln. Es gilt dir, Baseli!» schloß er fast zärtlich seine Lobrede und stieß mit Dora an, und die Gläser läuteten in der Runde wie Festglöcklein auf die Gesundheit und das Wohl aller und des Brautpaares im besonderen, und war dem Schnitzler und seiner Nachbarin nicht zu verargen, wenn ihre Herzen mitklangen und ihr Mund den Wunsch wiederholte. Die Hintergedanken, die dabei sich fröhlich tummelten, werden wohl in keinem himmlischen Schuldbuch als Unrecht und Heuchelei aufgezeichnet stehen.

Der Regen hatte den Himmel reingefegt und die Erde erquickt, so daß jedes Gräslein mit neuer Zuversicht seine Spitzen, jedes Blümchen dankend sein Angesicht emporhob. Auf goldenen Wölklein zog die Sonne dem Wandberg zu und versank hinter fernen Tannen, daß der düstere unscheinbare Forst anzusehen war wie ein Wundergarten unter purpurnem und goldenem Gezelt. Langsam stiegen die vom Waldegg bergan und Dore mit ihnen. Die Tanzmusik in den Wirtshäusern lockte sie nicht.

Gottfried war wieder talauswärts gezogen, und Emma machte sich über die kurze Trennung keinen zu schweren Kummer. Das Glück strahlte aus ihrem Blick, als sie

in sich gekehrt mit den andern bergan stieg. Dafür war es Marei gar seltsam zu Mut; bald hätte sie mit keiner Mutter in der ganzen weitläufigen Talschaft getauscht, bald wieder verfinsterten undeutliche Sorgen und Bedenken die Glückssonne gleich flüchtigen Nebeln, und im Nu ballten sich diese zusammen zu finstern Kummerwolken, aus denen die Tränen niederflossen.

«Ja, was hast eigentlich? Was rährst?» fragte schließlich Benz ungeduldig.

Da blieb Marei stehen, und der glücklichste Friede leuchtete schon wieder aus den nassen Augen. «Was weiß ich!»

Die Sterne glänzten schon da und dort auf, als die Gesellschaft zum großen Ahorn kam, wo die Wege zum Steinbühl und zum Waldegg abgingen. Da blieb Benz stehen: «So Baseli, du gefällst mir, und mich würd's gar freuen, wenn du auch an die Hochzeit kämest; gelt Marei? Hans kann dir dann Bericht machen, und jetzt soll er dich deinem Ätti heimbringen!»

Und gar freundlich gab er Dorothea die Hand zum Abschied.

XXII.

Drei Wochen später war die Hochzeit im Waldegg gefeiert worden, einfach und wenig beachtet von den Stägenern. Sie hatten alle genug zu sehen und zu hören mit den Fremden, welche die Bahn in vollen Zügen daherbrachte. In den Gasthäusern war längst kein freies Bett mehr, und die Wirte quartierten die Ankömmlinge links und rechts bei den Nachbaren ein. Einige murrten über diese einfache Unterkunft, andere fanden sie originell, poesievoll, und ließen sich mit den Bauersleuten gutgelaunt in Scherz und Gespräch ein.

«Was meinst, was unsere Herren im Hinternational zahlen müssen?» fragte Bühlpeter eines Abends halblaut seine Frau.

«Hm – –?»

«Acht Franken im Tag! Acht Franken! Das habe ich mir nun auch erwas nachgerechnet. Ein Fränkli bekommen wir für das Bett, drei Franken kann man anschlagen für die Kost; das ist dann viel. Ich habe zu Rotenbalm im Kreuz nie halb so viel gezahlt, auch wenn ich Braten zu Mittag bekam, und an Markttagen ist doch alles teurer. Und zudem ißt so ein Stadtherr lange nicht, was unsereins, lange nicht! Aber sagen wir doch einen Franken und drei Franken, das macht vier Franken. Also hat der Balmer an denen die Hälfte in seinem Sack, das macht nur an den dreien schon zwölf Franken im Tag. Er hat aber mehr als fünfzig Fremde, und von denen zahlen viele noch mehr als unsere drei.»

So rechnete Bühlpeter seiner Frau eingehend und verdrießlich vor, was die Hoteliers verdienen müßten, und als er sich darüber gemächlich ausgezogen hatte, warf er sich mit einem zornigen Schwung auf sein Nachtlager, daß das alte Bettgestell erschreckt krachte. Denn solche Wucht hatte es noch nie erlebt, seitdem sie einander kannten, und die beiden roten Augen am Kopfende stierten den Peter ängstlich an; früher waren es zierlich aufgemalte Rosen gewesen; aber das Alter und das Halbdunkel machten jetzt weitoffene Augen aus ihnen.

Bühlbabi klappte den Kalender zu, in den es die Milch für das International eben eingeschrieben hatte.

«Und dann die Diensten – – die Zinsen?» hielt es seinem Peter entgegen. Der machte im Bett eine hastige und umfangreiche Handbewegung, daß die Augen am Kopfende erschreckt blinzelten. «Ich habe dir schon gesagt, solche Städter essen nicht für drei Franken im Tag. Wo wollten sie es auch hintun? Sagen wir immerhin Obdach und Speis' vier Franken; dann ist's aber viel!»

«Mhm – –» antwortete Bühlbabi, gähnte und legte sich bald an die Seite seines Ehegemahls.

Der Mond war über den Berg gekommen und zeichnete durchs Fenster ein schiefes Kreuz auf den Stubenboden. Bühlpeter starrte mit weit offenen Augen auf die vier hellen Rechtecke, die das Kreuz schied, und dabei wanderten seine Gedanken rüstig in dem nächtlich stillen Dorf herum, von Hotel zu Hotel, zählten die Gäste ab und rechneten aus, wie viel Geld diese in einem Tag hergeben mußten. Er war wie im Fieber. Es litt ihn nicht mehr in seiner Unwissenheit und Gleichgültigkeit, die er bisher nicht einmal empfunden hatte. Ein Wort, eine Beobachtung war gleich einem Stein in das stille Wasser seines Daseins geflogen und zog darin seine immer weiter werdenden Kreise. Peter rechnete und rechnete, als müsse er in der friedlichen Sommernacht die Versäumnis vieler Jahre nachholen, und als er mit den großen Zahlen im Kopf nicht mehr fertig werden konnte, stand er auf und setzte das mühsame Geschäft beim Licht fort. Die Augen der Bettstelle wandten sich nicht eine Sekunde von ihm, wie er da in Hemd und Hosen am Tisch saß, nachdenklich den Zimmermannsbleistift leckte und mächtige Ziffern hinten auf den Kalender malte; das war bei ihm ein seltenes, schweres Geschäft.

Mitternacht war vorüber, als er wieder ins Bett kroch, und die Blässe des neuen Tages brach schon an den Himmel, als er endlich einschlief. Wie er dann mühsam die Augen aufmachte, stand Babi mit dem Kalender vor dem Bett und wies fragend auf die Zahlen; das machte ihn munter.

«Ich habe alles ausgerechnet; wir sollten auch bauen, zuerst nur eine kleine Pension – –»

«Mhm – –» brummte Babi unsicher und begann nun auch seinerseits, den großen Gedanken über den Alltagsgeschäften zu erwägen.

Bühlpeter und seine Frau waren schwerfälliger Art, und es brauchte einen starken Anstoß von außen, ehe sie Neues in den Kreis ihrer Gedanken und Erwägungen aufnahmen; die Dinge konnten Jahr um Jahr an ihnen vorübergehen, ohne daß eines über sie weiter nachsann. So hatten sie es mit dem Fremdenwesen gehalten, und das einzige, was Peter oder Babi besonders deswegen geredet hatte, war über den Schaden gewesen, den die blumensüchtigen Fremden ihnen im Heugras anrichteten. Nun war die Einquartierung der drei Deutschen gekommen, die gar so spaßig und mitteilsam waren, und als sie am Morgen nach Bühlpeters durchstudierter Nacht vergnügt dem Hotel International zuwanderten, ahnten sie nicht, daß sie den beiden Menschen den größten Gedanken und die schwerste Erwägung ihres Lebens eingegeben hatten.

So unzugänglich dem Neuen wie Bühlpeter und sein Babi waren aber nicht mehr alle in Stägen, und in dieser Zeit, da die Fremden zu zweien und vieren Obdach suchend herumzogen, machte mancher im geheimen Rechnungen wie Peter, jeder für sich allein und ohne einem Menschen auch nur mit einer Miene etwas davon zu verraten. Trotzdem bekam ein jeder für sich dasselbe Endergebnis: Eine Pension zu bauen wäre der kürzeste Weg zum Reichtum. Mit schärferen Augen als bisher sah ein jeder dieser Rechner auf den flutenden Fremdenstrom, den die Bahn Welle um Welle daherbrachte, horchte am Bahnhof herum, wo jeder Portier die andern mit Ruhmreden über sein Hotel zu übertrumpfen suchte, und dann ging er heim mit einem großen, wenn auch noch nicht ganz klaren Vorsatz.

«– 's ist gar so gut mit den Fremden auszukommen; ich hätte das nie geglaubt», fing Bühlpeter ein paar Tage nach der ersten Unterredung wieder an, als er Babi allein in der Stube antraf. Er hatte mit den drei Schlafgästen eine lange Unterredung gehabt und war sich dabei allmählig recht witzig vorgekommen; denn die Fremden hatten seine Erläuterungen freundlich hingenommen und über das und dies, was er von eigener Meinung dazu getan hatte, gelacht. Aber Babi trug trotzdem Bedenken. «Die drei sind so, ja. Aber man hört aus den Pensionen viel über die Wunderlichkeit der meisten klagen – –»

«Ah bah, die Wirte wollen einem nur den Verleider machen; ein Narr ist, wer auf die etwas gibt! Ich will mit den Fremden schon verkehren!» rief Bühlpeter stolz und zweifelte auch nicht daran, daß er der Mann sei für so etwas.

«Aber das Bauen kostet grausam viel Geld; besinne dich, wie der Steinbühler gejammert hat und jetzt noch jammert! Und dann die Löhne für die Diensten, so ein halbes Regiment – –»

«Eh, den Steinbühler, den alten Fuchs, den kennt man. Babeli, Babeli, bist schon so alt geworden und glaubst dem Steinbühler noch etwas – –?»

Als nun aber das Babi kampfbereit daherkam, lenkte Peter ein: «Du hast mich mit dem dummen Steinbühler aus dem Text gebracht. Also wegen den Diensten ist die Sache die, daß man ihnen keinen großen Lohn zu geben braucht, weil sie Trinkgeld machen. Sie sind froh, wenn sie nur einen Platz bekommen, so ein Antichtloch für das Trinkgeld – –»

«Mhm – –» brummte Babi zögernd.

«Und dann ist unser Hans ja Metzgergesell in Rotenbalm; warum soll der nicht hier heraufkommen und für sich selber anfangen, wo die Pensionen so viel Fleisch brauchen? Was meinst? Dann würde er natürlich uns, seinen Eltern, immer schönes Fleisch recht billig geben; Milch hätten wir selber, Erdäpfel und Gemüs' auch; was brauchst's mehr?»

So spann Bühlpeter an seinem goldglänzenden Faden weiter, bis Babi diesen wieder mit einem Einwurf entzweiriß. «Du weißt aber ja so gut wie ich, daß der Steinbühler immer gesagt hat, wieviel man von auswärts kommen lassen müsse, Gemüse, Fleisch, Wein, Spezereien, Käs und Anken, Zuckerzeug, kurzum – – –»

«Der Steinbühler, der Steinbühler, du dumm's Babi, immer wieder der Steinbühler! Da muß man andere, aufrichtige Leute hören, wie den Balmer. Wenn der ein paar Gläser im Kopf hat, dann kann man bei ihm der Sach' auf den Grund sehen. Haarklein hat er mir verwichen erzählt, wie er's mache, und das habe ich mir gemerkt – –»

Auf Balmers weinselige Ruhmreden beriefen sich auch andere, welche ihre zögernden, ungläubigen Weiber überzeugen wollten, wie viel Geld der Fremdenstrom in seinen Fluten führe und daß es nun an der Zeit wäre für sie, auch daraus zu schöpfen.

Da und dort bröckelte der harte Widerstand sichtlich ab; nur in einem Haus wuchs er bei jedem Angriff. Dieses Haus stand nicht weit von dem des alten Rain-Benz vorn auf der Fluh, welche wenig außerhalb des Gartens viele hundert Meter tief in das Gletschbachtal abstürzt. Es war trotz seines allen Winden ausgesetzten Standortes höher und schmäler als die andern und trug ein unmäßig großes Dach, so daß es anzusehen war wie ein kleiner Bub, der des Großvaters Hut über die Ohren gezogen hat und sich nun derart ausstaffiert als ein rechter Großhans an einen gefährlichen Ort hinstellt.

Ein wunderlicher Kauz hatte es gebaut, und als er starb, wollte keiner der Erben die Hütte für sich übernehmen, denn der nächste Föhn konnte sie mit sich reißen über die Fluh hinaus, ins Tal hinab. Da kaufte der Linderchristen das verschmähte

Häuslein um geringes Geld und war nun darin mit seinem Vreni zu Jahren und Vermögen gekommen, ohne daß der Föhn anderes mitgenommen hätte als ein paar Schindeln. Mit dem Vermögen freilich war das früher gar mühsam gegangen, und Linderchristen konnte nicht einmal alle Markttage fünfzig Franken auf die Kasse tragen. Aber die Bahn hatte ihm über Nacht ein paar Tausend an Landentschädigung in den Schoß gelegt; er hatte ferner eine Quelle für das Hotel Eiger um ein rundes Sümmlein verkauft, und nun war auch über ihn das Fremdenfieber gekommen.

«Vreni – – –»

«He?»

«Vreni, was meinst dazu, wenn wir auch Fremde nähmen – – –?»

Vreni stellte sich vor ihn in Positur. «Chrigel, wo fehlt's d'r?»

«He ich meinte nur, warum wir bloß zuschauen sollen, wo ringsum alles fast im Schlaf reich wird. Unsere Kinder könnten uns das einmal nachtragen, und wenn die Fremden immer so vor das Haus kommen und Wesens machen mit der gar schönen Aussicht von hier, habe ich gedacht, das wäre so etwas und man könne doch drüber reden – – –»

«So, 's ist gut, daß ich das weiß! Es soll mir noch so ein Tagdieb zum Haus kommen; dem will ich dann zeigen, was Lindervreni kann!» Und wütend schoß Vreni zur Tür hinaus, daß die Hühner draußen davonstoben; denn eben kam ein kleiner Fremdenzug den Weg herauf. Es stellte sich vor das Häuschen wie eine geladene Kanone, die den Zugang beherrscht, und als der Anführer mit seiner Kolonne nahe genug war, schoß Vreni Kartätschen und Granaten auf das Trüpplein, daß es erstaunt stehen blieb.

«*What do you mean!* Ißt diese *way* verbaten?» fragte ein Mädchen, sich zum Parlamentär aufwerfend.

Da ergriff Vreni den Kartoffelbesen, um dem Verständnis der zögernden Fremden auf die Beine zu helfen. Sie traten darauf eilig den Rückzug an; aber am Nachmittag brachte der Portier aus dem Edelweiß einen hitzigen Brief: Wenn so etwas nochmals vorkommt Fremden gegenüber, so bekomme es, – Lindervreni – mit der eben gegründeten Kurgesellschaft zu tun, hieß es zum Schluß.

«So so», knurrte Vreni, als es die Epistel gelesen hatte, «so so! Sage deinem Meister, daß Lindervreni auf der Bundfluh sich auf seinem Grund und Boden noch lang nicht fürchte, und wenn er's nicht glaube, so soll er selber daherkommen», beschied es den Boten.

Das eigentliche Unwetter bekam aber Christen zu hören, und er saß beim Nachtessen hinter dem Tisch wie ein armer Sünder, als es da auf ihn niederprasselte von Vorwürfen und Anklagen.

«Wär' etwas mit dir, so müßte nicht immer ich hinstehen und mich für unsere Sach' wehren! Aber du willst es mit niemand verderben, bist ein Höseler durch und durch und hast jedenfalls noch deine Freude dran, daß ich in Verruf komme wie ein falscher Fünfbätzler. Das ist der Dank dafür, daß man sein Lebtag hausen und sparen geholfen und zur Sache gesehen hat, und am End' ist man der böseste Hund auf Gottes Erdboden huh, huu!» wetterte und wehklagte es auf Christen hernieder aus der Schürze, die Vreni vor die Augen drückte.

In diesem schwülen Augenblick kam Wyder vom Gletschbachblick in die Stube mit einem Körbchen am Arm, und darin gluckste es wie von vollen Flaschen.

«Ich hatte dem Portier schon vor vielen Wochen gesagt, er solle dir das da mitgeben, wenn du die Milch bringst, und nun komme ich heute drauf, daß er es vergessen hat. Es ist ein wahres Elend mit den Diensten, und wenn man nicht selber allem nachsieht, so ist nichts in der Ordnung. Es glaubt einem kein Mensch, wie bös man hat. Und im Herbst, wenn einer die Abrechnung macht, so heißt's: Null von null geht auf!»

«Man könnt' auch meinen!» widersprach Vreni und schielte nach dem Körbchen, das Wyder neben sich auf die Bank gestellt hatte.

«He, wenn d's nicht glaubst, so probier es selber! Die Diensten haben nur Aug' und Ohr für die Fremden wegen dem Trinkgeld, und wenn etwas gemacht werden soll, was damit nichts zu tun hat, so geht man am besten von vorneherein selbst drauflos, statt zu markten und zu stürmen und es am Ende doch selber machen zu müssen. Und von den Fremden wollen wir gar nicht reden, was die einem zumuten und vorschreiben in Haus und Küche, wo hier oben alles fast das Doppelte kostet wie im Unterland; zahlen wollen sie doch nicht mehr – –»

«Oh wie seid ihr Wirte zu bedauern!» spottete Vreni und sah zugleich siegesgewiß zu seinem Christen hinüber, und in seinen Augen stand deutlich zu lesen: «Hörst es jetzt?»

«Nun ist da eine ‹Kurgesellschaft zur Hebung des Fremdenverkehrs in Stägen› gegründet worden. Der Steinbühler ist Präsident und der Schnitzler im Waldegg Vizepräses – –»

«Was hat der hochnäsige Schnafel dabei zu tun?» fiel ihm Vreni ins Wort. «Der kennt unsereins ja kaum mehr.»

So wurde noch vieles erörtert, und endlich packte Wyder ein paar Flaschen Wein aus, Malaga und Muskateller, «etwas gar besonders Gesundes für ältere Leutchen», wie er sagte. Dann fuhr er vorsichtig fort: «Und weil ich jetzt gerade da bin, so will ich euch einen guten Rat geben; aber ihr dürft's niemanden merken lassen, woher ihr das habt. Ich bin auch in der Kurgesellschaft und würde dann von allen geplagt, wenn's käme: Die Fremden rühmen in einem fort die schöne Aussicht da bei eurem Haus.

Wie wäre es, wenn ihr das Stücklein Weg da herauf ein wenig zurechtmachtet und dann von jedem Fremden, der heraufkommt, Eintritt verlangen würdet, etwa zwanzig Rappen? Das bekämet ihr leicht und hättet damit eine Geldfalle ohnegleichen. Für meine Gäste würde ich dann mit euch gutmachen; ich gäbe ihnen eine Karte, damit ihr sie kennt und ihnen nichts abnehmet. – –»

«Ich hülfe dann alle gleichhalten», warf Christen ein, dem die Idee mit dem Weggefälle gleich eingeleuchtet hatte. Da blinzelte ihm Vreni zu und sagte zögernd: «Das hat alles noch Zeit, und wir können im Frühling wieder davon reden.»

«Ich bin aber jetzt grad da und möchte gern wissen, woran ich bin, obgleich ich nicht zweifle, daß ihr unserer Nachbarschaft Rechnung halten werdet mir gegenüber. Ich habe euch doch schon viel Geld gegeben für Milch und Erdäpfel.»

«Oh was das ist, wir können beides verkaufen, so viel wir nur haben! Im Mai haben noch zwei andere dafür gefragt und Euch abbieten wollen. Aber wir haben abgesagt, trotzdem sie mehr zahlen wollten, gerade der guten Nachbarschaft wegen», hielt ihm Vreni nachdrücklich vor und sah geringschätzig auf die Flaschen, die Wyder vor die Lampe gestellt hatte, so daß es golden darin leuchtete.

«Eh d's Donner! Jetzt hat der Portier noch zwei Flaschen vergessen, gar guten alten Kognak. Die habe ich extra wegen eurem Magenweh zuweg gestellt und sie bringen wollen; aber es ist so: wenn man nicht jedes Dinglein selber nachsieht, so ist's mißraten», polterte Wyder.

«Christen kann sie ja am Morgen nehmen, wenn er die Milch bringt», beschwichtigte Vreni; «aber jetzt sollten wir Feierabend machen, und für die Flaschen habet Dank; das wär' nicht nötig gewesen.»

Gar freundlich gab Wyder beiden die Hand, wünschte ihnen gute Nacht, zwar mit langem, verblüfftem Gesicht; denn nach seiner Meinung waren die Traktanden noch lange nicht erledigt. Aber er kannte seine Leute. Als er draußen war, schlenkerte er das leere Körbchen wild hin und her und brummte einmal über das andere: «Du donners Hex', wenn dich nur der Teufel holte mitsamt deinem dummen Gritti!»

Der teure Wein reute ihn, und noch mehr schwoll ihm die Galle darüber, daß er der reichen Spende noch zwei Flaschen Kognak nachgeworfen hatte, rein für gar nichts. «Hast sie aber noch nicht, und wenn dich das Magenweh nur rundum drehte!» spottete er. «Der soll's probieren und Eintritt heischen, ohne daß meine Fremden begünstigt werden! Hätte ich nur gar nichts davon gesagt!» räsonnierte Wyder.

Derweilen studierte Vreni schmunzelnd die Etiketten auf den Flaschen, roch an den Zapfen und ließ das Licht in die goldene Labe fallen. Als es aber sah, wie auch Christians Augen herüberglänzten, packte es die sechs Geschwister in die Schürze und

verschwand eilig. Nach einer Weile kam es wieder und setzte sich seinem Eheherrn gegenüber. «Hast's jetzt gehört, wie's geht mit den Fremden? Etwas so Kreuzdummes, das fassest auf; aber das mit dem Eintritt wär' dir nicht in den Sinn gekommen! Man muß sich schämen, daß einem das so ein Zugewanderter sagen muß. Aber wenn der glaubt, er könne mich aufs Brot streichen, so hat er sich an Lindervreni verrechnet, und das hat er. Daß d' aber nichts sagst, und morgen nimmst die zwei Flaschen, und wenn sie nicht parat stehen, so fragst ihnen nach. – Kurgesellschaft, jawohl! Die soll mir Vorschriften machen; denen will ich! Und dann einen solchen wie der Schnitzler fast obenan. Da sieht man, was damit ist!»

So wetterte Vreni, und doch wollte es fast vergehen vor Freude über den guten Gedanken, den Wyder mit dem guten Wein ins Haus gebracht hatte.

XXIII.

In diesen Augusttagen kam ein unscheinbarer Mann zu Benz Aaregger. Er war nicht mehr jung, doch auch noch kein angehender Greis, hatte städtische Kleider an, und doch guckte ein pfiffig-biederes Bauerngesicht unter dem abgegriffenen schwarzen Hut hervor.

«Ich habe mir sagen lassen, Ihr kennet die Verhältnisse hier gar besonders gut und seiet ein ehrbarer Mann, auf dessen Bericht man gehen könne – –» begann der Fremdling.

«Man muß nicht alles glauben, was die Leute sagen», spottete Benz dazwischen; «aber stellt da auf der Bank ab; wir haben beide Platz.»

«Ich bin Zingg-Hans von Weiden und möchte mich da oben ankaufen, so ein mittleres Bauernweselein, nicht zu groß; denn wir sind nur unser vier, ich und Änni und die zwei Buben. Fremde Leute möchten wir nicht haben – –»

«So, und was soll ich jetzt dabei machen?»

«He, ich habe so gedacht, Ihr wüßtet etwas Feiles da oben oder verkauftet vielleicht Eure eigene Sach', wenn sie einen rechten Preis gelte – –»

«Schauet, Zingg, daraus wird nichts. Ich bin ein altes Mannli, das von heut' auf morgen eingehen kann, und will nichts mehr schacherjuden. Wenn meinen Erben das Sächlein dann feil ist, nun ja, so könnt Ihr nachher mit denen geschäften.»

Zingg probierte noch vorsichtig, ob dieser Bescheid endgültig sei, und als Benz nicht mit sich markten ließ, ging er seines Wegs, dem Waldegg zu.

«Herr Eicher wird ja ein berühmter Schnitzler und wird nie bauern», prophezeite er hier, als er Marei sein Begehr vorgebracht hatte, «und überhaupt ist Euer

Heimeli fast zu klein, um darauf auszukommen. Uli wird früher oder später doch zum Fremdenwesen gehen, wo er mehr verdient, und Euer Schwiegersohn ist ja auch Schnitzler.»

Marei schaute das Männchen verwundert an, das alles so genau wußte, und Zingg fuhr fort: «Schauet, Frau, mein Änni muß auf die Berge, der Doktor hat's verordnet, und da wir ein Ziemliches auf der Seite haben, so brauchen wir nicht gerade darauf aus zu sein, noch mehr dazu zu legen. Wenn wir also mit Eurer Sach' da auch nicht viel Grünes machen könnten, so hätte das für uns weniger zu sagen, während von hundert Käufern neunundneunzig auf das Abzahlen sehen müssen. Ich meine darum, Eure Kinder wären auch einmal froh, wenn Ihr ihnen so gut geschaut und schön Geld erworben hättet. Denn so teuer wie wir würde es keins von ihnen übernehmen, und damit kämen die andern zu kurz; das wär' Euch und ihnen nicht recht – –»

Marei hörte ihm ruhig zu, und als er fertig war, beschied sie ihn kurz und bestimmt, das sei die Sache ihres Mannes selig gewesen, von der verkaufe sie keine Schindel auf dem Dach und keine Erdscholle am Boden. Und ihre Kinder seien nicht so gegeneinander, daß es einmal deswegen Streit gebe; sonst könnten sie es dann selber immer noch verkaufen.

«He nun, wie Ihr meint. Ich habe ja nur gefragt, und Fragen ist immer erlaubt.»

Zingg-Hans stösselte den Fußweg hinunter, schwenkte dann dem Gummenweidli zu und setzte sich auf die Bank, welche die Kurgesellschaft aufgestellt hatte. Mißmutig glitt sein Blick über das Stücklein Gotteserde zu seinen Füßen und über den herrlichen Gletscherkranz, der es mit zackiger weißer Wand vom Tiefblau des Himmels abgrenzte. Fremde wanderten behaglich zwischen den grünen Matten; etliche kamen auch bei ihm vorbei und priesen die Aussicht. Auf einmal aber erhob sich hinter ihm, oben an der Weide, ein Streit, und als Zingg sich umwandte, sah er, wie ein Mähder ein Dämchen fluchend aus dem Emdgras jagte.

«Hol' der Teufel die fremden Tagdiebe, die einem das Futter fürs liebe Vieh in den Boden stampfen! Die Wirte sollen eine besondere Weide für diese Landplag halten», grollte der Hürlibenz – denn er war's – noch für sich selber.

Sein Bub stand auf die Gabel gelehnt da und machte böse Augen. «He, Att, nur nicht so unverschämt! Das ist eine von denen, welche mich gestern zu Berg gedinget hatten.»

«Meinetwegen, und hätte sie dich in Silberpapier eingemacht! Der Boden da ist noch meine Sach', und da jage ich fort, wen ich will – –»

«Wenn d' so willst, so kannst selber emden! Ich kann dir da knorzen helfen und schönen Verdienst fahren lassen, und dafür sagst du meinen Fremden alle Schand!»

Der Bursche steckte die Heugabel in die magere Grasmahde und tat, als wolle er davonlaufen.

«Hab' ich je von deinem Verdienst einen Batzen gesehen, oder hast du je auch nur einen Nasenlumpen daraus angeschafft, he? Saufen und Faullenzen hast gelernt bei den Fremden, vor ihnen Scharwenzeln und allenthalben Großtun, als wärst selber ein Herr. Im Winter bist dann froh, wenn der Att dir Kleider kauft und deine faule Haut füttert. Hol' der Teufel das Fremdenwesen!»

Der Bursche lief davon, schnurstracks dem Bahnhof zu.

«Hast schon fertig geemdet?» fragt ihn da einer spöttisch.

«Oh, wenn der sich den Grind scheren läßt, so hat er seinen ganzen Grund und Boden gemäht. Dürr ist das Emd dann auch grad», rief ein anderer.

Der Hürlimichel erzählte den Handel denen, die da herumstanden und auf Fremde paßten.

«Ein Narr, wer noch auf den steinigen Äckerlein und mageren Matten herumkratzt! Und im Winter schaffen die Alten ja auch nichts, als was das Vieh angeht. Da denk' ich dann immer, mir tue nach der Lauferei im Sommer Ruhe not und sie verstehen das Bauern ohnehin besser; ich überlass' es ihnen!» erörterte einer, und ein allgemeines Gelächter belohnte den Witz.

«Gestern hat mir einer zwei Franken am Taglohn abschränzen wollen; dem hab' ich aber gesagt, was Trumpf ist», lenkte Hürlimichel ein.

«Ei du Prahlhans! Du und die Meinung sagen! Reibst ja immer die Hände vor den Fremden und spielst den Einfältigen. Du hast nur ein Gefräß daheim», fuhr ihn der Portier vom International an.

«Aber dann du – –!»

«Eh, das sind früher Narren gewesen! Haben die schwersten Koffern für ein paar Batzen von Gletschbach heraufgetragen», schnitt einer den Zank ab.

Da fuhr der Zug ein, und mit ergebenen friedlichen Mienen drängten sich die Burschen dem Strom der Ankömmlinge entgegen.

Als Hürlimichel nach dem Zank seinem Vater davongelaufen war, hatte Zingg noch einen Augenblick über den Handel nachgedacht und war dann langsam zu Hürlibenz hinaufgestiegen.

«Gibt's gut aus?» fragte er.

Zuerst mähte Hürlibenz ingrimmig weiter; dann gab er mürrisch Antwort, und schließlich spann sich zwischen den beiden ein Gespräch an, in dessen Fortgang Hürlibenz von Grund aus sein Herz leerte und Zingg vorsichtig mit seinem Begehr herausrückte. Hürlibenz stutzte, und Zingg schmiedete das Eisen, so lange es warm war. Sie setzten sich auf einen Emdschober und waren bald so weit, daß Hürlibenz

sein Heimwesen als das abträglichste in ganz Stägen pries. «Und dann könnte ich Bauplätze davon verkaufen, fast ein halbes Dutzend», behauptete er.

«Damit ist's nichts! Es stehen schon zu viel Pensionen auf Stägen!» schnitt ihm Zingg das Wort ab.

Sie markteten hin und her, zuerst über den Kurort im allgemeinen und dann über das Heimwesen im besonderen. Vertrauend auf die zornigen Worte, die Hürlibenz seinem Buben ins Gesicht geworfen, schimpfte Zingg über das Fremdenwesen und sah nun, daß der andere plötzlich wieder gegenteiliger Meinung war.

«Das bringt Geld haufenweis, und jetzt ist die Sach' auch etwas wert geworden. Vor zehn Jahren hätt' ich mein Heimet um den Viertel von dem gegeben, was es mir heut' gelten müßte, wenn ich es verkaufen wollte. Milch, Gemüse, Erdäpfel und fette Kälber sind jetzt brandschwarz teuer gegen früher. Das Fremdenwesen bringt alles zu Wert, von den Bauplätzen gar nicht zu reden.»

So rühmte der eine, indes der andere herunter machte; aber fast unmerklich kamen sie einander näher, und das eigentliche harzige Markten begann.

Sie gingen von einem Landstück zum andern, besahen um und um die alte, rußige Hütte; ab und zu tat Zingg auch einen verlorenen Blick über ein Landstück weg nach den Bergen. Dann kam wieder ein langes Markten, und es war noch eine weite Spanne zwischen Forderung und Angebot, als sie sich trennten.

«Besinnet Euch wohl; ich bin ein guter Käufer. Wann soll ich Bescheid holen?»

«Ho, das wird bald ausbesonnen sein; ich hab' Euch ja gesagt, was ich haben muß, und darunter gehe ich beim Rumpelwetter nicht.»

Zingg wandte sich nach ein paar Schritten nochmals zurück. «Daß Ihr aber die Sach' unter uns behaltet; sonst werden gleich dumme Mäuler drin gewaschen auf beiden Seiten.»

Hürlibenz winkte mit Händen und Kopf ab, als verstehe sich das von selbst. Er setzte sich auf die Türschwelle, trotzdem es schon über Mittag war und er für sich und den Buben selber kochen mußte; denn sein Elisi war seit Jahr und Tag unter dem Boden. Er spürte keinen Hunger, und kein Michel zeigte sich, nur ihn zu mahnen. Auch das Emdgras hatte er vergessen; er wälzte die schwersten Gedanken seines Lebens in seinem engen Kopf herum; immer düsterer ward sein Gesicht dabei, und er wurde ihre willenlose Beute. Nie in seinem Leben hatte er einen besondern Entschluß gefaßt. Elisi hatte er ohne weiteres geheiratet, als die Mutter selig sie ihm anriet; Elisi hatte er nach ein paar kriegerischen Ehejahren auch ziemlich gleichgültig auf den Friedhof geleitet und die nun doch folgende Einsamkeit mit Handorgeln und ehrlicher Arbeit verscheucht. Und nun sollte er, auf dessen Scheitel schon einige graue Haare standen, einen Entschluß fassen, so schwer, wie nach seiner Meinung

noch keiner auch nur erwogen worden war. Im ersten Ärger über die Fremden und den Buben, der herumvagierte und ihm alle Arbeit überließ, war es ihm eine Erleichterung gewesen, nur so zum Spaß zu tun, als wolle er alles verkaufen und es sich nachher wohl sein lassen, dem Michel zum Trutz. Aber das ernsthafte Markten Zinggs hatte ihn dann doch betrübt und geängstigt, und ärgerlich hatte er die Blicke gesehen, mit denen das wildfremde Mannli seinen Grund und Boden abschätzte, auf dem er von Kindsbeinen auf hart geschafft und in vierzig langen Jahren jeder Scholle Ehre angetan hatte. «Tätschhütte» hatte Zingg das Haus genannt, von dessen Dach er nicht weniger lang das Moos gekämmt, Sparren und Bretter ersetzt, mit denen wohl schon der Urgroßätti Schäden daran geflickt hatte, und auf dessen Schwelle er so viele frohe Stunden verlebt, mit der lieben Handharmonika auf den Knien.

Wie ein Leichenzug wandelten diese Bilder in grauem Kummernebel durch seinen Kopf, und die Tränen tropften dem ratlosen Menschen auf die zusammengelegten Hände. Da kam Rain-Benz langsam den Weg herauf und stellte sich vor ihn, um ein wenig zu verschnaufen und ein Wort zu wechseln. Der Hürler fuhr verstohlen mit der Hand über die Augen und fragte leichthin, ob er den Michel nicht gesehen habe, er warte auf ihn mit dem Essen.

«Das könnte dir wohl kalt werden, bis der heimkommt. Er holleiet mit dem Fuchshänsel, dem Weber und dem Schreinerniggel im Bären.»

Da ließ der Hürler betrübt den Kopf hängen.

«Wenn d'Zeit hast, ich möchte gern ein Wort mit dir reden.»

Er rückte auf der Schwelle ein wenig zur Seite, und Rain-Benz ließ sich mühsam auf dem schmalen, tiefen Sitz nieder. Wie ein langgestautes, stilles Wasser, dessen Damm plötzlich ein Leck erhalten, sprudelte es nun aus Hürlibenzens Herzen, das Elend mit dem Buben, der Jammer einer Trennung von Haus und Heim, alles weitläufig und bunt durcheinander, Geschehnisse, Gedanken und Erwägungen. Als der Quell versiegte, sah Rain-Benz immer noch nachdenklich vor sich hin.

«Das Raten ist ein böses Amt, und ich strecke meine Finger nicht zwischen fremde Türen. Ginge es aber mich an, der Hudelbub und das Heimet, ich würd' mich nicht zu lang besinnen. Der Zingg will nicht bauern; der will spekulieren, zähl' drauf, und der läßt's nicht fahren, wenn du schon auf deinem Preis bleibst. Hätte ich nun also die Sach' und einen solchen Vagant zum Buben, ich gäb's und ginge hundert Stunden weit, um im Alter nicht noch Armut und Kummer seinetwegen zu erleben. Bist du fort und das Heimet fort, so heißt's: Vogel friß oder stirb! Geht er dann drauf, so ist's seine Schuld und nicht viel verloren; denn Verdienst findet einer genug, wenn er schaffen will. Kommt er aber zum Verstand, so kannst ihm dann immer ein Zeichen tun.»

«Der arme Micheli dauert mich aber doch. Er war früher so ein Arbeitsamer,

Guter, bis er das Fremdenwesen anfing. Ich müßte es doch grausam auf dem Gewissen haben, wenn er zu Grund ginge – –»

«Da kannst jetzt lang michelen; das hilft ihm nichts und dir nichts! Wenn er nicht Verstand hat, so mußt du ihm den machen. Und mit dem Fremdenwesen ist das so: Wer seine Batzen zu Rate zieht, kommt jetzt in einem Jahr weiter als früher in sechsen. Der Micheli kann sich schon durchschlagen, wenn er will, und du kannst's mit dem auch gut machen, was dir das Heimet gilt. Das Fremdenwesen ist nicht so mir nichts, dir nichts daran schuld, daß der Micheli ein Hudel ist, sondern der Bub selber. Es hat wohl den Anlaß gegeben, ihm und den andern Lumpen; aber saufen und polleten tun sie aus eigenem Unverstand, und wer hätte je gehört, daß mit einem Lumpazi etwas sei – –!»

So eiferte Rain-Benz und fuhr nach einer Weile fort: «Ich bin auch nicht für das Fremdenwesen, ganz und gar nicht. Sie schreien jetzt in allen Ecken von leichtem Erwerb und wie jeder schnell zu etwas komme. Aber einstweilen sieht man davon nicht viel anderes als Neid, Feindschaft und Lug unter den Wirten und Lumperei beim gemeinen Volk. Doch weil das Übel jetzt einmal da ist, so muß man eben das Gute daran herausnehmen und sehen, daß ein jeder zur Besinnung kommt. Die Fremden sind ja über uns hereingebrochen, fast wie der Feind in der Nacht, und wer zuerst parat ist, der macht dabei doch seinen Schick – –»

So predigte ein Benz dem andern Benz auf der Türschwelle im Hürli vor, bis ihm das Bein einschlief und er mit ärgerlichem Ächzen aufstand. Als er gegangen war, sah Hürlibenz trotzig drein und wußte, was er tun wollte. Und zum Anfang der bessern Zeit schlug er drei Eier in die Pfanne und nahm ein Löffelchen Zichorie mehr als gewöhnlich für seinen graublauen Kaffee. Noch war er am Essen, als Michel daherkam, unwirsch und nicht ganz nüchtern.

«Att, gib mir einen Zweifränkler, ich muß mit Fremden zu Berg –»

«Mußt?»

«Stürm' nicht lang; sie warten!»

«Etwa im Bären? Seit wann sind der Fuchshänsel und der Schreinerniggel Fremde und wollen zu Berg?»

«Fopp' mich nicht!» drohte Micheli, «und mach Geld von dir …!»

«Wirst den gestrigen Taglohn wohl noch haben. Ich ging nicht mit Fremden und habe also kein Geld zum Verlumpen –»

«He he, ich weiß, wo der Iltis sein Loch hat!» lachte Micheli höhnisch und ging auf den Schrank zu, in dem unter ein paar abgegriffenen Papieren in einer alten Zipfelkappe des Vaters Barschaft verborgen lag. Benz stellte sich vor die Schranktüre: «Da rust nicht auf, du Vagant!»

«Was sagst, he? Vagant?» schrie Micheli und hielt seinem Vater die Faust unter die Nase. «Sag' das noch einmal –!»

«Ein Vagant bist, ein – –»

Wuchtig klatschte des Sohnes Faust in das Gesicht des Vaters, daß er zurücktaumelte. Aber Micheli selbst war erschrocken über den Schlag und floh aus der Türe, ohne sich umzusehen.

Vier Tage drauf wurde das Hürli in aller Stille verschrieben, und Micheli fand eines Abends das Haus verschlossen und leer, bevor noch jemand zu Stägen um den Handel wußte. Den Hürlibenz hat gleichen Tages einer von Gletschbach zu Rotenbalm auf dem Bahnhof gesehen, mit Tränen in den Augen, als habe er ein Liebes begraben.

XXIV.

Als Zingg dann mit seiner Haushaltung im Hürli einzog, kam der Michel breitbeinig daher und fragte: «Was wollt ihr da?» Nun ging es an ein erregtes Parlamentieren, bei dem Zingg seinem Änni vorzugsweise das Wort ließ und sich ins Hintertreffen stellte. Das Änni war eine stattliche Frau in den besten Jahren, mit einem hübschen, klugen Gesicht, das ein Kranz schwerer, glänzendschwarzer Flechten einrahmte und in dem zwei große dunkle Augen funkelten. Diese Augen waren bald durchdringend wie Messer, bald schillerte es in ihnen wie Hohn und Mißtrauen; zumeist aber blickten sie sanft in die Welt hinaus, das Vertrauen und die Zuneigung erobernd bei denen, mit welchen Änni plauderte. Zingg-Hans sah nicht am gescheitesten aus, aber auch nicht am dümmsten. Stand er aber neben seinem Änni, so schien er die Unbeholfenheit selber zu sein, und auch jetzt stellte er sich recht gern nebenaus.

Hürlimichel stapfte im Schopf auf und ab. «Das ist ein Schwindel, den brauch' ich nicht anzunehmen! Ich gehe zum Fürsprech und verlange das Zugsrecht*; dem Sandwegmichel haben sie's auch so machen wollen, aber der hat ihnen gezeigt – –!»

Zingg-Hans erschrak, als er vom Zugsrecht hörte; aber über das Gesicht seiner Frau huschte der Hohn; sie maß den Micheli von oben bis unten und erriet, daß der in Ewigkeit das Geld zum Rückerwerb nicht aufbrachte und daß er im Grund genommen eine Trommel war, ein hohler Kübel mit Kalbsfell überzogen; daß er

* Ein alter Rechtsbrauch, nach dem ein Leibeserbe innert einer bestimmten Zeit ein zum Erbe gehörendes Grundstück aus fremder Hand wieder an sich bringen kann.

mächtigen Spektakel machte, wenn auf ihn gepocht wurde, der Lärm aber auch sogleich aufhörte, wenn man das Pochen unterließ und die Schrauben zurückdrehte.

«Eh aber, eh aber! Ihr also seid dem Hürlibenz sein einzig Kind, und dem verkauft der Alte Haus und Hof über dem Kopf weg! Das ist eine elende, nytrazige* Sach', auf die wir uns nie eingelassen haben würden, wenn wir etwas von einem Kind gewußt hätten. Denn eine solche Sünde hätten wir nie verüben helfen. Aber kein Wort hat er von Euch gesagt, kein Wort! Vor vierzehn Tagen, als Hans zufällig da herauf kam, hat ihm Euer Vater das Heimet fast um Gotteswillen angetragen und den andern Tag schon gar dringlich schreiben lassen und angehalten, wir sollen es doch nehmen. Gelt Hans?»

Und Hans Zingg nickte mächtig.

«Hätten wir aber gewußt, daß das bluteigene Kind dabei um sein Erb' kommen soll, niemals hätten wir das auf dem Gewissen haben mögen. Michel, Ihr dauert mich, ich kann nicht sagen wie! Aber jetzt ist der Kauf gefertigt und bezahlt bis auf die Kassenhaftung herab. Wir können Euch daher beim besten Willen nicht helfen. Euer Ätti aber muß ein schöner Hallunk sein, Euch so um das Erb' zu bringen bei Nacht und Nebel und sich davonzumachen. Meinem Mann hat er's viel zu teuer angehängt, und wenn ich dabei gewesen wäre, ich hätte ihm nicht die Hälfte gegeben, und so wär's noch zu teuer gewesen. Aber er ist durchtrieben und heimlich feist: er hat gemerkt, daß mein Mann ein leichtgläubiger, dummer Schlabi ist, mit dem jeder Baumstorzen machen kann, was er will. Was konnte ich tun, als der Kauf hinter meinem Rücken kanzleiet worden war? Uns ist's beiden gleich gegangen. Euch hat man hinter dem Rücken die Sach' verkauft, und hinter meinem Rücken ist's gekauft worden –»

So redete Zingg-Änni dem Hürlimichel zu, der darob seine Beine immer weniger breit und kampflustig von sich stellte; das Urteil über seinen Vater war wie Balsam für sein verletztes Gemüt, das nach Kampf und Rache gelechzt hatte, als er vor einer halben Stunde dahergekommen war.

Zingg-Hans hatte zu allen Vorwürfen seiner Frau kein Wort gesagt; er wußte, daß sie alles wohl bedachte und ihre Absicht haben mußte, wenn sie so redete und nicht anders. Aber eine unverfängliche Verteidigung nach solcher Erniedrigung wollte er doch führen. «Wir hätten viel billiger gehandelt, wenn ihn der Rain-Benz nicht aufgewiesen hätte. Euer Vater hat sich noch beim Notar verschnappt deswegen –»

«Also hat der etwas von der Sache gewußt?» fragte Michel scharf und blieb stehen. Aber Zingg hatte einen Blick seiner Frau aufgefangen und ihn auch verstanden. «Ja, was weiß ich?»

«O, ihr müßt nicht glauben, ich sei so dumm! Aber dem Donner will ich's noch anstreichen – –!»

Die letzte Wut ergoß sich nun aus Michels Mund in wilden Verwünschungen und Drohungen über den Rain-Benz mit einigen Seitenflüchen auf seinen Vater, und als das Wetter sich einigermaßen verzogen hatte, hieß ihn Änni in die Stube kommen, stellte ihm Schnaps, Brot und Käse auf und gab ihm gute Worte dazu, so daß, als er wegging, von Zugsrecht, Fürsprechern und Feindseligkeit zwischen ihnen keine Rede mehr war.

Als sich Änni jetzt ihrem Mann zuwandte, war die bisherige Sanftmut aus ihrem Gesicht weggewischt, und die dunkeln Augen funkelten. «Ach mein Gott, was bist du für ein Löhl!» begann es seine lange Strafpredigt über die unbedachte Bemerkung und fing noch während des Scheltens und Wetterns an, sich zurechtzumachen. «Jetzt kann ich sehen, wie ich mit dem alten Gritti am Rain zuweg komme wegen dem Gummenweidli. Kommt er einmal mit dem jungen Hürlivaganten zusammen und sagt ihm der wüst, so ist's mit dem Weidli aus und fertig, und das Weidli müssen wir haben wegen der schönen Aussicht. Und mit dem hochmütigen Geschmeiß im Waldegg muß auch abgemacht werden für das Dreieck, das noch zwischen unserm und dem Rain-Gritti seinem Weidli liegt.»

Mit langen Schritten machte sich Änni auf den Weg. Rain-Benz war im Waldegg, was der Frau nicht so gar angenehm war; jede Partei für sich ließe sich leichter überreden, dachte sie. Aber es galt zu handeln, bevor Hürlimichel Unheil stiftete.

Zuerst redete Zingg-Änni von der guten Nachbarschaft, die sie als Anstößer halten wollten, und dann klagte es, wie sie mit dem Hürli übernommen worden seien, das heißt sein Schlabi von Mann, der nichts verstehe, jedem alles glaube und seine Frau erst zu Rate ziehe, wenn abgemacht und verschrieben sei. «Jetzt haben wir da ein brandschwarz teures Heimet, und wenn man recht schaut, viel zu wenig Wiesland. Ich lass' nun mein Mannli keine neue Dummheit machen und laufe der Sach' lieber selber nach. Wir müssen noch etwas Land kaufen, und es sind uns auch ein paar Riemen angetragen am Bort unten. Aber ich hätt' lieber etwas neben unserem, und wenn's auch ein wenig teurer wär' – –»

Änni machte eine abwartende Pause; Benz rauchte auf der Ofenbank still vor sich hin, und Marei schälte ebenso schweigsam Kartoffeln für das Nachtessen. Als nun gar niemand auch nur nach der ausgeworfenen Angel hinsah, fuhr Änni vorsichtig weiter. «Und da habe ich gedacht, man könnte ja einmal zusammen reden wegen euren beiden Stücken Gummenweid. Die lägen besser zu Paß und wären mir fast lieber als die Riemen am Bort unten.»

* Nichtswürdige.

«Die Aussicht ist aber auch eine ganz andere, und darauf kommt es den Fremden doch an – –» warf Benz ein.

Änni erschrak über diese Worte; aber es tat, als habe es sie nicht gehört, und fuhr hastig fort. «Ihr hättet ja beiderseits immer noch Land genug – –»

«Und mir hat Euer Mann grad gesagt, unser Heimet sei ohnehin zu klein, als er es feil machen wollte», wandte Marei ein.

«Mein Mann ist ein Dunners Löhl und versteht von solchen Sachen so viel als eine Kuh von einer Muskatnuß!» brauste Änni auf.

«Dann ließe ich ihn doch nicht als Treibauf und Anschicksmann umherlaufen», spottete Benz.

«Eia, recht habt Ihr schon. Aber ich wußte nicht, daß der da oben herumstapft und sich in solche Geschäfte einläßt. Wir waren in Weiden unten wohl und gut aufgehoben, und wenn schon der Doktor meinte, die Bergluft täte mir besser, so wär' ich für mich doch lieber drunten geblieben. Wir hatten da unsere guten Nachbarn, die uns zu Gefallen taten, was sie uns an den Augen absahen, und hier kennen wir niemand und wissen bei keinem Menschen, wie wir mit ihm dran sind.»

Änni machte ein betrübtes, kummervolles Gesicht und hatte die Hände in den Schoß gelegt.

«Oh, grad gefressen hat hier oben auch noch keines das andere, wenn nicht etwa die Wirte aus Brotneid eine solche Mode einführen – –» meinte Benz.

«Ja, das ist mir noch ganz apart zuwider, daß so viel Fremde hier heraufkommen und man keinen Schuh Boden vor ihnen sicher hat – –»

«Ich glaube fast, es sei Euch später noch so lieb, wenn recht viele auf Eurem Grund und Boden herumlaufen», brummte Benz.

Wieder schien Änni den Einwurf zu überhören und fuhr fort: «Ich weiß ja wohl, daß ihr beiderseits nicht Geld braucht; aber ich dachte, vielleicht ließet ihr aus Gefälligkeit mit euch reden. Am Preis sollt' es auch nicht fehlen, und wir brauchen gottlob auf ein paar Fränklein nicht zu sehen –»

«Wir gottlob auch nicht», prahlte Benz nun ebenfalls.

«He nun, denkt über die Sache nach, und dann kommen wir wieder zusammen», beharrte Änni und reichte jedem gar freundlich die Hand zum Abschied.

«Schauet, Frau, das gibt da oben einmal gute Bauplätze und bis dahin gutes Gras, und darum ist nichts feil, da könnt Ihr drauf rechnen. Und nun behüt' Euch Gott, und zürnet nicht – –»

Mit diesen Worten geleitete Benz das Zingg-Änni zur Türe. Es schoß davon, und als es von weitem den Hürlimichel sah, winkte es ihm und hieß ihn in die Stube.

«Der ungerechten Sach' wollte ich doch auf den Grund kommen; die hat mir

keine Ruh gelassen Eurerwegen», fing Änni mit bedauernder Stimme an und fuhr, immer lauter und mit steigender Empörung, fort: «Ich bin also bei dem alten Gritti am Rain gewesen, und er hat mir zugeben müssen, daß er und die im Waldegg Eurem Vater zum Verkauf angeraten haben und meinem Schlabi von Hans vormachten, da könne er einmal noch Bauplätze verkaufen. Und der Rain-Benzel hat Eurem Alten angegeben, er soll sich fortmachen. So haben sie Euch und uns betrügen helfen –»

Hans Zingg saß da und muckste nicht gegen den «Schlabi»; er hatte seine Freude dran, wie Änni Wort für Wort von dem, was ihm der Hürlibenz in weinseligem Kummer nach der Verschreibung zu Rotenbalm anvertraut hatte, so geschickt zu brauchen wußte.

«Aber daß Ihr uns bei Leib und Sterben nicht verratet, gelt? Wir meinen's gut mit Euch, und Ihr tut uns gar leid; aber wir möchten mit diesen gefährlichen, heimtückischen Leuten nicht in Feindschaft kommen. Immerhin haben wir gedacht, es sei nur recht und billig, wenn Ihr wißt, wie alles gekommen ist und bei wem Ihr Euch dafür zu bedanken habt.»

So sprach Änni dem Hürlimichel zu und füllte ihm brav das Gläslein. Als er fortging, schärfte es ihm nochmals ein: «Zieht uns also ja nicht in die Sach'; denn wir meinen es aufrichtig mit Euch! Ihr seid auch selber gescheit genug, daß Ihr uns nicht verratet – – –»

Änni hatte sich einen wahren Alp von Ingrimm ab der Seele geredet und sah dem Hürlimichel höhnisch nach. Dem ging das Wort «Bauplätze» wie ein zackiges Rad im Sinn herum; denn gar so oft war es ihm schadenfroh vorgesagt worden, seitdem der Verkauf unter den Leuten war. «Ein Vermögen hat dein Alter da verblöderlet», höhnte ein jeder. Und nun war's heraus, wer daran schuld trug, wer ihn um Erbe und Obdach gebracht hatte. Er vertrank in dumpfem Brüten seinen letzten Kredit beim Bärenwirt und schlich spät abends ohne viel Worte davon, dem Rain zu. Oftmals blieb er unterwegs lauschend stehen, schlich dann weiter und kam zu Rain-Benzens Haus, er wußte nicht wie. Da lag unter dem Vordach ein Bündel Emd, das Uli Eicher noch nicht auf die Bühne getragen hatte, und daneben reichte ein Asthaufen bis ans Dach. Mit Gewalt riß Michel sich immer wieder von dem Banne los, der ihn ebenso schnell von neuem umfing und jede Bewegung hemmte. Aber immer heißer kochte der Schnaps den Haß, und Michel schlich näher und näher. Wie er aber um das Mäuerlein bog, sah er deutlich im schwachen Sternenschimmer den Benz auf der Hausbank sitzen. Ein erschrecktes Zittern kam über ihn, als habe er dem alten Mann schon ein Leid angetan; Furcht und Angst bekamen die Oberhand über seinen dumpfen Gedanken; er schlich davon, als habe er Feuer an das Haus gelegt, und rannte weiter unten querfeldein dem Schachen zu, wo er bei seinem Freund Joggel Unterschlupf gefunden hatte.

Als Uli Eicher am andern Morgen zum Rain hinüberging, saß Benz noch auf der Hausbank, vornübergebeugt, und gab keine Antwort auf den Gruß, den ihm Uli, nicht wenig verwundert über das frühe Aufstehen des alten Mannes, zurief. Als er nun zu ihm herankam, tat Benz kein Lebenszeichen, und auf seinen Kleidern lag nächtlicher Reif. Als Ulrich voller Entsetzen solchen Bericht ins Waldegg brachte, befiel alle im ersten Augenblick stummer Schreck, dem bei den Frauen lauter Jammer, bei Hans und Gottfried stumme, gedrückte Hast folgte.

«Lieber Benz, ach mein Gott, Benz, gelt du bist nicht tot!» klagte Marei und weinte lauraut; denn sie sah wohl, daß da kein Erwachen mehr war. Auf dem Gesichte des Verschiedenen war Friede und Ruhe; der Tod hatte ihn hinübergeführt als ein freundlicher Wegleiter und keinen schreckhaften Kampf mit dem gebrechlichen Leibe geführt.

Hans Eicher war früh im Vormittag ins Steinbühl geeilt und kam nun mit Aaregger zurück, der als Amtsperson und Anverwandter an das Lager trat, auf das der Tote mittlerweile gebettet worden war. Da stand er nun lange mit gefalteten Händen; seine Lippen bewegten sich in stillem Gebet, und keines der andern im Gemach wagte sich derweilen zu regen; denn es ging etwas wie priesterliche Weihe aus von diesem Mann, auf dessen Angesicht jetzt ein Schimmer überirdischer Andacht lag.

Als Aaregger sein Gebet beendet hatte, reichte er dem Toten die Hand und ließ sich von denen im Waldegg erzählen, wie friedlich und vergnügt Benz seinen letzten Abend noch bei ihnen zugebracht hatte; er hatte ihnen viel heiterer und aufgeräumter geschienen als jemals seit langer Zeit.

«Ach, wenn ich das gestern abend hätte denken müssen!» jammerte Marei.

«Ja, euch allen hat er viel Gutes erwiesen in schwerer Zeit. – – – Und mir hat er viel Unrecht und Leid zugefügt; aber ich vergebe ihm.» Aaregger berührte nochmals die Totenhand; es war nichts Gezwungenes in seinem Wesen, und in seinen Augen lag ein feuchter Schimmer. «Der Herr, der da abwäget, wird ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihm die menschlichen Irrtümer verzeihen.»

Darauf ging Aaregger von Schrank zu Schrank, zur Truhe und zum mächtigen Kleidertrog, schloß alles ab und nahm die Schlüssel an sich.

«Das müssen wir so belassen bis zur Erberöffnung. Ihr werdet nichts bei euch oben haben, das dem Vetter gehört; ich meine zufällig? Ihr müßt mich natürlich nicht unrecht verstehen; denn ich weiß wohl, daß ihr nicht unrecht Gut hättet; aber er könnte selbst etwas hinaufgetragen haben. Ich muß da nur meine unangenehme Pflicht tun als Mitglied der Behörde.»

Sie hatten nichts, und die Frage verletzte Marei trotz der langen Erläuterung nicht wenig. Aber sie sagte nichts, und der Ärger milderte sogar ein wenig ihren Jammer.

«Der kann kaum warten auf das Erbe!» schalt sie nur, als Aaregger fort war.

Die Nachricht vom Tode des alten Rain-Benz, den man in den letzten Jahren zu Stägen fast vergessen hatte, ging um wie ein Lauffeuer. Wo zwei zusammenstanden, verhandelten sie darüber, und wenn das Merkwürdige und Tatsächliche daran genugsam erörtert war, so schätzten sie das Erbe ab und beneideten die Erben.

«Die Haufen kommen zu den Haufen. Grad die reichsten Stägener können die Sach' teilen, der Steinbühler und die im Edelweiß!»

Auch Hürlimichel hörte die seltsamen Umstände über den Tod des Rain-Benz und erriet mit Grausen, daß ein Leichnam ihn vor einem Verbrechen bewahrt hatte. Es war ihm schwer zu Mut gewesen die ganze Nacht und den ganzen Morgen, als hätte er die Brandstiftung wirklich verübt, und immer wieder mußte er sich selber überreden, daß es nicht geschehen sei. Nachdenklich ging er dem Schachen zu, und als die nächste Nacht hereinbrach, stieg er auf einsamen Fußwegen zu Tal, und niemand zu Stägen sah ihn je wieder. Nach vielen Jahren erzählte ein entlassener Söldner zu Rotenbalm, er habe einen Kameraden aus Stägen ins Grab legen helfen bei El Hadschid, im heißen Wüstensand.

XXV.

Fast das ganze Dorf sammelte sich am Sarge von Benedikt Aaregger; die einen kamen aus Neugier und andere, weil der Tote ihnen eigentlich doch nicht gar so unwert gewesen war. Die paar Fremden, die noch oben waren, versäumten niemanden mehr stark; es waren sogenannte billige Leute, die nicht allzuviel Ansprüche machen konnten.

Die Sonne lag in wundersamer Klarheit auf dem friedlichen Herbstgelände, und von den tieferen Bergweiden sang und klang hundertfältiges Herdengeläute durch die stille Luft. Der Zug ging langsam bergab, und über ihm schwebte das Summen und Raunen der Stimmen; denn die Leichengänger hatten sich fast mehr zu erzählen als an der Gemeinde. Es ward erwogen, welches Hotel wohl am besten gearbeitet habe in der eben beendigten Saison, ward deutlich Erwähnung getan der Bekanntschaften, die ein jeder mit noblen Fremden angeknüpft habe. «Einer von meinen Herren hat mir gesagt, wenn ich nach Wien komme, solle ich ihn unfehlbar besuchen. Er nähme es mir sonst grausam übel, wenn er hören müßte, ich sei in Wien gewesen und habe ihn nicht besucht in seinem Schloß», erzählte der Träger Jost mit lauter Stimme, daß sie es auch recht hören konnten neben, hinter und vor ihm. Bei den Frauen ward jetzt, lang hintendrein, die Heirat der Waldegg-Emma erörtert; sie kam noch recht glimpflich davon neben derjenigen Christian Aareggers im Steinbühl mit der Kellnerin Margrit, deren

bereits das Taufen bevorstand. Zwischen alledem aber war für Männer und Frauen eine erbauliche Abwechslung, das Vermögen des Toten abzuschätzen und es seinen reichen Erben so recht von Herzen zu mißgönnen. Auch der Hürliverkauf und die Zingg wurden etwa berührt, aber vorsichtig und nebenbei; denn in diesem Punkte hatte mancher so seine geheimen Gedanken, auf die er andere nicht mit der Nase stoßen wollte, und hätte lieber nichts gesagt, wenn's nicht gar so bei der Hand gewesen wäre.

Der Zug hielt endlich vor dem offenen Grabe, hart an der Kirchhofmauer zu Gletschbach. Als die Trauergemeinde sich aufgestellt hatte, las der Pfarrer sein Gebet, sprach die Einleitung und fuhr dann also fort: «Es ist mir bitter, denken zu müssen, daß der Tote bis zu seinem Ende im Trotz verharrt hat gegen Bibel und Evangelium, gegen den Allmächtigen und gegen Jesum Christum, unsern Erlöser. Er war darin eine seltsame Erscheinung, und in früheren Zeiten hätte wohl die irdische Gerechtigkeit Rechenschaft von ihm gefordert über den bösen Geist, der ihn beherrschte. Nun hat ihn Gott der Allmächtige plötzlich abgerufen, ohne Bedenkzeit eines Krankenlagers, ohne Erweckung, Buße, Bekehrung und Heiligung. Der Verstorbene hat Gottes Langmut verkannt; er hat sie von sich gewiesen; der Herr sei seiner armen Seele gnädig!»

Darauf sprach der Pfarrer wieder ein Gebet, und als nun nach dem «Amen» schon die Äußersten davongehen wollten, trat Aaregger an das Grab, sah sich frei und mit klarem Blicke um und hielt nun auch eine kurze Rede.

«– – – Der Tote mag sich am Heiligsten geirrt haben; aber nicht uns steht es zu, ihn zu richten. Welcher von uns schwachen Menschen, ob geistlich oder weltlich, irrt nicht jederzeit an Gottes Gesetzen und mißachtet seine Gebote? Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms. Der gnädige Richter, der über uns wohnet, wird der unsterblichen Seele gerecht werden; wir aber wollen dem Toten als Menschen ein gutes Andenken bewahren; denn er war ein Mensch von gutem altem Kernholz; er war ein Mann mit einem lauteren, warmen Herzen, wie sie immer seltener werden. In Benedikt Aaregger ist einer der Wägsten und Besten der ganzen Talschaft von uns geschieden. Friede sei seiner Asche, und Gott, unser Vater, sei seiner Seele gnädig!»

Stolz, erhobenen Hauptes hatte Aaregger zu der lautlos horchenden Versammlung geredet und damit in manchem Herzen eine Saite berührt, die laut und voll mitklang. Seine Worte wirkten um so lebendiger, als ein jeder wußte, welch tiefe Feindschaft den Toten seit einem Menschenalter von seinen Verwandten geschieden hatte. Freilich munkelte etwa einer auf dem Heimweg: «Oh wenn man so erben kann, ist das schon ein paar gute Worte wert», und ein anderer: «Das war dem Pfarrer zum Trotz, weil er dem Christian Aaregger und seiner gesegneten Braut bei der Hochzeit bös getrümpft hat.» Aber das Rechte hatte Aaregger mit seiner Rede doch bei den meisten getroffen, und sie rechneten ihm das im stillen hoch an.

Hans Eicher war zum Steinbühler und den beiden Feißen geraten, er wußte nicht wie; er hätte jenem die Hand drücken mögen zum Dank für seine Worte, die so treffend das aussprachen, was er selber empfand. Aber zu gefühlvollen Auftritten kam es nicht; ernst und beinahe würdevoll steif schritten die drei im Alter so ungleichen Verwandten bergan, das Erbe des Toten zu teilen, und der Schnitzler, der seine Leute aus den Augen verloren hatte, ging neben ihnen her. Es lag eine weiche, holde Stimmung über ihnen, und Hans Eicher mußte viel von Rain-Benz und seiner letzten Lebenszeit erzählen.

«Er hat uns, seine Verwandten, mißachtet und verhöhnt in ungerechter Verblendung und unsere Friedensversuche schnöd abgewiesen. Das hat mich oft geplagt, es glaubt's kein Mensch. Ich habe ihm ja nie gezürnt, habe alle Beleidigungen von seiner Seite schweigend hingenommen; denn ich wußte, daß derselbe Geist, der ihn von unserer heiligen Bibel trennte, ihm auch solchen Haß und solche Feindschaft eingab. Sein Herz wußte nichts von dem, was sein Mund redete. –» So sprach der Steinbühler, und über allen lag es wie Versöhnung über das Grab hinaus.

Sie mochten den halben Weg unter gemächlichem Plaudern zurückgelegt haben, als Amtsnotar Fritschi sie einholte, pustend und schwitzend; denn er war ziemlich wohlbeleibt.

«Ich habe vorgestern Bericht bekommen vom Ableben eures Verwandten; ich kondoliere!» wandte er sich an Aaregger und die Feißen; den Schnitzler grüßte er höflich, aber kühl, denn er kannte ihn nicht.

«Ich danke! Und wo wollt Ihr aus mit Eurer schwarzen Tasche? Will wieder einer verkaufen und verschreiben da oben?» fragte der Steinbühler.

«He nein, g'rad dem Benedikt Aaregger sein Testament wollen wir ja erlesen – – Waret Ihr nicht bei der Eröffnung gestern im Gemeinderat?»

Alle blieben stehen, wie auf Befehl.

«Nein! Ich hatte keine Zeit, an die Sitzung zu gehen. Hat der Benz ein Testament hinterlassen? Das ist mir das Neueste!»

«Sooo! Erst vor ein paar Wochen hat er noch ein Kodizill dazu ausgestellt und die Beglaubigung vom Präses gebracht, daß er in Ehren und Rechten stehe.»

«He nu, er wird Vermächtnisse zu wohltätigen Zwecken bestimmt haben. Wir hätten zwar von uns aus von seinem Nachlaß allerlei derartiges ausgerichtet, in dem Gedanken, damit in seinem Sinn zu handeln. Aber besser ist es ja, Benz habe das alles selber noch geordnet.»

So redete Aaregger nicht ohne Feierlichkeit, und der Notar, des Bergsteigens nicht so gewohnt, keuchte neben ihm her, ohne ein Wort zu sagen.

Im Edelweiß sollte das Testament verlesen werden; aber vorerst gönnte man sich

ein gutes Mahl. Als das vorüber war, sagte der Notar so nebenbei: «Wollt ihr der Eicher-Marei Bescheid machen? Es ist auch von ihr die Red' in dem Testament.»

Als Marei endlich daherkam und sich befangen etwas abseits auf einen Stuhl gesetzt hatte, erbrach der Notar die Papierhülle, schneuzte sich und hustete zweimal scharf; dann war einen Augenblick nichts zu hören in dem Gemach als das zornige Brummen einer großen Fliege, die immer wieder mit dem Kopf gegen die Scheiben rannte.

«Kund und zu wissen» tat nun der Notar in langer Ausführlichkeit, «daß Benedikt Aaregger, des Benedikt und der Anna Maria, geborne Joßi, von Gletschbach und wohnhaft am Rain zu Stägen, seinen Grundbesitz, laut separater Liegenschaftsbeschreibung frei und ledig aller Haftung, – ebenso sein bewegliches und bares Vermögen, laut separatem Inventar, – der Marei Eicher im Waldegg zu Stägen, Witfrau des Christian Eicher, gewesenen Zimmermanns, und ihren Leibeserben hinterlasse mit folgenden Überbünden: Seinem leiblichen Vetter Ulrich Aaregger im Steinbühl vermacht der Erblasser zum Andenken die beiden hölzernen Tabakspfeifen; die meerschaumene fällt dem Schnitzler Hans Eicher, seinem Patenkinde, zu. Ebenso soll Ulrich Aaregger sämtliche Umschläge erhalten, in welchen der Erblasser Kassenbüchlein und Titel aufbewahrte. Der Base Barbara Elisabeth Feiß, geborene Aaregger, sollen die beiden baumwollenen Zipfelkappen, die schwarze mit dem runden Boden und die graue ohne einen solchen, zufallen, und ihren beiden Söhnen Hans und Karl soll die Haupterbin aus dem Nachlaß je einen währschaften roten Nasenlumpen anschaffen – – –»

Der Notar las und las und mußte merkwürdig viel husten darob. Der Eicher-Marei war zu Mute, sie wußte nicht wie, und sie meinte manchmal, die ganze Stube gehe mit ihr und allem andern ringsum. Der Steinbühler saß da wie aus Stein gemeißelt, und es regte sich nichts an ihm als die beiden Daumen der gefalteten Hände; im Anfang kreiste der rechte um den linken, dann der linke um den rechten, und als der Passus von den Tabakpfeifen kam, wirbelten sie beide wie toll umeinander herum. Feiß-Bäbi bekam einen roten Kopf und dann Augenwasser, das ihm in kargen, brennenden Tropfen über die Wangen herunterlief. Als es von den Zipfelkappen hörte, schoß es hinaus und schlug die Türe zu, daß die Wände krachten und ein Flötenspieler aus Gips von seinem Postament fiel. Die beiden Söhne Hans und Karl saßen eng nebeneinander da, streckten die Köpfe immer tiefer gegen die Tischplatte und immer näher zusammen und machten Gesichter dazu wie zwei Kälblein, welche eine Erdbeere mit den breiten Mäulern zierlich pflücken wollen.

Der Notar las, abgesehen von seinen seltsamen Hustenanfällen, unentwegt weiter und kam endlich zum Nachtrag. «Der Dorothea Aaregger, Tochter des Ulrich Aaregger vorgenannt und der Charlotte, geborene Ney, verschreibe ich zu ihrem persönlichen Eigentum Franken fünfhundert in bar; sie ist die einzige vernünftige Person in meiner ganzen Verwandtschaft.»

So schloß das Testament.

Da stand der Steinbühler auf, und aus seinem kalten, scharfen Gesicht war nicht zu ergründen, was in ihm vorging. Im Vorbeigehen gab er der Marei die Hand und sagte: «Ich mag's Euch wohl gönnen, Ihr habt's nötig. Und die fünfhundert Fränkli braucht mein Meitli auch nicht; die tun Euch wohler – –»

Damit ging er zur Tür hinaus. Der Notar reichte der Erbin mit einem Glückwunsch die Hand. Marei saß immer noch da mit wirren Gedanken, sah und hörte nur undeutlich, was um sie her vorging, als sei alles in weiter Ferne, und auch ihr liefen spärliche Tränen über die runzeligen Backen herab. Da ermunterte sie der Notar, mit ihm zu kommen geradewegs ins Waldegg; denn die beiden Brüder Feiß sahen jetzt nicht mehr drein wie sanfte Kälbchen; wären böse Blicke faustige Kiesel, sie hätten die Marei in wenigen Augenblicken zu Tod gesteinigt.

Ulrich Aaregger war geradewegs nach dem Bahnhof gegangen und hatte ein Billet nach Rotenbalm gelöst. Der Schachenjoggel war ihm unterwegs begegnet mit seiner Eierhutte am Rücken, und so sehr hatte er sich über das Gesicht des Steinbühlers verwundert, daß er bei allem Weitergehen immer wieder zurückschaute, bis er mitsamt seiner Eierhutte das Wegbord hinunterschoß.

«Mit jedem fingernagelgroßen Bätzli* von dem seinem Grind hätte man die härteste Fluh zu tausend Stücken versprengen können, so hat er dreingeschaut», berichtete Schachenjoggel nachher im Kreuz, wo er die gebrochenen Eier in seiner Hutte zwischen den unversehrten herauslas. «Der ist schuld, daß ich das Bord hinabgestolpert bin und für einen guten Taglohn Eiertätsch da in die Spreu gemacht habe. Was Donners hat der wohl gehabt?»

Der Notar ging stolz dahin, als habe er ein mächtig gutes Werk getan, und Marei trippelte neben ihm einher, als sei sie eine arme Sünderin und Notar Fritschi der Landjäger, welcher sie dem Richter zuführe. Es war so viel über ihr altes Gemüt gekommen in den letzten Tagen, daß sie keine Ordnung in die drängenden Gedanken und Erlebnisse zu bringen vermochte. Und nun gar dieses seltsame Testament, dieser unerwartete Reichtum! Mit doppeltem Jammer mußte sie an Benz denken, der ihr im Leben so viel Gutes getan hatte und ihr nun nach seinem Tode ein solches Vermögen schenkte. Die Rührseligkeit des Alters gewann immer mehr die Oberhand, und sie schluchzte ganz erbärmlich in ihr Nastuch.

«Ihr seid doch eine merkwürdige Frau, ein solches Wesen zu machen, wo andere ihrer Freude nicht Rat wüßten», räsonnierte endlich der Notar, dem es unange-

* Stücklein.

nehm wurde, daß die Leute am Weg stehen blieben und allenthalben die Fenster aufgingen, wo sie vorbeikamen. «Da braucht Ihr Euch kein Gewissen zu machen, wenn die andern schon nebenab gekommen sind; die haben sonst genug, und Benz hat mir mehr als einmal gesagt und beteuert, die hätten ihn am Nachlaß des alten Hundsbühler genugsam beerbt – –»

Damit warf aber der Notar einen neuen quälenden Gedanken in den Wirrwarr, der Marei Kopf marterte, und sie blieb erschrocken stehen. «Daran hab' ich noch gar nicht gedacht, daß es eigentlich ungerechtes Gut ist, wenn wir's annehmen.»

In Waldegg führte Notar Fritschi das Wort, und es ward ihm ordentlich warm ums Herz, als er den über die Maßen erstaunten Erben den unverhofften Reichtum vorrechnete. Er ließ gleich kühnen Schifflein ein Zukunftsprojekt um das andere auf dem gewonnenen Wohlstand vor ihren Augen dahingleiten; denn zu Rotenbalm war jeder ein Spekulant. Das junge Geschlecht hörte ihm andächtig zu.

«Schaut die Zingg an! Die kenn' ich wie meine Tasche; die wissen, was sie wollen. Sie wohnten ja nicht weit von mir und hatten zuerst einen kleinen Laden, den das Änni nach und nach zu einem großen Geschäft für Hotelartikel erweiterte. Da war alles zu haben vom frischen Salm bis zur Ausstattung des größten Gasthofes. Das haben sie jetzt teuer verkauft, und das Änni will nun im großen spekulieren. Es hat eine gute Nase, und was es unternimmt, darf jeder unbesorgt nachmachen; es kommt unfehlbar gut. Jetzt hat es schon drei weitere Landstücke zum Hüsli gekauft; die Sach' kommt übermorgen zur Fertigung. Alles Spekulation, sag' ich euch, alles Spekulation! Und wenn ihr einen guten Rat hören wollt, so bauet oben im Gummenweidli eine Pension; 's ist der beste Platz von ganz Stägen. Das Land habt ihr; Geld habt ihr auch; Milch und Gemüse könnt ihr selber ziehen, und vor allem aus könnt ihr einander dabei helfen. Verleidet's euch einmal, so könnt ihr das Hotel ja mit schönem Profit verkaufen. Und wenn ihr klug seid und meinem Rat folgt, so fangt nicht zu klein an; je mehr Fremde ein solches Haus nehmen kann, desto besser rentiert es. Sehr den Balmer! Dem hat seinerzeit ein jeder das Todesurteil gesprochen, und kürzlich hat er im Grundbuch schon den Rest der großen zweiten Hypothek löschen lassen – –»

Und nun nahm der Notar die Schuldverhältnisse dieses und jenes Hotels zu Stägen an Hand des Grundbuches durch, daß der Ungläubigste bekehrt worden wäre. Sein ehrliches Gesicht strahlte die Freude wieder, die ein gutmütiger Mensch empfindet, wenn er einem andern nützlichen Rat geben kann. Alle hörten seiner kurzweiligen und eifrigen Belehrung frohgestimmt zu; die Freude über das Erbe, welcher sich das jüngere Geschlecht unbedenklich hingab, wärmte und weitete die Herzen, so daß die Worte Fritschis darin Wurzeln schlugen und eine stolze Saat aufging. Hans Eicher

fragte dies und Gottfried Steiner das; Uli rauchte eifrig eine schweigsame Begleitung, und auch in Mareis Kopf stellten sich die Gedanken in Reih und Glied.

«Das ist nur ein Rat, und ihr könnt ja gleichwohl machen, wie ihr wollt, und überlegen. Aber wenn ihr so etwas vornehmt, so versäumet nicht zu viel Zeit; denn jeder Sommer ist seine paar tausend Franken wert. – Einstweilen werde ich euch also das liegende Erbe auf Grund des Testaments zufertigen lassen, und bis dahin werdet ihr euch wohl ausbesonnen haben.»

Damit ging der Notar und ließ in der niedrigen Stube eine Stimmung zurück, die einem sprudelnden Quell glich, auf den ein jedes nun auch seine Projekte gleich Schifflein zu denen setzte, welche der Notar schon hatte auf muntern Wellen vorüberparadieren lassen.

Als Fritschi gegen Abend nach Rotenbalm kam, stieß er unter der Haustür eines Advokaten fast mit dem Steinbühler zusammen. Der gab ihm freundlich die Hand, trotzdem Fritschi meinte, eben noch einen bitterbösen Schein auf seinem Gesicht gesehen zu haben. «Ich mußte heute schnell zu Advokat Ringger wegen – – wegen einem Kuhhandel; der Jud' hat mich mit der Währschaft angeschmiert – –»

XXVI.

Während die Stägener in den nächsten Tagen ihrem Erstaunen und ihrem Neid kaum Rat wußten über das unerhörte Testament, wollten doch nicht alle zugeben, daß sie so etwas nicht geahnt oder gar gewußt hätten. «Man mußte ja blind sein und dümmer als Ankenmanns Esel, um nicht zu merken, wie die im Waldegg dem Benz flattiert haben in einem fort. Der Steinbühler dauert mich nicht, und auch für die Feißen möchte ich nicht rühren; aber nytrazig ist eine solche Erbschleicherei doch! Und die können auch noch erfahren, wie weit man mit unrechtem Gut kommt, wenn sie schon ganz Stägen mit ihrem Hochmut verstänken werden.» So tönte es wie mißgünstige Windstöße um die Häuser und in den Stuben, und die Gefühle schwankten hin und her zwischen Schadenfreude und Neid. Wen der Neid regierte, der machte sich beim Waldegg zu schaffen und suchte auszukundschaften, wie sich die Leutchen zu dem stellten, was ihnen da in den Schoß gefallen war, und wie man ihnen früher oder später, und wär's nur ein klein wenig, den vorauszusetzenden Übermut dämpfen könnte. Eines von denen, die des Erbes wegen fast aus der Haut fuhren, war Lindervreni. Es zermarterte sich den Kopf nach einem Vorwand, um ins Waldegg zu kommen, und endlich hatte es ihn gefunden.

«Guten Abend, Marei, guten Abend miteinander!» grüßte es gar freundlich, als

es in die Stube kam und zum Glück alle beim Nachtessen versammelt fand, «Gott gsegn'es!» Dann sädelte es sich in die Ofenecke, gerade an Benzens Platz, und wehrte der Marei ab, die eilig nach seinem Begehr frug. «Laß dich nicht stören; ich habe schon Zeit, und bis ich die Sach' brauche, um derentwegen ich komme, tun manchem die Zähne nicht mehr weh.» Und nun erzählte es, wie sein Mann, «der Löhl», ihm den Spinatsamen verschüttet und verloren habe, nicht mehr zum Wiederfinden. Da es aber das Gartenzeug schon im Herbst für den Frühling anordne und sich überdies immer über den apartig schönen Spinat gewundert habe, welchen Marei in ihrem Garten habe, so sei es gekommen, um für ein paar überbleibende Körnlein zu fragen. Es wolle gern auch ein Zeichen dagegen tun und begehre sie nicht umsonst.

«Das kannst schon haben; ich habe diesen Herbst mehr Samenstauden gehabt als sonst, und wegen einer Handvoll Spinatsamen ist's nicht der Rede wert, wenn ich dir damit zulieb sein kann», gab Marei zurück.

Auf vielen vorsichtigen Umwegen steuerte Vreni seinem eigentlichen Thema zu und rief endlich aus: «Der Benz wird euch schauderhaft fehlen, so gut wie ihr's mit ihm gekonnt habt! He nu, sein Erb' kann euch trösten. Ein solches Testament hätten die wenigsten gemacht, und wenn jetzt schon die Leute allerlei stürmen und giftlen, man muß sie reden lassen – –»

«Wir wollten alle lieber. Benz wäre noch da und hätte seine Sache selber, das kannst glauben», schnitt Marei ab und fuhr mit der Hand über die Augen. Denn daß Vreni gerade an Benzens Abendsitzplatz war und auch so den Rücken an die Wand lehnte, um die ganze Stube zu übersehen, und nun so von ihm redete, weckte die kaum verwundene Bitternis wieder.

«He ja, einmal mußte er aber doch sterben, und die Brävsten nimmt der liebe Gott am liebsten. Eh, was war das für eine elende Sach' vom Pfarrer, daß er bei der Leich' solche Worte brauchte! Mir ist das Wasser nur so aus den Augen geschossen, als ich es hörte ...»

«Der Pfarrer ist dümmer als eine dreiwöchige weiße Geiß!» schaltete Gottfried Steiner ein.

«Aber der Steinbühler hätte vielleicht auch nichts gesagt, wenn das Testament vorher eröffnet worden wäre.»

Da niemand darauf antwortete, fuhr Vreni fort: «Das Zingg-Änni behauptet, Rain-Benz habe bei dem Hürlihandel vermittelt und sei schuld, daß sie zu teuer gekauft haben. Er habe es auch auf dem Gewissen, daß Micheli weiß kein Mensch wohin gegangen sei, an den Strick irgendwo im Wald oder ins Wasser.»

«Oh, ins Wasser ist der nicht; davor hatte er zu viel Respekt, wenigstens wenn es nicht gebrannt war», spottete der Schnitzler, und Marei meinte mit geringschätziger

Miene: «Zingg-Änni sagt manches, wenn der Tag lang ist und es ihm in den Kram paßt. Wir haben allerlei vernommen über die Leute.»

Vreni probierte von allen Seiten an Marei herum, ob kein Schlüssel das Geheimfach öffne; aber alles, was es herausbrachte, waren vielsagende und doch wieder gar zahme Andeutungen, die seine Neugier nur noch stachelten.

«Das Änni sei auch bei Feißens und im Steinbühl gewesen wegen dem Gummenweidli, gleich am Morgen, als Benz tot war, weil man nicht wußte, wem es zugeteilt werde. Es habe zwar nur nebenbei fallen lassen, es möchte es vielleicht kaufen. Aber grausam ausgepackt habe es, wie ihr und Benz über beide Parteien gelästert und gewütet habet – –»

Das zündete nun doch bei Marei; aber wie sie nun so im ersten Zorn anfing: «Seh' einer das Lügenfaß! Solch ein Galgengefräß sollte man – –» fuhr der Schnitzler spöttisch dazwischen: «Ich habe davon nichts gemerkt und bin doch mit dem Steinbühler und den Feißen von Gletschbach heraufgekommen nach der Beerdigung.»

So wurde hin und her parlamentiert, und immer mehr Blößen gaben sich die am Tisch; immer enger spann Vreni seine Fäden. Marei und ihre Kinder hatten zu wenig Verkehr gehabt die Jahre her in Stägen, um alle diplomatischen Schlingen zu kennen, die ihren Mitbürgern geläufiger waren als das Vaterunser. Dem Vreni ward allmählig zu Mute wie einer Biene, die ab dem blühenden Kleeacker kommt und ihrer Beute fast nicht Meister wird. Aber nicht Honig und Blütenstaub hatte es gesammelt, sondern Neuigkeiten und Andeutungen; es hatte Projekte gewittert, die leicht auszuspinnen waren, und als Marei endlich aufstand und den Spinatsamen brachte, war es im ersten Augenblick recht betroffen; es hatte den Samen ganz vergessen gehabt.

Vreni kam spät heim an diesem Abend; denn es kehrte noch bei Zinggs an, beim Bühlpeter, im Krämerladen, und zu guter Letzt lief ihm beim Bären noch Feißhänsel in die Quere, nicht mehr ganz nüchtern und sehr empfänglich für Neuigkeiten über die nytrazigen Erbschleicher.

Von jeder Station, die Vreni derart machte, wanderte das Neuigkeitengericht des andern Morgens zeitig weiter. Jeder der vorbeiging bekam eine beliebig große Portion vorgesetzt, tüchtig gepfeffert und gesalzen von Anfang an und vermischt mit der eigenen Würze dessen, der es servierte. Seinem Christen hatte Vreni nur angedeutet, wie die im Waldegg jetzt großtun. «Nur so z'Gottswillen hat mir die Marei den Spinatsamen gegeben, und als ich ihn zahlen wollte, hat sie die Nase gerümpft und gesagt, sie hätten die paar Rappen jetzt nicht mehr nötig. Oh mir ist die Galle fast übergelaufen! Über den Steinbühler und die Feißen haben sie lautauf gelacht und sich lustig gemacht. Vom Zingg-Änni hat's neben allerlei anderem getönt von Schürzenhandel mit großen Herren – – –»

«Davon habe ich zu Gletschbach einen Rotenbalmer über den Tisch weg reden hören, und wie froh sie dort unten seien über den Abzug dieser Giftkröt' – – –»

«So, und das sagst du mir erst jetzt und warst vor drei Tagen schon in Gletschbach! Du bist der einfältigste Zipfel, der je auf zwei Beinen herumgestoffelt ist.»

Das Haupt der Schadenfrohen war Balmer, wiewohl er mit dem Steinbühler einen leidlichen Frieden geschlossen hatte. Feiß-Karl war jetzt außer Bürgschaft, sein Balmer die zweite Hypothek abbezahlt hatte, und nun brauchte er auch den nicht mehr zu scheuen. Das hatte jetzt aufgehört: Halt 's Maul, sonst künde ich die Bürgschaft! und Balmer ließ ihn recht gern den Ärger ein wenig entgelten, den er oft über solche Zurechtweisungen am Wirtstisch hatte schlucken müssen. Er ging gemächlich mit der letzten Hotelzeitung ins Edelweiß hinunter. «Da ist ein recht interessanter Artikel», begann er und schob den beiden Brüdern das Blatt hin; denn sie saßen gerade beim Imbiß.

«Und habt ihr's schon gehört, daß die Zingg-Änne jetzt dem Kueni-Hans seine Sach' abkaufen will unten am Gummenweidli?»

«Unsertwegen kann das Blech dem Teufel die Höll' abkaufen – – –»

«Es soll ja auch bei euch gewesen sein wegen dem Gummenweidli – – –?»

Das ging schon näher am Lebendigen vorbei; Balmer sah es an den Gesichtern, wenn er auch keine Antwort bekam.

«Ich bin froh, daß ich denen im Waldegg nichts zu danken habe; die sollen ja jetzt vor Hochmut die Nasen aufstrecken wie der Hund im Roggen. Die Leute reden auch von allem Wunder, wie die und jene von ihnen ausgelacht werden wegen dem Erb.»

«Oh, etwa über uns werden sie lachen», platzte Hans, der dümmere, heraus; «Lindervreni hat schon so etwas gemünzt.»

Balmer lachte nur und sagte nichts. Aber er weidete sich an den beiden Gesichtern; denn sie gefielen ihm. Als er sie sattsam betrachtet hatte, schlenderte er dem Steinbühl zu. Der alte Knecht flickte vor dem Scheuerlein einen Kummet, und Balmer stellte sich zu ihm; sie waren eigentlich Schulkameraden.

«Ist der Meister daheim?»

«Hörst's nicht, wie das wieder einmal geht?»

Balmer hatte streitende Stimmen gehört, gedämpft durch Wände und die Entfernung, aber nichts merken wollen.

«Ich habe abgesagt auf Weihnacht. So will ich nicht mehr da sein», und leiser fügte er hinzu, «'s ist ein Streit vom Morgen zum Abend, seitdem der Christen das Lumpenmensch, die Margrit, ins Haus gebracht hat. Der Alte hält ihr vor, das Kind sei nicht von Christian, es sei von einem Fremden, und Christian sei ein kommoder Deckel auf einen fremden Hafen. Sie schlägt ihm dafür mit allerlei Dingen um die

Äste und droht ihm alle Nasenlang mit dem Zuchthaus. Der Christian sauft jetzt wie unvernünftig; Emil fährt im Land herum, und das arme Tröpflein von Dore ist dran, daß Gott erbarm. Dabei hat der Alte eine Laune, keine Sau fräß' sie. Nichts ist recht, und immer schießt er in allem herum wie besessen. Mit dem und zwei schwarzen Hunden könnte man den Teufel auf der Thuner Allmend zu Tod' sprengen. Zwanzig Jahr' habe ich die Sache zu Dank machen können; wenn ich nicht mehr gut bin, so gibt's noch andere Tische, wo ich meine Füße drunter strecken kann.»

Der Knecht warf den Kummet in einen Winkel und verschwand in der Scheune. Da kam Aaregger aus der Tür, und als er Balmer dastehen sah, ging er auf ihn zu mit seiner gewöhnlichen kalten Miene. Dem kam nach all den seltsamen Nachrichten seine Zeitung lange nicht in den Sinn, und er stand recht verlegen da.

«Komm doch in die Stube», nötigte der Steinbühler.

Kein Mensch war zu sehen oder zu hören, abgesehen davon, daß oben ein paarmal eine Tür hart zugeworfen wurde.

«Daß die auch die Tür nicht halten können», brummte Aaregger; «ich hasse dieses nachlässige Wesen so.»

Balmer redete vorsichtig immer näher auf das Erbe zu; aber Aaregger blieb kühl und ging mit ein paar gleichgültigen Bemerkungen darüber hinweg, so daß nun Balmer anfing sich zu ärgern; denn er hatte sich die verbissene Wut des Steinbühlers gar so erbaulich vorgestellt. Da kam Dorothea herein und berichtete, Fräulein Richard sei dagewesen und komme am Nachmittag wieder, um Bescheid zu holen. Aaregger nickte.

«Die Mieterin im alten Haus unten?» fragte Balmer neugierig.

«Ja, sie möchte es fürs nächste Jahr wieder; aber ich kann's weiß Gott nicht tun. Das eine Mal habe ich's aus Barmherzigkeit getan; aber es hat mir so viel geschadet und mich in allem gehindert.»

Und nun erzählte er ausführlich, wie Fräulein Richard die Tochter eines jüngst verstorbenen Freundes und gar gottesfürchtigen Mannes sei, der aber weder Vermögen hinterlassen, noch seine Kinder auf einen Broterwerb vorbereitet hatte. Sie waren wohl sehr geschult und gut erzogen, standen aber dem Leben wehrloser gegenüber als ein Dienstmädchen. Die Älteste hatte ihren Vater zweimal in seine Sommerkur begleitet und war auf die Idee gekommen, mit ihren paar hundert Franken eine kleine Pension zu übernehmen.

«Sie schrieb mir, und ich brachte es nicht übers Herz, sie abzuweisen, obwohl ich viel Ärger und Schaden voraussah. Sie hat glaub' ich auch ordentlich verdient. Aber ein zweitesmal kann ich's nicht tun; ich will mein Vaterhaus für mich haben in meinen alten Tagen, will ein ruhiges Flecklein haben, wo ich mich einmal zum Sterben hinlegen kann.»

So redete Aaregger und war recht weichmütig geworden dabei.

«Fräulein Richard hat mir aber nicht nur Schaden gebracht, sondern auch viel Ärgernis, mir und meinen Gästen. Denn sie geht nicht den Weg ihres gottesfürchtigen Vaters; sie ist ein überspannter Freigeist und andern ein böses Beispiel, gerade meiner Tochter, auf die sie keinen guten Einfluß ausgeübt hat.»

«Man hört davon, Joßi wolle gleich da vorn am Sträßchen eine kleine Pension bauen. Sie könnte ja die mieten», stichelte Balmer. Er bekam aber keine Antwort und ging endlich enttäuscht seiner Wege.

Am Nachmittag bekam Klara Richard ihre bündige Absage: «Und wenn Ihr glaubt, Joßi solle Euch eine Pension bauen, so laßt Euch beiderseits gesagt sein, daß ich das unter allen Umständen zu verhindern wissen werde. Ich dulde kein anderes Geschäft im ganzen Steinbühl!»

Gegen Abend wanderte Aareggers Knecht mit zwei Briefen ins Waldegg zu Hans Eicher. Einen großen knetete er in der Hand herum, und einen kleinen hielt er in der Tasche versteckt.

Auf Geschäftsformat stand kurz und bündig geschrieben: «Da Sie bis heute, im Zeitraum eines vollen Jahres, weder das Täfer, noch das Buffet abgeliefert haben, so widerrufe ich endgültig meine Bestellung und lehne jede bezügliche Verhandlung ab, da ich mich bei einem pünktlichen und gewissenhaften Geschäftsmann dafür umgesehen habe. Von einer Forderung auf Schadenersatz nehme ich immerhin Abstand. Achtungsvoll! Ulr. Aaregger.»

Hans Eicher konnte den Sinn des Schriftstückes erst nicht erfassen und las es ein zweitesmal durch. Aber die harten, großen Buchstaben wichen und wankten nicht, und er legte den Brief betroffen zur Seite, um den kleinen weißen zu öffnen. Da war oben in der linken Ecke des zierlichen Bogens ein altväterisches Buchzeichen aufgeklebt, ein Kränzlein aus Vergißmeinnicht, in welchem zwei Engelein kosten. «Ich erwarte Dich am Dienstag abend bei den drei Tannen. Gib acht, daß Dich niemand sieht, und komme genau um neun Uhr. Ich werde Dir alles erklären. D.» stand flüchtig hingeworfen, daß die Worte in den Zeilen auf und nieder tanzten.

«Was hat's bei euch gegeben?» fragte der Schnitzler den gutmütigen alten Knecht, und der leerte ihm nun in vollem Zutrauen das schwere Herz, flocht auch manch bedauerndes Wort über Dorothea mit ein; denn er ahnte, wie es mit den beiden stand.

Da Gottfried Steiner krank im Bett lag, so waren sie unbelauscht, und als niemand nach dem Zweck des Besuches fragte, so behielt Hans Eicher die Sache für sich. Zuerst hatte ihn wohl der Zorn gepackt darüber, daß ihm Aaregger die Arbeit vieler Monate vor die Füße warf, trotzdem er wissen mußte, welche Einbuße er ihm

zufügte. Aber stärker noch als der Zorn war die Unruhe über die traurigen Vorgänge, in deren Mitte Dorothea täglich stand, ohne daß er hingehen und sie befreien konnte; denn ihr Brieflein ließ das deutlich erraten.

So lang war ihm die Zeit vom Freitag zum Dienstag noch nie geworden. Den Tag über war er wortkarg und verdrießlich, so daß Marei glaubte, das allgemeine Fieber habe auch ihn gepackt, und ihm immer wieder mit Kamillentee zusetzte. Er zwängte ihn auch redlich hinunter, um keinen Aufschluß geben zu müssen; aber die quälenden Traumgebilde der Nacht scheuchte das alte Hausmittel nicht, so laut Marei es immer wieder pries und fragte: «Gelt, das hilft?»

XXVII.

Zum erstenmal in seinem Leben spielte Hans Eicher vor seinen Leuten Theater, als er am Dienstag abend zeitig in seine Kammer ging und alle im Glauben ließ, er sei krank. Niedergedrückt und müde sah er freilich aus, und Marei wartete die Antwort auf eine lange Reihe besorgter Fragen nicht ab, sondern wollte gleich ihre ganze Hausapotheke in seine Kammer hinauftragen und sich nebenan einquartieren, um die Nacht über bei der Hand zu sein, wenn ihr Liebster der Pflege bedürfe. Aber fast rauh wies er ihre wortreiche Fürsorge ab; er glaube, er könne gut schlafen, wenn ihn niemand störe. Die unfreundlichen Worte taten der Marei bitter weh, «wenn es doch nur ihr aufrichtiges Gutmeinen sei», und nun war es dem Schnitzler doch nicht recht, daß er sein gutes altes Müetti verletzt hatte. Er bezwang seinen Ärger und fing an, es weitläufig zu trösten, was der Marei gar wohl tat. Sie setzte sich neben ihn, um die ungewohnten liebevollen Zusprüche so recht auszukosten und ein paar Tränen zu vergießen, von denen sie nicht hätte sagen können, ob sie aus Mitleid mit sich selber weinte oder aus Freude über das gute Herz ihres Hans, der so lieb zu seinem alten Müetti redete. Sie erzählte ihm immer weitläufiger, was sie alles durchgemacht habe in den langen Jahren ihres Witwenstandes und welcher Schmerz es ihr sei, denken zu müssen, daß die Kinder sie jetzt im Alter mißachten könnten. Zwischenhinein suchte der Schnitzler mit immer eindringlicherem Trost die weichmütigen Gedanken seines Müetti zu beschwichtigen und damit die Erörterung zu beendigen. Aber das ermutigte nur die Ausführlichkeit seines Gegenparts, als wollte Marei damit noch viel mehr so schöne, selten gehörte Liebes- und Trostesworte herauslocken. Die Rührung und Gesprächigkeit der alten Mutter wuchs in dem Maße, wie die Ungeduld ihres Sohnes sich steigerte; der Kuckuck an der Uhr in der Wohnstube unten hatte schon vor einer Weile ganz vergnügt und pflichtgemäß ausgerufen, die Stunde sei halb neun,

und noch nie hatte ihn Hans Eicher so gut gehört wie jetzt. Er rückte auf seinem Stuhl herum, tröstete drauf los, und Marei erzählte gleichzeitig weiter; es war ihr, als seien die schönen Abende ihrer jungen Ehe wieder erwacht, an denen Christian selig zuweilen aufgetaut war und sie in sein warmes, sonst so verschlossenes Herz hatte einen Blick tun lassen.

«Ich muß doch noch ein wenig an die frische Luft – –!» rief Hans endlich in wahren Ängsten; denn wieder hatte der Kuckuck gemahnt.

«Aber nein, Hans, bei dem stockdicken Nebel; denk' doch! Du kannst ja den Schieber aufmachen, wenn's dir zu warm ist; aber dann mußt du den Hals gut verbinden. Was für eine Idee, im Nebel herumzulaufen, wenn man fieberig ist, und gar noch bei Nacht – –»

Aber es half der Marei alles nichts, selbst als sie in neue Klagen und Tränen ausbrach. So puppte sie denn mit vielen Zusprüchen den Hartköpfigen ein und überlegte sogar einen Augenblick, ob es nicht am sichersten wäre, sie ginge mit. «Aber in einer Viertelstunde sei ja wieder da!» rief sie ihm in die Finsternis nach.

Hans rannte durch die schwarze Nacht und dicken Herbstnebel davon und befreite sich im Lauf von verschiedenen Hüllen, die ihm nur Augen und Nase freiließen, strauchelte über Steine und Zaunstecken und lief schließlich querfeldein, so daß er bald in einem Graben steckte, bald an Zäune stieß und in einen recht gründlichen Ärger geriet, bis er endlich zu den drei alten Tannen kam, die wenig oberhalb des Steinbühlhotels unmittelbar am Rande des dichten Waldes standen. Das mächtige dunkle Haus war in der Finsternis fast eins mit dem schwarzen Himmel und dem Waldhintergrunde. An der einen Seite blinzelten zwei erhellte Fenster wie die Augen des schwarzen Kolosses in die Nacht hinaus; sonst war kein Lebenszeichen wahrzunehmen.

Lange stand Hans Eicher schon in seinem Versteck, und der kalte Nebel drang nach dem raschen Lauf empfindlich durch seine Kleider. Da erlosch das Licht hinter einem Fenster, und gleich darauf glitt lautlos ein Frauenschatten aus dem Hause auf ihn zu. Er wollte dem Mädchen entgegeneilen; aber es winkte ängstlich und führte ihn nach einer stummen Begrüßung wie ein geschickter Feldherr über Rasenbänder und weiche Erde geräuschlos in Feindesland. Als Feindesland sah Eicher dieses Haus jetzt an, zu dem er solcherart herangeschlichen war und das er barfuß betreten mußte, wie ein Dieb in der Nacht. Aber als Dorothea ihn bei der Hand nahm und durch finstere Gänge geleitete, war es ihm hinwiederum zu Mute, als sei er aus dem Paradiese gestoßen worden und ein holder Engel führe ihn dem lieben Gott hinter dem Rücken bei Nacht und Nebel wieder über die verbotene Schwelle.

Doch nicht mehr zu lange setzte Hans den alten Steinbühler in seinem Gleichnis an die Stelle des lieben Gottes; denn als Dora, anschließend an eine gar erbauliche Einleitung nach der langen, bitteren Trennung, ihrem Herzliebsten flüsternd erzählte, was sich seit dem Tode des Rain-Bertz in ihrem Vaterhause zugetragen hatte, ballte er die Faust, und seine Glieder spannten sich, als gälte es, dreinzufahren für heiliges Menschenrecht und Ehre, für Hülfeleistung dem lieben Geschöpf, das schluchzend den Kopf an seine Schulter gelehnt hatte und im Finstern nach seiner Hand tastete wie nach einer Stütze in der Dunkelheit, die seine Seele umfing und ängstigte. «Ich kann nicht mehr sein ohne dich, und doch darf ich vor dem Vater nicht einmal mehr deinen Namen nennen, keines von uns. Ach mein Gott, sei mir gnädig, wenn ich gegen dich und dein Wort sündige und meinem Vater nicht folge! Ich kann nicht, ich kann nicht – – – Ich glaube, es gibt keinen Gott; sonst gäbe er so etwas nicht zu!»

So redete verzagend das Mädchen, bald für sich selber, bald zu seinem Verlobten gewendet, der leise den Arm um seinen Leib gelegt hatte und ihm Trost zusprach. «Eh nun, wenn das so ist, so machen wir nicht mehr lang. Morgen rede ich Anstandes halber mit ihm, und sei's dann wie es wolle, so geben wir die Hochzeit an. Du mußt mir nicht zu Grund' gerichtet werden von deinen eigenen Leuten» brauste der Schnitzler halblaut auf, so daß ihn Dora erschreckt zur Vorsicht mahnte.

«Ach, ich möchte doch nicht mit einer schweren Sünde auf dem Herzen in die Ehe gehen. Ehre Vater und Mutter, das ist das erste Gebot. Ach Gott, ich hätte keine ruhige Stunde mit einem solchen Verbrechen auf dem Gewissen. Oh, wenn du wüßtest, wie ich gebetet habe, daß der liebe Gott dem Vater einen anderen Sinn gebe und wir nicht des Geldes wegen unglücklich oder sündig werden! Aber Gott ist nicht besser und gerechter als die Menschen – –» So haderte das Mädchen, und Hans fühlte, wie sein junger, lebenswarmer Leib zitterte in Angst und Zorn gegen den Himmel und die Welt.

«Die Sünde, mein liebes Dori, nehme ich auf mich», flüsterte er tröstend, wie zu einem Kinde. «Und wenn wir einmal dem lieben Gott Rechenschaft darüber geben müssen und ihm alles sagen, so wird er uns nicht strafen. Denn wenn er alles lenkt, so hat auch er uns zusammengeführt und uns die Liebe für einander eingegeben. Ich rede morgen mit deinem Vater, und was er auch sage, wir geben die Hochzeit an – –»

Aber immer noch beherrschten Angst und Zweifel das Mädchen. «Wir müssen ihm Zeit lassen. Er weiß ja noch nichts, und vielleicht wird er andern Sinnes, wenn wir noch ein wenig warten. Und dann könnten wir mit gutem Gewissen glücklich sein.»

Es war spät geworden, als Hans aufbrach; den Samstag abend wollten sie wieder zusammen verleben, mochte kommen, was da wollte.

«Ich müßte mich hintersinnen, wenn du nicht manchmal kämest und mich tröstetest –», flüsterte Dora unter der Tür.

Als Eicher die Treppe hinunterschlich, schlug kurz und scharf der Hund an. «Bär!» rief jener halblaut, und das Tier kam ihm wedelnd und winselnd entgegen; es hatte ihn erkannt. Da wurde unten eine Tür behutsam geöffnet, und als Hans um die Ecke eilen wollte, trat ihm der Steinbühler in den Weg. «Halt, wer seid Ihr?!» Der Schnitzler ging mit einem kurzen Gruß auf ihn zu.

Da lachte Aaregger trocken aus. «So, so! Am Tag ein stolzer Herr und nachts ein Heimstreicher, der wie ein Dieb andern Leuten in die Häuser schleicht! – – Kein Wunder: ich dachte schon lang, was das Lisi, die alte Magd, wohl für einen Schatz habe, daß es so vergnügt sei. So hoch hinauf hätte ich allerdings nicht geraten – –»

«Herr Aaregger, spottet nicht! Ich bin Euch da wohl nicht in der Ordnung gegenüber; aber hört mich zuerst an.» Und nun begann ihm Hans Eicher kurz zu erläutern, wie es um ihn und Dorothea stehe. Aber der Steinbühler fiel ihm bald mit spöttischem Lachen in die Rede. «Schlau bist, Waldeggfötzel, und niederträchtig auch! Du schlägst nicht aus der Art dieses Schleicherpackes – – –»

«Aaregger – – –!»

«Und jetzt marsch, ab meinem Grund und Boden! Und laß dir gesagt sein, daß der Steinbühler gute Ohren hat, und das nächste Mal, wenn sich einer einschleicht, weiß, was er zu tun hat –»

Damit kehrte er dem Schnitzler den Rücken. Dorothea stand zitternd am Fuß der Treppe und brachte kein Wort hervor. Der Vater faßte sie am Arm und schob sie der Treppe zu. «Und du ausgeschämtes Mensch mach' dich hinauf!»

Sie gehorchte, als wäre jede eigene Regung in ihr erstarrt, und als Eicher mit ein paar raschen Schritten den Steinbühler einholen, ihn zur Rede stellen wollte, war der schon hinter der Tür verschwunden, und der Schlüssel kreischte im Schloß.

Eine Weile stand Eicher in ohnmächtiger Erregung vor dem großen, finstern Hause; der Hund schnupperte liebkosend an seinem guten Freund herum und bohrte die Nase gegen dessen harte Faust; Hans gewahrte es kaum, hätte auch am Morgen nicht zu sagen vermocht, wie er heimgekommen war. Er saß in sich gekehrt hinter seinem späten Morgenbrot, das er kaum anschaute, so daß der Mutter angst und bange wurde.

«Herr Jemers, Hans, du bist krank, hättest nicht fortgehen sollen gestern, und dann noch so lang. Ich habe auf dich gewartet und bin erst nach einer Stunde hier auf dem Ofen eingenickt; da warst du noch nicht zurück und dann hatte ich einen so schweren Traum. Es wollte dir einer zuleide tun; ich wollte dir helfen und konnte nicht», und nun erzählte Marei gar ausführlich ihren Traum; Hans stocherte derweilen ärgerlich in seinem Essen herum und dachte an ganz andere, ernsthaftere Sachen. Schließlich legte er den Löffel weg.

«Du mußt absolut grad ins Bett, und ich mache dir brav Melissentee mit ein wenig Münze drin», drängte Marei, die gerade den Traum fertig erzählt hatte.

Da ging ein weicher, freundlicher Schein über des Sohnes Gesicht, auf dem eben noch Zorn und Kummer sich gestritten hatten. «Nein, Müetti», sagte er und wies mit der Hand auf den Platz neben sich, «da ist mit Melissentee nichts auszurichten. Komm da zu mir und hör' mich an. Einmal mußt du es doch wissen, und jetzt sind wir gerade ungestört.»

Es hatte sich schon wieder etwas wie Rührung in Marei geregt; nun kam Neugier dazu, und sie setzte sich zu ihrem Sohn, der auch sogleich zu erzählen begann, wie die Sache mit Dorothea ihren Anfang und Fortgang genommen.

«Und mir hast nie einen Deut dergleichen getan, hast mich nicht wert geachtet, daß ich so etwas Wichtiges wissen durfte, das eines meiner Kinder anging!» warf sie zwischenhinein mit zitternder Stimme, und in den Augen schimmerte es schon wieder verdächtig. Aber unbeirrt fuhr Hans fort zu erzählen, was er für wichtig hielt, und es ward ihm mit jedem Augenblick leichter ums Herz. Als er jedoch mit neuem Zorn von Dorotheas Klagen und Ängsten berichtete und von dem Schimpf, den ihm der Steinbühler angetan hatte, da ging eine seltsame Veränderung mit der alten Marei vor. Jede Trübseligkeit und alle weichmütigen Fältchen, wie die letzte Zeit sie in ihr Gesicht gegraben hatte, schienen verschwunden; aus den Augen leuchtete ein kluger, erprobter Geist, der die Kümmernisse vieler Jahre besiegt und nun geschlummert hatte hinter dem grauen Vorhang des Alters und seiner Rührbarkeit.

«Da fragt es sich scheint's nicht mehr lang, ob ihr zwei zusammen passet oder nicht. Ihr habt angezettelt; ihr müßt fürs Weiterspinnen auch selber sehen. Ich kenne das Mädchen wenig; aber es hat mir gefallen damals an der Hochzeit der Emma. Und gerade bei Wein und Lustbarkeit zeigen sie im Grund am ehesten, wie sie sind. Item, das mußt du wissen, wie sie ist. Aber die Beste müßte über kurz oder lang an Leib und Seele zu Grunde gehen, wenn es im Steinbühl so zugeht, wie du meinst. Wenn ihr also beide euch beraten habt und einig seid, so macht vorwärts – –»

Das wäre ja auch seine Meinung, rief Hans; aber da stünde das Bibelgebot zwischen ihnen wie ein Damm, den zu überschreiten sich Dorothea nicht getraue.

«Wenn sie dich heiraten will, so soll sie vorwärtsmachen. Der Herrgott hat uns nicht nur die Bibel gegeben, sondern auch den gesunden Verstand – –»

So predigte Marei lange und eifrig; über den Steinbühler sagte sie wenig, um nicht Öl ins Feuer zu schütten; aber sie machte sich ihre Gedanken darüber; die waren nicht erbaulicher Art und gingen viele Jahre zurück. Es ward ihr darob fast Nebensache, ob ihr selber diese Schwiegertochter gar so genehm sei, und die Zweifel über diesen Punkt legte sie einstweilen abseits. Es galt vorerst, ihrem Hans zu helfen

und nebenbei dem Steinbühler zu zeigen, ob sie ein Pack seien, wie er gesagt hatte. Im ersten Augenblick war es der Marei fast gegangen wie damals vor vielen Jahren, als Hans aus Basel geschrieben hatte von dem alten Pfarrer und den Liebesgaben, die der Steinbühler nach dessen Behauptung gesammelt hatte. Aber diesmal hinderte sie nicht die Furcht vor Angriff und Feindseligkeit, hinzugehen und ihn zur Rede zu stellen. Einmal war da der erhebliche Wohlstand, und der gibt auch der bescheidensten Natur Mut, und zum andern waren ihre Kinder um sie wie eine treue Wache, mit der sie sich eins wußte. Es war also keineswegs Scheu vor den Menschen und ihren Ränken, wenn Marei nicht dem Steinbühl zuwanderte, sondern das Ergebnis reiflicher Überlegung. Sie bedachte und erwog die verwickelte Angelegenheit fast unaufhörlich, schmiedete im stillen ihre Pläne, und bei diesem Schmieden war, wenn einer hätte zusehen können, der Wunsch nach Abrechnung mit dem Steinbühler das Feuerlein, die Scheltworte Aareggers der Blasebalg, der dafür sorgte, daß die Glut nicht erlosch.

«Und ist die Mutter noch so arm, so gibt sie doch dem Kind noch warm», dachte Marei; sie brauchte ihrem Hans nicht Geld und Gut zu geben; aber sie ging ihm an die Hand mit Liebe und Erfahrung, mit Besonnenheit und Klugheit des Alters; sie fühlte sich verjüngt durch die große Aufgabe und durch das Vertrauen ihres gescheiten, weitgereisten «Hansi». Und obendrein, welche Frau hätte nicht Freude, Liebesleuten mit Rat beizustehen, wenn sie in Nöten sind?

Es ward in der Kammer oben ein langer Rat gepflogen am Samstag abend, ehe Hans dem Steinbühl zuwanderte, und Hans war trotz eigener schwerer Gedanken verwundert über die Findigkeit seiner Mutter. Marei lächelte, als er sie dies merken ließ. «Du mußt wissen, Hansli, daß dein Vater selig und ich vier Jahre im geheimen versprochen waren. Mein Vater hatte einen Stecken hinter der Tür aufgehängt für ihn, wenn er je wiederkäme; denn ich sollte höher hinaus, sollte nicht nur so einen armen Schlucker von Zimmermann heiraten. Aber das Müetti selig war für uns, und wenn ein Müetti hilft, so sind zwölf Ättinen und vierundzwanzig Weißdornstecken verraten und verkauft.»

Recht zuversichtlich ging Hans seiner heimlichen Wege, dem Steinbühl zu. Da glänzten die gleichen zwei Fenster in die Sternennacht hinaus, und Bäri patrouillierte um die Ecken; denn er mußte die Heimlichkeiten seiner Freundin Dorothea mit entgelten insofern, als er ausgesperrt wurde, um das Nahen der Feindesmacht anzukünden. Auf seine Wachsamkeit konnte sich der Steinbühler verlassen, und das tat er auch. Er saß beruhigt hinter seinen Büchern und Traktätlein, die ihm Freunde und Gleichgesinnte schickten, und derweilen schlich Dorothea mit einem duftenden Bratenbein zur Hintertür hinaus und lockte den Bäri damit hinter sich her, den drei Tannen zu. Das Tier war ganz Aug' und Ohr für das Bratenbein, beachtete den

Schnitzler kaum und folgte dem Pärlein in das geheimnisvolle Gartenhaus, das oben beim Waldrand lag.

Ein seltsames Gefühl beherrschte die beiden, so daß sie nur allmählig zu einem ordentlichen Gespräch kamen. Die Heimlichkeit und Gefahr, die Angst des einen und der wilde Trotz des andern, das Auflehnen gegen Gottes Gebot und der Menschen Gewalt, das alles wandelte in Leidenschaft, was vorher still beglückende Liebe gewesen war. Aber umsonst drängte und flehte Hans Eicher, dem unwürdigen Zustand ein mutiges Ende zu machen. Es war, als läge das Bibelwort, das ihr der Vater unter Drohungen und Verwünschungen in den letzten Tagen so vielfach vorgehalten hatte, wie ein starrer Bann auf Dorotheas Seele, in der es loderte und brandete gegen diesen Damm, wie die glühenden Massen des Vulkans gegen den schweren Panzer stürmen, auf dem die Menschen so sicher einhergehen, als wäre er unerschütterlich für alle Ewigkeit wie ihr Bibelwort.

Marei hatte auf ihren Sohn gewartet, ungeduldig und in Ängsten. Als er nun wieder bei ihr war, zerrissen von Leidenschaft, Trotz und Zorn, und mit vornübergebeugtem Kopf langsam und abgebrochen berichtete, und es immer in ihm arbeitete, daß er sich selbst keinen Rat wußte, so daß er Gehörtes und Selbstgedachtes durcheinander mischte, strich ihm Marei leise über das taufeuchte Haar.

«Hans, das ist nicht so bös. Denk' doch daran, was das Mädchen selbst durchmachen muß, und habe Erbarmen mit ihm. Vergiß nicht, daß es nie mit anderen Leuten zusammengekommen ist, daß ihm der Steinbühler Vater und Mutter zugleich war. Hätte sein Müetti noch gelebt, nur ein paar Jahre länger, es wäre alles anders geworden, vor allem es selber. Aber sie ist gestorben, bevor das Mädchen zu Verstand kam, und da ist es nun aufgewachsen wie in einem strengen Kloster, und der Vater mit seiner starren Frömmelei war ihm Prediger und Beichtiger zugleich, und die Bibel ist in dem Haus umgegangen wie ein böser Geist; denn sie mußte alles rechtfertigen und ausweisen, freilich gar manches, was mit weltlicher Ehrbarkeit nichts zu tun hat.»

Marei sah lange still vor sich hin, und ihre Gedanken taten eine weite Wanderung; dann fuhr sie fort: «Und jetzt Punktum, wenn deine Dore nicht selber aus dem Zeug herauskommt, so bringst du sie einmal her. Ich will ihr auch eine Andacht aus der Bibel halten; aber dann fangen wir bei einem andern Kapitel an, als bei dem, wo der Steinbühler jetzt ist; denn es steht in dem Buch noch allerlei anderes. Das hat dann Christus unser Heiland selber gesagt, und nicht irgend ein rabiater Tiftler!»

So predigte Marei und redete sich in Eifer, wie seit vielen Jahren nicht und war kaum wieder zu erkennen. Da war nichts mehr von Rührseligkeit und Jammern.

XXVIII.

Gottfried Steiner war langsam wieder zurechtgekommen. Aber sein Husten wollte nicht weichen, und der Beinabsäger, wie die Gletschbacher ihren operationslustigen Arzt nannten, machte ein langes Gesicht.

«Wenn Ihr leben wollt, so müßt Ihr Euren Beruf aufstecken. So vornüber zu sein den ganzen Tag und Staub zu schlucken, ist nichts für Euch. Ihr habt eine schwache Lunge, einen schwachen Körper überhaupt, und wenn Ihr nicht sofort danach tut, so wird der Husten Euer Totenhofjodler – –»

Der Beinabsäger war ein rauher, aber tüchtiger Arzt. Es haßten ihn fast alle, weil jeder glaubte, es sei Hohn in seinen derben Worten und er schneide manchmal gar nur so zu seinem Vergnügen an seinen Patienten herum. Schrie einer dabei vor Schmerz, so lächelte er, und schrie er nicht, so fragte er: «Spürt Ihr nichts?»

So wenigstens erzählten die Gletschbacher allenthalben und verschworen sich Stein und Bein, es sei die Wahrheit, wenn die Auswärtigen ungläubige Gesichter machten. Desto mehr ärgerte es sie auch, wenn sie sahen, wie fein und zimperlich der Beinabsäger mit den Fremden tat. «Aber er metzget ihnen dafür am Geldbeutel herum, daß sie laut aufschreien und manchmal fast zum Advokaten springen», trösteten sie sich. Aber verderben mochte es doch niemand mit ihm; denn keiner wußte, wozu es bei ihm oder den Seinigen kommen konnte, und dann stand das Leben bei der Gnade des Arztes. Man raunte sich zu, wie Schachenjoggel ihm einmal die Meinung gesagt hatte; acht Tage darauf bekam sein Kind die Halsbräune und starb daran; denn als der Joggel den Doktor am dritten Tag endlich nach vielen vergeblichen Gängen – es hieß immer, er sei nicht da – mit Bitten und um Gotteswillen an das kleine Bettlein brachte, war es zu spät.

Das hatte auf alle gewirkt, und jeder suchte gut mit dem wichtigen Mann auszukommen; kam aber etwa zwischen ältern Leuten das vorsichtige Gespräch auf ihn, so hieß es wohl: «Ach Gott, warum haben die Stierengrinde im Gemeinderat den frühern vertrieben, nur weil er mit dem Fremdenwesen nicht an einem Strick zog! Ob hoher Schnee lag, ob es föhnete, daß man sich im Bett halten mußte mit beiden Händen, immer war der parat und ging stundenweit mit den armen Mannli, durch Nacht und Nebel, wenn er schon wußte, daß er kaum je einen Kreuzer dafür bekomme. Dem Fluhbeti hat er noch Wein gebracht nach der schweren Kindbett. Hätten wir den nur noch! Der jetzige ist allerdings gar nach dem Sinn der Wirte, weil er dem Fremdenwesen Hand und Fuß zu geben anfängt, natürlich nur, weil es für seinen Geldsäckel auch ist. Aber wir sind ihm ein nötiges Übel und könnten seinetwegen von den Mäusen und Krähen gefressen werden – –»

Das Urteil und der Rat des Arztes gaben den eingeschlummerten Projekten derer im Waldegg einen mächtigen Anstoß und beseitigte die letzten Bedenken gegen den Bau einer Pension. Abgesehen davon, daß Gottfried Steiner sich schon lange im stillen nach einem andern Beruf gesehnt, aber nicht viel davon geäußert hatte, um nicht dazustehen als einer, der nicht gern etwas tut – denn als bessere Faulenzer galten die Hoteliers im Grunde zu Stägen doch – kam seinen Wünschen jetzt ein zwar nicht erfreulicher Zwang äußerer Gründe zu Hülfe.

Zimmermeister Bischoff legte vor dem ganzen Familienrat einen Plan vor, und als er mit dem ausführlichen Entwurf wieder kam in Begleitung des Maurermeisters Andreani, ward nach langem Markten und Überlegen das große Werk beschlossen und gleich damit in Angriff genommen, daß Gottfried Steiner auf die Suche nach Taglöhnern ging. Aber wo er anklopfte, lachte man ihn aus mit seinem zweifränkigen Taggeld.

«Vor fünfzehn Jahren, als das Steinbühl gebaut wurde, haben die dummen Teufel für ein Fränkli vierzehn Stunden geschafft. Aber so ist's gottlob nicht mehr! Jetzt kann einer an vier, fünf Orten Arbeit bekommen zu vier Franken und braucht dabei nicht Wasser zu saufen, wenn er Durst hat.»

Solchen Bescheid brachte er heim, und wie Marei auch aufbegehrte über die neuen Zeitläufte und die Unverschämtheit in der Welt, es half alles nichts; denn die Taglöhner waren gesuchter in diesem Herbst als im Frühling die ersten adeligen Gäste, mit denen im Mai und Juni ein Hotelier den andern neidisch zu machen pflegte. Zingg-Änni baute im Namen seines Mannes zwei große Pensionen, eine im äußeren Gummenweidli und eine unterhalb, auf dem von Kueni-Hans gekauften Stücklein Land; Bühlpeter baute; die Feißen hängten dem Edelweiß zwei Flügel an, als sollte es die andern überholen, und nun kamen, allen unerwartet, noch die im Waldegg. Auf dem Morgenhorn sollten auch drei Hotels miteinander entstehen. Allenthalben ging's zwar erst ans Fundamentgraben; aber daneben brachte die Bahn Ziegelsteine und Sand, Bretter und Balken. Jeder wollte seine Sachen noch heraufschaffen, bevor Mitte Oktober da war und die Bahn ihren Winterschlaf antrat. Das brauchte Leute zum Abladen und Tragen; denn an Fahrwegen gab es zwei einzige kurze Stücklein in Stägen, und durch die Fußpfade mußte alles gebuckelt werden, auf Räfen und in Hutten.

Wer also von den Taglöhnern nicht schaufeln und pickeln mochte, der ging ans Abladen und Tragen, schaufelte dann zur Abwechslung wieder ein paar Tage und verdiente dabei sein schönes Geld, ließ sich mit Wein und guten Worten traktieren und fluchte nebenher über die Fremden und die Hoteliers, denen zuliebe man schaffen müsse wie ein Hund; den Nutzen hätten aber eigentlich die Wirte.

Gottfried Steiner rief nach ein paar Tagen beim Essen über den Tisch hin: «Heut' habe ich gemeint, ich halte es nicht mehr aus! Daß sie mit dem Maul mehr drein-

schlagen als mit dem Werkzeug hier oben, war mir nichts Neues mehr; das habe ich schon vorher sattsam gesehen, und auch, daß ihnen die Tabakspfeife lieber ist als der Werkzeugstiel. Aber heute! Da heischt der Fuchshänsel seinem Bruder ein Zündholz; der sucht lang in allen Taschen, findet aber keines und geht nun zum Baschi, wobei Hänsel zuschaut und an der Schaufel steht. Baschi hat auch keins und geht hinunter auf Zingg-Ännis Bauplatz, um dort ein paar aufzutreiben. Das ging ein gutes Weilchen; denn es ward noch mancherlei verhandelt nebenbei. Die drei andern aber standen alle am Werkzeugstiel und warteten, bis der Baschi zurückkam. Da habe ich aufbegehrt, und was glaubt ihr, was ich ausrichtete? – «Wenn wir nicht genug schaffen, so können wir ja gehen! Die Zingg-Änni hat uns schon lang angehalten, und die gibt dann realen Wein zwischenhinein, nicht solches Sprengöl, das einem Löcher in den Magen frißt – –»

«Das war auf uns gemünzt!» fuhr Marei auf; «hättest ihm doch – – –»

«Gute Worte habe ich ihm gegeben, sonst wären sie alle auf und davon.»

«Welt, g'hei um!» rief Marei entsetzt.

Uli ergriff nun zur Seltenheit auch einmal das Wort. «Ja, jetzt muß man eben die Pfeife einziehen; aber wenn dann das Haus steht, so schlage ich ihnen dafür die Grinde beim Aufrichtmahl aneinander, daß sie das Feuer im Elsaß sehen. Die Halunken! Im Sommer und jetzt ist ihnen kein Wein gut genug, und wenn der Winter da ist, kein Brotrest zu hart. Im Sommer klingeln sie mit den Fünflibern; aber wenn man nach dem Neujahr einen von den Fötzeln erlesen könnte, er hätte beim Hagel nichts im Sack als den Schnapsgutter und das Tabakwerkzeug, von Nasenlumpen keine Rede. Die Fötzel!»

Alle sahen erstaunt auf, denn so viel auf einmal hatte Ulrich sein Lebtag nicht geredet; aber er hatte in seinem Leben auch nie so viel Ärger geschluckt wie in den Tagen, da das Fundament für die Pension «Montana» gegraben wurde.

In derselben Zeit liefen Zingg-Änni und sein Mann abwechslungsweise zwischen ihren beiden Bauplätzen hin und her. Änni ordnete an, und Hans hatte zu sehen, daß die Befehle richtig ausgeführt wurden, sonst gab's Donner und Hagel. Die Namen der beiden Neubauten kamen einmal so ganz nebenbei aus. Auf dem Gummenweidli sollte eine «Blümlisalp» erstehen, am Bort, hart neben Kueni-Hansens alter Hütte, eine «Jungfrau».

Kueni-Hans hatte einige Monate vorher die Karline Schütz von der Hintern Bundfluh geheiratet; denn länger hätte sein Hauswesen den ledigen Stand nicht mehr ertragen. Jahrelang hatte er selber gewaschen und geflickt, selber gekocht und sein Vieh besorgt, und darob war alles nach und nach verhudelt, Hemden, Kochherd und Geschirr, ja selbst das Dach auf dem Haus. Nicht daß den Hans das Heiraten nicht

schon früher aus freien Stücken angekommen wäre; aber der Gedanke, ein zweites füttern und kleiden zu müssen, hatte ihn zurückgeschreckt, nicht aus Armut, sondern aus Geiz. Die Sage ging um, er habe beim Tod der Mutter den Stallboden aufgebrochen und darunter allerhand Bettzeug vor seinen Geschwistern versteckt, und am Sonntag nachmittag habe er in seiner Einsamkeit aus Winkeln und Balkenlöchern versteckte Fünfliber hervorgezogen, damit gespielt, gellebäugelt und sich an ihrem Anblick unendlich ergötzt.

Der Geiz, welcher seinen Bruder Christoph nicht minder regierte und die beiden Brüder am Todbette der Mutter in bittere Feindschaft getrieben hatte, hielt jedes Mädchen ab, einen der beiden zu heiraten, auch wenn sie es darum gefragt hätten. Aber endlich konnte es Hans nicht mehr ohne eine Frau machen, sollte ihn das Hauswesen nicht unter seinen Trümmern begraben. Er klopfte an links und rechts; aber allenthalben gab's ausweichenden Bescheid: «Pfi Teufel, der hat ja einen Grind wie die ausgestopfte Wildsau im Edelweiß!» behauptete Bühlänni, das allerdings gerne alle ausspottete. Gerade so schlimm war's nicht, und als Kueni-Hans gar endlich zum Bartscheer ging und sein menschliches Angesicht aus Moos und Stoppeln schälen ließ, sah er nicht so übel aus. Derweil ward es bekannt, daß er auf Freiersfüßen umherirre, und das ging der Karline Schütz von der Hintern Bundfluh zu Herzen. Sie trug sich ihm zwar nicht an; aber eine alte Base, die in dieser Zeit beim Kueni-Hans das Zeug zurechtschneiderte, rief einmal über das andere: «Eh, aber Hans, schau diese Kutte, schau diese Hosen, schau dieses Hemd! So bist du herumgelaufen, wie ein Hudel!» Sie hielt ihm die bös verflickten Sachen hin, und wies auf die Wülste und Falten, welche Hans selber zurechtgekünstelt hatte. «Du konntest zu deinen zolllangen Stichen auch sagen, wie jener faule Schneider zu den seinen: Haltet einander, ihr seid eurer gar wenige!»

So arbeitete sie den Kueni in eine wahre Zerknirschung hinein, bewies allenthalben, daß mangels einer guten Frau hundertfacher Schaden erwachsen sei, bis Kueni seufzte, mehr für sich als zur alten Base: «Wenn ich nur eine wüßte –»

Ein paar Tage drauf flickschneiderte die Base auf der Hintern Bundfluh. Da war wieder einmal Streit um Kaisers Bart zwischen den Geschwistern unter sich und der Mutter, die immerhin im Reden allen zusammen den Meister zeigte. «So bleibe ich nicht mehr. Ich dinge lieber als Magd!» rief endlich die Karline.

Die Nähbase, wie sie allgemein hieß, weil sie dem halben Dörflein etwas verwandt war, wußte ihr aber etwas Besseres, und in ein paar Wochen war die Sache mit dem Kueni-Hans richtig; er war willig, und sie war froh.

An sich wäre diese dem herbstlichen Fundamentgraben um einige Monate vorangehende Heirat nichts Besonderes gewesen, hätte sie nicht den Bau des Hotels

«Jungfrau» ermöglicht. Denn bei Kueni-Hans in ledigen Tagen hätte Zingg-Änni vergeblich Land suchen können; der hielt seine Sache für die wertvollste ihrer Art weit und breit und kam beim Handel aus Zweifel und Mißtrauen nie zu einem Entschluß, ging's um eine Kuh oder um ein Paar Holzschuhe. Darin hatte die Karline nun allmählig mit Schelten und Schmollen, mit Liebe und Eiertätsch viel gewandelt und schließlich auch den Handel mit Zingg-Änni zustande gebracht. Änni hatte freilich nur die Hälfte bekommen von der Matte, die es ausersehen hatte, und diese zum doppelten Preis von dem, was es zuerst für das Ganze bieten wollte.

Nun wurde also schräg oberhalb der alten Kuenihütte das Fundament für das Hotel «Jungfrau» gegraben, und diese Arbeiten interessierten die Karline dermaßen, daß sie jeden freien Augenblick – bei ihr zwei Drittel des Tages – unter dem Vordach stand und mit verschränkten Armen und etwas zur Seite geneigtem Kopf dem Schaufeln und Pickeln zusah. Kurzweiliger war ihr noch das Reden und Lachen mit den Taglöhnern, die sie allerlei lustige Sachen zu fragen wußten und auch wieder welche erzählten. Sorgfältig brauchten sie einer von der Hintern Bundfluh gegenüber nicht gerade zu sein, das wußten sie, und die Karline lief vor keinem heiklen Thema davon, rief höchstens: «Ihr seid Unflätel» und lachte dann selber mit.

Es gefiel also der Karline gar wohl, bei so kurzweiliger Unterhaltung dazustehen, während ihr Hans den ganzen Tag an der Hinteregg drüben war, dem Herbstquartier seines Viehes. Aber minder gefiel das dem Zingg-Änni, dessen Taglöhner dabei viel Zeit versäumten, so daß es schließlich für gut fand, seinen eigenen Hans der Karline zur Gesellschaft zu geben. Innerlich wünschte es die Schwatzbase allerdings in den glühendsten Winkel der Hölle, zeigte ihr aber dabei das freundlichste Gesicht; denn vielleicht war mit ihrer Hülfe die andere Hälfte der Matte doch noch zu bekommen.

Die also Geehrte machte sich aber nicht viel aus dem ihr verordneten Kavalier; denn einmal war Zingg-Hans nicht kurzweiliger Natur, redete immer nur vom Bauen und war schon bald fünfzigjährig, während wenige Schritte weiter drüben die Zwanzigjährigen ganz andere Sachen erzählten. Die Karline gab ihm zwar Bescheid auf seine Reden, machte aber dazu ein Gesicht, als beiße sie bei jedem Wort in einen überzuckerten Holzapfel. Nicht so hatte es Zingg-Hans mit ihr. Seitdem er an einer Schwarzhaarigen seinen Meister gefunden, hatte er eine besondere Vorliebe für die Blonden, und da gefiel ihm die Karline mit ihren schönen blauen Augen im frischen Angesicht und ihren hellblonden Zöpfen ausnehmend gut. Er kam, in solche Betrachtungen versunken, auch bald von den Bauplänen ab und fing an, seinem Schützling alle Späße zu erzählen, die er wußte. Da hörten nun auch die Taglöhner gerne zu, lachten aus vollem Halse mit, was den Hans zu immer kühneren Erzählungen anfeuerte, besonders wenn ihm Karlines Blauaugen so fröhlich entgegenglänzten. So fand Zingg-Änni, als es wieder daherkam, eine gar vergnügte Gesellschaft vor, in deren Mitte sein Hans stand wie ein Märchenerzähler aus alter Zeit; rund um ihn lehnten die Taglöhner andächtig an ihren Werkzeugstielen, und neben ihm stand Karline mit verschränkten Armen.

Dem Hans blieb das Wort in der Kehle stecken, als er einen Blick seiner Frau auffing, und ein mächtiger Reif legte sich auf seine so unverhofft und so üppig aufgeblühte Fröhlichkeit. Die näheren Erklärungen jenes Blickes gab ihm Änni aber erst am Abend unter vier Augen. Bis die Taglöhner fertig waren, hütete Änni nun selber die Karline, ging fleißig mit der Schnapsflasche um, damit sie mehr Eifer bekämen, und ließ am Abend den verschluckten Ärger an Hans und den beiden Buben aus.

Andreani ging mit seinen Italienern ans Fundamentieren und nahm bei Kueni Quartier, was ihm bequem und der Karline kurzweilig war.

Das Bauholz war angekommen aus dem Urnerland und mit ihm Zimmermeister Neiger von Weiden, welcher die Arbeit seines Fachs von den Zingg übernommen hatte. Denn jetzt fiel es zu Stägen nur noch rückständigen Leuten, wie etwa dem Bühlpeter, ein, bei den teuren Löhnen das Holz im nächsten Wald fällen und mit der Axt aushauen zu lassen. Das lieferten die Säger, sogar aus dem Urnerland herüber, fast um ein Drittel billiger und schön zurechtgeschnitten zum Bahnhof Stägen, und erst von hier wurde es nach alter Väter Sitte an Ort und Stelle befördert, indem der Bauherr umbieten ließ, wer nach Feierabend abtragen helfen wolle. Da solche Trageten meist ein vergnügliches Ende verhießen, gar noch bei der freigebigen Zingg-Änni, so kamen viele. Jeder machte mit seinem Balken auf der Schulter eine bestimmte Strecke, gab ihn weiter und holte an seinem Standort den nächsten, bis auf diese Art in wenigen Stunden das Holz für ein ganzes Haus die in solcher Arbeit gewandte Menschenkette durchlaufen hatte. Dann ward Wein und Schnaps herumgereicht in Hülle und Fülle, und das Ende vom Lied war, daß Schachenjoggel Spektakel anfing und des andern Tages drei von den Trägern mit verbundenen, die andern nur mit schweren Köpfen umhergingen und der Reihe nach in der Pinte am Lehn, im «Bären» oder im «Kreuz» die Trageten besprachen und den Nachdurst löschten. Das war ihre, der Träger, Sache. Das Wichtigste blieb für die Zingg-Änni, daß ihr Holz neben den beiden Bauplätzen aufgestapelt lag und Neiger an sein Werk gehen konnte.

Acht Tage später waren auch die im Waldegg mit ihrer Unternehmung so weit; neben den Balken türmten sich die Ziegel, lag der mächtige Sandschober, und auch die Bausteine waren verdinget. Die tausend Ärgerlichkeiten mit den Taglöhnern verschwammen allmählig in den Gemütern zu einem grauen Nebel ganz tief im Grunde;

über dem Werk stieg wieder die Zuversicht und Zukunftshoffnung auf gleich der Sonne, und als diese den grauen Nebel immer wärmer beglänzte, verflog er bis auf einige kleine Fetzen, die da und dort etwa in einer Schlucht hängen blieben.

Bischoff rückte mit seinen Zimmerleuten auf den Plan, und mehr als einer war drunter, der im Sommer als Portier, Träger oder Führer beim Fremdenwesen zu tun hatte; Ulrich Rubin führte sogar selber eine kleine Pension. Die im Waldegg trauten dieser zusammengewürfelten Versammlung nicht recht, eingedenk der Erfahrungen mit den Taglöhnern. Aber Tag um Tag schritt die Arbeit ruhig fort, ohne Hast, doch ohne Müßiggang. Kein Scheltwort fiel, kaum je ein lauter Befehl. Christian Bischoff war vom Morgen bis zum Abend dabei, war mit jedem freundlich, und es hätte ein Uneingeweihter Mühe gehabt, in ihm den Meister über sie alle zu erraten; denn er sägte und zimmerte wie irgend einer seiner Arbeiter. Es war eine Freude, dem ruhigen Fleiß, dem Zusammenwirken aller zuzusehen.

«Wie bringt Ihr das zuwege, Bischoff?» fragte ihn einmal Hans Eicher. «Drunten bei der ‹Jungfrau› und drüben bei der ‹Blümlisalp› ist ein Spektakel vom Morgen bis zum Abend, und gestern hat sogar einer dem Neiger mit dem Beil gedroht.»

«He, es mag daran liegen, daß ich meine Leute kenne, und sie kennen mich; der Neiger aber ist ein Fremder und hat gemeint, er müsse von Anfang an Schnaps und Späße austeilen. Darob sind sie ihm unverschämt geworden, und als er den Herrn herauskehren wollte von heute auf morgen, hieß es: Bist ein fremder Fötzel! Mit denen da» – und dabei zeigte er auf seine Mannschaft – «bin ich aufgewachsen, und jeder weiß, daß ich für ihn zu haben bin das Jahr durch, wenn's Not tut und mir möglich ist. Aber ich weiß auch bei jedem, wie und was er ist, und salbe das Gangwerk nicht mit Branntwein und unnützem Geschwätz.»

«Das haben wir mit den Taglöhnern auch so halten wollen; aber es ging nicht.»

«Ja, die Sache hat noch eine andere Seite. Von meinen Zimmerleuten hat jeder sein Sächlein; es lebt keiner von der Hand in den Mund, und wer von ihnen mit dem Fremdenwesen zu tun hat, der legt Batzen zu Batzen, und wenn der Herbst da ist, so kommt einer nach dem andern und fragt: Christen, wo bauen wir heuer? Sie würden bei keinem Arbeit nehmen, den sie nicht kennen, und ich nehme keinen, an den ich nicht gewöhnt bin. Die Taglöhner aber sind heute hier, morgen dort und lassen sich im Herbst nicht herbei, so lange sie noch ein Batzen vom Fremdenwesen her im Sack brennt. Es gibt ein paar Ausnahmen; aber die können sich schon früh im Sommer für den Herbst verdingen, und man merkt kaum etwas von ihnen; denn sie übernehmen zusammen in aller Stille Akkordarbeit. Was da herumläuft und lärmidiert, das ist rotfaul bis aufs Mark und verdorben vom Fremdenwesen. Weiß Gott, wohin das mit uns noch führen soll!»

XXIX.

In diesen Tagen kam ein Pfarrer aus dem Unterland als Sendbote der Abstinenz nach Stägen. Er hatte sich mit Aaregger darüber verständigt; denn er hatte von ihm gehört als von einem gottesfürchtigen, wohltätigen Mann. Aaregger ließ von Haus zu Haus umbieten für Samstag abend ins Schulhaus. Das gab viel zu reden, zu spotten und zu lachen bei den Stammgästen in den drei Pinten; andere taten die Sache zu Hause ab mit dem Trost: «'s ist gut, daß mich das nichts angeht und daß ich weiß, wann ich genug habe.» Die so dachten, redeten auch nicht weiter davon. Wieder andere freuten sich: «Nun wird den Süffeln und Wirtshaushockern doch einmal die Ordnung gesagt! Das hätte schon lang geschehen sollen!»

Die große Schulstube war am Samstag abend bis in die hinterste Ecke gefüllt. In den vorderen Bänken saßen die Verschworenen aus der Pinte, dem «Kreuz» und dem «Bären» mit trotzigen, spöttischen Mienen; hinter ihnen die, welche aus Anstand und Neugier gekommen waren, die aber für sich selber genau wußten, wann sie genug hatten, und keine Abstinenz brauchten. Zu hinterst waren die, welche sich an der für alle andern in Aussicht stehenden Strafpredigt erfreuen wollten.

Der Mann, der heraufgekommen war wie ein Apostel in unbekanntes Land, redete aber anders, als alle erwartet hatten. In gutem Berndeutsch hielt er ihnen die Folgen der Trunksucht vor Augen, ohne Strafpredigt und Drohung mit Himmel und Hölle. Immer andächtiger hörte alles zu; sogar bei Fuchshänsel und Baschi gewann etwas wie Betroffenheit die Oberhand über den Spott. Als der Pfarrer auf das Elend zu reden kam, das in so mannigfacher Gestalt hinter Glas und Flasche her seinen Einzug in die Häuser und Hütten hält, gingen da und dort einem armen Weiblein die Augen über, wenn es dabei an seinen Mann oder an seine Buben dachte.

Immer mehr brachte der Fremde die Ohren in den Bann seiner Rede, und den Ohren folgten da und dort zaghaft die Herzen. Kein Wörtlein sagte er zu viel, holte nicht weit aus mit seinen Beispielen, und in den vordersten Bänken senkte der und jener den Blick zu Boden, als sei etwas geradezu auf ihn gemünzt. Der Pfarrer kannte des Menschen Herz, seinen Trotz und seine falsche Scham. «So komme morgen zu mir, wer die unwürdige Knechtschaft abwerfen will und heute nicht den Mut dazu findet. Ich werde ihm raten und helfen, ein freier Mensch zu werden.»

Es ließen sich aber einige schon gleich anschreiben, und andere hielt nur die Gegenwart so vieler Menschen ab, ein gleiches zu tun. Unter diesen letzteren war Schachenjoggel, dem es während der Rede des Pfarrers ganz seltsam zu Mut geworden war. Aber des andern Tages ging er in aller Heimlichkeit dem Steinbühl zu, wo

der fremde Pfarrer zu Gast war, und stieß unter der Tür fast an den Baschi, der eben herauskam.

Die Freude des Apostels war groß, als er zwei Dutzend Unterschriften beisammen hatte. «Wer hätte das gedacht! Ihr seid seltsame Leute hier oben; ich hatte ärgerliche Auftritte erwartet angesichts des Unheils, welches das Fremdenwesen über die Sitten dieser unvorbereiteten, naturwüchsigen Leute gebracht hat. Welch ein guter Kern in einer rauhen, harten Schale!»

«Oh, wegen dem Fremdenwesen ist keiner ein Lump geworden, wenn er's nicht ohnehin werden wollte!» wehrte Aaregger; des Pfarrers Behauptung hatte ihn tiefer getroffen, als er merken ließ; denn er hielt sich unentwegt für den Erwecker des Fremdenwesens zu Stägen, und wenn späterhin einer kam und sich anschreiben lassen wollte, so predigte er ihm: «Der Mensch muß seinem Leib Meister sein, ohne sich dafür andern Menschen anzugeloben. Und gibt ihm der Herr dazu nicht die Kraft, so ist doch alles nur Menschenwerk und hat keinen Bestand.» Aaregger hatte da und dort verlauten hören, warum denn sein Christian, der Saufaus, nicht vor allem beigetreten sei: der hätte es so nötig als irgend einer. Das war dem Steinbühler tief gegangen, und wenn die Abstinenten sich nicht mittlerweile selbst verbunden hätten, so wäre nach ein paar Wochen von allem nicht mehr viel übrig gewesen. Als aber gar einer dem fremden Pfarrer schrieb, was der Steinbühler dem und jenem geantwortet habe während seiner Verweserschaft, und dieser ihn nicht übel zur Rede stellte, kam es zwischen dem Steinbühler und dem Abstinenzverein zur offenen Feindschaft.

* * *

Dreimal hatte die Sonne den Schnee wieder geschmolzen; das viertemal blieb er. Tagelang wirbelten die dichten, großen Flocken zur Erde, bis ein schimmernder weißer Mantel die Matten und Hänge deckte, und die Tannen ihre weißen Kapuzen aufgesetzt hatten. In den Bergen krachten die Sprengschüsse und weckten grollenden Widerhall; dort oben wurden Steine gewonnen für die Bauten. Karl Lauener, den der Steinbühler mit seinem Zuspruch von dem Abstinenzwesen abwendig gemacht hatte, war auch dabei, und der Schnapsgutter schaute aus seiner Tasche der gefährlichen Arbeit zu, die er verrichtete. Gegen Abend war die Flasche leer und Lauener voll; ein schlecht geladener Schuß ging zu früh los und brannte ihm die Augen aus dem Gesicht.

In wilder Fahrt schlittelten die Steinrüster ihre Ernte die steilen Hänge herunter, tischten sie zu mächtigen Wällen, und der nächste Schneefall hüllte sie ein, wie sein Vorgänger die Fundamente, die Ziegel und das Balkenwerk eingehüllt hatte, so daß

von allem, woraus stolze Häuser und noch stolzere Zukunftshoffnungen erstehen sollten, nichts mehr zu sehen war als unförmliche, schneebedeckte Hügel und Schanzen.

Winterschlaf hielten auch die Pintenwirtschaften und mit ihnen das Lärmen ihrer Schnapsgäste; kaum daß Fuchshänsel noch zu Unzeiten ein Gläslein trank, wenn er irgendwo einen Batzen ergattert hatte; von denen, die ihren Branntwein in kleineren und größeren Flaschen holen ließen und ihn zu Hause nach allgemeinem Begriff in Zucht und Maß tranken, nicht zu reden. Die Glieder des Abstinenzvereins rührten sich mit dem Eifer und der Bekenntnisfreude Neubekehrter, und am allereifrigsten war der Baschi, der nun im Waldegg dem Schnitzler in der Werkstatt half. Es kam diesem oft vor, als wolle der Baschi, der ehemalige Oberschnapser, jetzt in kürzester Frist gutmachen, was er in langen Jahren gefehlt hatte. Als sein Magen einmal die menschenwürdige Nahrung an Eichers Tisch vertrug, ging der rotäugige, schlotterige Baschi auseinander an Leib und Seele wie die Rose von Jericho im Wasserglas, so daß Uli, der seit dem Fundamentgraben ein böses Gesicht gegen ihn gemacht hatte, einmal von sich aus zugab: «Wenn der Baschi so zufährt, wird er bei langem doch noch ein Mensch!»

Der Baschi war es, welcher erfuhr und heimbrachte, Aaregger habe Buffet und Täfer beim Schreinerniggel und August Weber – welche gemeinsame Sache gemacht hatten, vorerst zwar nur in den Wirtschaften herum – bestellt, und sein Ruhm werde von den beiden verkündet, soweit sie könnten und so viel aus ihren weiten Hälsen möge. Der Steinbühler sei ihnen mit Vorschuß an die Hand gegangen, und seitdem sei im «Bären» wieder einiges Leben eingekehrt. Dabei läute es allerdings mit allen Glocken Sturm gegen das Waldegg, läute auch allerlei über Hans Eicher im besondern. Aber die Herrlichkeit währte nicht lang. Als August Weber des Schreinerniggels Schwester heiraten sollte, war er eines schönen Morgens über alle Berge und des Steinbühlers Vorschuß mit ihm, soweit ihn alte Schulden und neues Wirtshausleben nicht aufgefressen hatten.

Um alles, was Seltsames und Unerwartetes ringsum vorgegangen war, hatte sich der Schnitzler wenig gekümmert, abgesehen davon, daß die Umkehr so vieler Menschen vom abschüssigen Wege ihm eine gewisse Freude bereitete; denn nicht wenige von ihnen waren seines Alters, waren mit ihm zur Schule gegangen. Aber abschüssig und gefährlich dünkten ihn auch seine eigenen heimlichen Wege zum Steinbühl. Aaregger hatte kurz vor Weihnachten nach einem argen Streit Christian und seine Margrit aus dem Hause gejagt, hatte seinem Ältesten sein Pflichtteil gegeben und ihn verwünscht mit Kind und Kindeskind. Christian hatte das Geld genommen mit äußerlichem Fluchen und innerlicher Freude und war mit seinem Weib, das auch ihn nicht schonte mit Scheltworten und Verdächtigungen, in ein Hintersässenhäuschen

gezogen. Und nun machte sich die Margrit zeitig des Morgens auf, trug Klagen, Verwünschungen und Verdächtigungen über Mann und Schwiegervater im Dörflein herum, und alle hörten ihren unterhaltsamen Berichten willig zu in dieser langweiligen Zeit, und daraus schloß die Margrit auf großes Mitleid. Ei was kam da nicht alles an den Tag: hinterzogene Armenspenden, Weibergeschichten, heimliches Wohlleben bei äußerer Frömmelei. Das kramte Margrit ihren Mitbürgern, und das Sündenregister ward größer und düsterer mit jedem Male, da sie es erzählte.

Als derlei Dinge dem Steinbühler genugsam hinterbracht worden waren, nahm er Zeugen, um seine Schwiegertochter als Lügnerin und Ehrabschneiderin brandmarken zu lassen. Das ward ihrem Mann ungemütlich, und eines Morgens war auch er verschwunden, nicht ohne das väterliche Erbteil. Die Margrit schlug sich, wälzte sich auf dem Boden, und als der Arzt kam, sagte er kurz: «Die ist grad eben recht reif fürs Tollhaus.» Das Kindlein nahm der Steinbühler doch wieder zu sich und gewann dadurch wieder mehr Ansehen; denn gar manchen war trotz der damit verbundenen Kurzweil das Lästern der Margrit zu viel geworden. Allgemein war neben einem gewissen Bedauern mit dem gescholtenen Manne die Verwunderung über seine Langmut, und einige zürnten es ihm geradewegs, daß er nicht früher gegen die Margrit Ernst gemacht hatte. Jetzt, da sich die Türen des Irrenhauses hinter ihr geschlossen hatten, sagte mancher: «Gottes Hand liegt schwer auf dem Steinbühler! Aber er hat einen starken Glauben.»

Aaregger war jetzt mit Dorothea und einigen Dienstboten allein; denn Emil war den fortwährenden Zänkereien und den darüber noch länger gewordenen Hausandachten für den ganzen Winter ausgewichen, nach England. «Ein Hotelier muß heutzutag englisch verstehen!» hatte er jeder Einwendung seines Vaters entgegengehalten und war schließlich abgereist, wohl oder übel. Zu Rotenbalm hatte er sich freilich, wie nachher ruchbar wurde, noch ein paar vergnügte Tage gemacht, bevor er weiterzog in die Fremde. Von Christian und Margrit durfte kein Wort gesprochen werden im Steinbühl. «Die kenne ich nicht mehr; die habe ich aus dem Herzen gerissen!» wehrte Aaregger mit einer Handbewegung, wenn trotzdem ein Wort über sie fiel. Er saß oft lange in finsterem Nachdenken da, und dann war sein Gesicht alt, sein Blick flackernd und unheimlich. Befreite er sich aber gewaltsam von dem düstern Bann, der sich stets wieder auf sein Gemüt legen wollte, so schlug er die Bibel auf und las da die tröstlichen Beispiele nach, auf die er sich vor seinem Gewissen berufen konnte. Dorothea mußte sich dabei neben ihn setzen; auch vor ihr suchte er sich zu rechtfertigen; ihr sprach er zu für alle drei Kinder; «Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest auf Erden» waren Anfang und Ende seiner Rede. Nicht selten brach sie darob in Schluchzen aus, und der Vater ließ solche

Zerknirschung nicht vorübergehen, ohne ihr noch besonders und eindringlich vor Augen zu halten, wie schwere Strafen Gott der Herr auf den Ungehorsam der Kinder gegen ihre Eltern gesetzt habe. Er dachte dabei an die Versuchung, in die Hans Eicher sie gebracht hatte, und pries sich glücklich, seine Tochter daraus errettet zu haben. Er ahnte nicht, daß die beiden sich immer öfter fanden in Nacht, Sturm und Heimlichkeit, daß ihre Leidenschaft Menschensatzung und Bibelgebot versengt hatte, und daß dieses selber für Dorothea nur noch ein Quell der Verzweiflung blieb. Ihr Leib war längst den Gesetzen erlegen, welche die Schöpfung selber über Werden und Sein ihren Kindern eingepflanzt hat. Ein Taumel trotziger Leidenschaft hatte beide einmal besiegt, ihnen die Besinnung geraubt, und seitdem war kein Halten mehr. Die irdische Hülle gebot; aber wie auch Hans Eicher bat und beschwor, dem Zwiespalt ein Ende zu machen, wie auch Dorothea tausendfach ihr Glück in einsamen Stunden verfluchte, der Mensch in ihr ging mit wilder Wonne seiner Wege, und die geängstigte Seele flatterte hin und her zwischen Verdammnis und Reue, verfolgt von den heiligen Geboten der Bibel.

Als ein junges Leben sich kündete und die Verzweiflung sie darob übermannte, raffte sich Hans Eicher auf wie aus einem schweren, ängstlichen Traum. Am Tag vor Weihnachten stand er vor Aaregger, blieb auch stehen, als ihm der nach dem Gruß kurz die Türe wies. So gehe ich! Wir beide haben nichts miteinander zu tun!» Aber Hans Eicher vertrat ihm den Weg.

«Ihr müßt mich anhören!» bat er.

Mit zögernden, schonenden Worten redete er ihm zu, wie sie nicht von einander lassen könnten, wie sie gefehlt, aber auch gelitten hatten, und wie es nun keinen Rückweg mehr gebe.

Der Steinbühler begann zu zittern unter dem, was er da vernahm; er mußte sich stützen, und sein Angesicht glich dem eines Toten. Da kam Dorothea herein, und die Angst verzerrte ihre Züge, die so herb geworden waren in der letzten Zeit. Langsam wandte Aaregger sich nach ihr um; dann flackerte es unheimlich auf in seinen Augen; er sprang auf Hans Eicher zu und faßte ihn an der Schulter wie mit Krallen. «Hinaus, du Mädchenschänder, du Lump! Fort mit dir, damit es nicht ein Unglück gibt!»

Hans Eicher hielt seine Hand fest, und sein Kopf glühte. «Aaregger, habt Ihr noch nicht genug Unglück über Euer Haus gebracht –!?»

«Hinaus, Fötzel, Hallunk!» schrie der Steinbühler und holte zum Streich aus. Aber Hans Eicher faßte auch diese Hand, und obgleich seine Stimme zitterte, sprach er doch in schonender Weise seinem Gefangenen zu.

«Hat sie sich dazu hergegeben, so soll sie die Schande tragen! Und wenn sie daran zu Grunde ginge, so wäre es eine gerechte Strafe!» tobte Aaregger und machte sich frei

aus den gelockerten Händen des Schnitzlers. «Und jetzt fort mit dir, Mädchenjäger, fort, oder es gibt ein Unglück!»

Dorothea war keines Wortes und keiner Bewegung fähig, und als Hans Eicher auf ihre zusammengebrochene Gestalt, auf ihr blasses Gesicht sah, in welchem Todesangst stand, trat er zu ihr und tröstete sie: «Deinerwegen will ich jetzt gehen, aber nur, um eine Unterkunft für dich zu suchen. Da kannst du nicht bleiben, und ein solcher Vater soll nicht länger Gewalt über dich haben – – –»

Der Steinbühler riß ihn hinweg; Hans Eicher ließ die zur Abwehr erhobene Hand sinken und setzte seiner Gewalt keinen Widerstand entgegen; die Tür schlug hinter ihm zu.

Als sich Aaregger in das Gemach zurückwandte, war Dorothea aufgestanden und tat zitternd ein paar Schritte auf ihn zu.

«Hure! Lumpenmensch!» schrie er und gab ihr einen Stoß, daß sie strauchelte und hart zu Boden fiel. «Lumpenmensch! Lumpenmensch!» Und in sinnloser Wut versetzte er seinem Kinde Fußtritte, ehe es sich vom Boden aufgerafft hatte.

All das Unglück langer Zeiten, aller verborgene Groll gegen andere und der Hader in seinem eigenen Herzen hatten sich in dem einsamen Manne aufgebäumt unter diesem letzten, furchtbarsten Schlag; es war ihm, als wankten Himmel und Erde, als wäre sein Blut Feuer; als Dorothea laut weinend hinausgewankt war und er allein dasaß, bebte sein Leib unter wildem Schluchzen, und er rang die Hände. «Warum kann ich nicht sterben!»

Hans Eicher stürmte dem Waldegg zu. «So, Müetti, jetzt ist's genug!» rief er aus und erzählte seiner Mutter hastig und abgebrochen, was ihm widerfahren war.

Die Gestalt der alten Frau schien sich zu recken in Zorn und Abscheu.

«Jetzt rede ich einmal mit ihm! Vielleicht gibt es Sachen, für die er Gehör hat!»

«Nein, Mutter, zu dem gehst du nicht! Er hat mich und Dori beschimpft; er soll dich nicht auch noch beschimpfen. Zu dem gehst du nicht!»

Als Marei dennoch eine halbe Stunde später im Sonntagsstaat davonging, so zog sie aus, um ein Quartier für Dorothea zu suchen, vorerst bei Lisbeth Marti, der Witwe ihres Vetters, die ihr Heimwesen am See oben verkauft hatte und nun zu Ischerlohn in einem kleinen Häuschen ihre alten Tage verlebte.

Gar vieles ging ihr unterwegs durch den betrübten und erregten Sinn. Sie hatte ihrem Sohn nicht zu allem andern noch Vorhalte machen wollen über den Fehltritt; aber der Gedanke daran und an die schweren Stunden, durch die er sich längst an dem Paar zu rächen begonnen, war ihr bitter. In Züchten und Ehren hatten sie und ihr Christian selig vier lange Jahre gehofft und geharrt und waren heimlich zusammengekommen, ohne der Versuchung zu erliegen. Über diesem Nachsinnen erstand

das Bild ihres Vaterhauses wieder vor ihrem Geist, hell und freundlich, an sonnigem Hang. Da war der gutmeinende, hartköpfige Ätti, der zuweilen fluchte, besonders wenn ihm etwas Rührsames begegnete, dann aber auch so, daß sich die Engel im Himmel die Ohren zuhalten mußten. Er redete wenig, weder Gutes noch Böses, abgesehen von ungefährlichem Schelten, und hielt sein Hauswesen fest im Zaum. Unterstand sich aber jemand, ihm bei seinem Schelten beifällig an die Hand zu gehen, so sträußte sich Ättis schwarze Zottelkappe wie die Federn eines Kampfhahns, und zwischen Kappe und Bart hervor schossen Worte, über deren Sinn jeder sogleich im reinen war. Der liebe, gute Ätti! Und Marei lächelte still vor sich hin, trotzdem ihre Augen feucht wurden.

Das Müetti war allezeit vergnügt neben dem Knurrhahn; denn es kannte ihn besser, kannte sein warmes, lauteres Herz, das er mit Schelten und zornigen Gesichtern ängstlich zu verbergen suchte. Es fiel ihm nie ein, zu revoltieren und aufzubegehren. Je lauter der Ätti polterte und schalt, desto schweigsamer war es, bis er dann oft auffuhr und eine Widerrede förmlich heischte. «Hast's Maul im Bett vergessen!?» – «He, 's wird genug sein, wenn du redst. Du mußt ja die Sache besser wissen als ich, und da lasse ich dich machen. Wie du's haben willst, ist's mir auch recht.» – «He z'Donner, ich werde doch wohl nach deiner Meinung fragen dürfen!» – «He nu, wenn du's zwingen willst! Ich meine, man könnte auch so und so, oder das und das –», und das Ende vom Lied war meist, daß der Ätti behauptete, er habe ja ganz genau die gleiche Meinung gehabt von jeher; von etwas anderem sei nie die Rede gewesen. So waren sie Jahr um Jahr nebeneinander durchs Leben gegangen, und alles hatte sich wohl gemacht; endlich hatte sogar Marei ihren Christian nehmen dürfen.

Hier schwenkten ihre stillen Gedanken ab zu Dorothea Aaregger, und als Marei nun mit immer düstereren Mienen den Vergleich machte zwischen den beiden Elternhäusern, wie sie ihn gemacht hatte mit der Zucht und Sitte, da blieb nichts übrig von den Vorwürfen; das Mitleid mit dem armen Geschöpf gewann die Oberhand, und der Wille zu helfen, wie ihr Müetti ihr geholfen hatte.

XXX.

Es dämmerte schon, als Marei an Lisbeth Martis Türe klopfte. Sie erzählte ihr ohne Umschweife alles, was sie selber von der Sache wußte, und die Lisbeth schlug ein über das anderemal die Hände zusammen. Hans Eicher war ihr gewesen wie ein eigen Kind, als er bei ihrem Elias selig seine Lehrzeit gemacht hatte.

«Ach Gott, was wird das Fremdenwesen noch alles über unser Land bringen in die Haushaltungen! Von meinem Ältesten weiß ich seit vielen Jahren nichts mehr; er wird längst tot und begraben sein in der Fremde. Sein letzter Brief kam, als Elias auf dem Todbett war, aus dem Spital in Hamburg. Der Zweite ist im Sommer Direktor in einem großen Hotel in Rotenbalm und im Winter in Nizza. Er verdient viel Geld und läßt es mir an nichts fehlen. Aber wenn Fremde da sind und die Dienstboten alle, die unter ihm stehen, darf ich ihn nie besuchen in Rotenbalm; er würde sich meiner schämen vor ihnen. Das Mädchen hat in England den Kutscher geheiratet bei der Herrschaft, die es als Zimmerjungfer mitnahm, und jetzt ist es gar bös dran. Sein Mann hat das Trinken angefangen und fährt mit anderen Weibern herum. So habe ich von meinen Kindern im Alter nichts als Kummer und Bitternis!»

Derart leerte Lisbeth Marti ihr Herz, und es ward ihr leichter dabei.

«Da ist drüben im Spital eine Krankenschwester aus meiner Heimat; die kommt jetzt manchmal in einem freien Augenblick zu mir und ist mir fast geworden wie mein eigen Kind. Sie hat einen Nachbarssohn gern gehabt, lange Zeit, und er sie. Aber sein Vater war in wenig Jahren mit Spekulieren reich geworden und trieb für seinen Sohn die Tochter eines andern reichen Spekulanten auf. Er hat sie dann auch geheiratet und damit die jetzige Schwester Lisa fast um den Verstand gebracht, obwohl er nicht wert war, daß sie sich so quälte seinetwegen. Endlich hat sie Trost gefunden in christlichen Werken, ist Krankenpflegerin geworden, und wohl noch nie hatten sie hier eine Schwester, an der die Kranken so hingen wie an der Lisa. Für jedes hat sie Trost, freut sich von Herzen mit den Genesenden, betet mit den Sterbenden, und unser lieber alter Pfarrer hat schon oft gesagt, sie sei ein Engel Gottes. Man sieht ihr's am Gesicht ab, und das hat manchem schon wohler getan als die Arznei. Dabei ist sie so glücklich in ihrem Beruf und sagte mir schon oft: Wie wohl hat es Gott mit mir gefügt, daß er mich vor einem eitlen Glück an der Seite eines schwachen Menschen bewahrt und mich dafür zum wahren Glück geführt hat, durch harte Prüfung zwar und Leid! Du kannst sie übrigens morgen nach der Predigt selber sehen; sie hat frei und kommt dann wohl auf eine Stunde oder zwei herüber.»

Die Sonne stieg am Weihnachtsmorgen golden über den Bergen herauf und löste den Reif, den der Nebel vergangener Tage auf Baum und Strauch gestreut hatte. Von Ischerlohn und von Wendelhof zogen die Predigtleute über glitzernden, knarrenden Schnee dem alten Gotteshause zu, das inmitten neuer Hotelbauten zu Wendelhof lag als ein ehrwürdiger Zeuge früherer Zeiten. Ein edles Geschlecht, dessen Stammschloß jetzt zu einem großartigen Hotel umgebaut war, hatte das Kirchlein vor vielen hundert Jahren gestiftet und kunstvoll ausgestattet; nach ruhmreicher Laufbahn auf dem Schlachtfeld und in der Ratsstube hatten sich die Recken hier in ihrem Gotteshaus

das Grab bereiten lassen, und auf den Steinplatten den Wänden entlang stand neben Helm und Wappenschild halberloschen mancher Name, der einen guten Klang hat von Murten her, von Novara und Bicocca bis zum Bruderkampf von Vilmergen, ja bis auf den 5. März 1798. Ehrwürdiges geschnitztes Chorgestühl stach dunkel ab von dem Glanz der Fenster, in denen die Sonne durch alte Wappen bunt glühte, als sollte vergangene Herrlichkeit neu aufleben und die Nachkommen mahnen an das, was die Vorfahren in blutigem Strauß für sie errungen. Größer als alle anderen Schilde waren zwei im Chor, berühmt weit und breit bei Kennern. Da stand St. Vinzenz, in rotem Überwurf und weißem Mantel, die Palme in der Hand; ihm gegenüber spielte die Sonne im Bärenschild. «Die Statt Bern 1520» zog sich kurz und bündig die Inschrift unter beiden Bildern durch; das Selbstbewußtsein des mächtigen Staatswesens hatte keine Ausführlichkeit für nötig gehalten.

Die Feierlichkeit schwebte auf den bunten Strahlen durch die alte Kirche, deren Mauern so viel erzählten; auf der Kanzel stand ein greiser Gottesmann, dem Himmel näher als der Welt, und predigte von dem Heil, das vor bald zweitausend Jahren den schwachen Menschen zu teil geworden in Bethlehem; von dem Licht der Liebe und Erlösung, das Gottes Sohn auf die finstere Erde getragen und das lodern soll und leuchten in jedem Menschenherzen. «Euch ist heute der Heiland geboren!»

Es ward der Marei gar seltsam zu Mut über der Predigt, und als die Orgel feierlich klang zum Lobgesang der Gemeinde, da gingen ihr die Augen über. Warum zog der Gottesmann da auf der Kanzel nicht von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, die Liebe zu predigen wider den wuchernden Haß, da ihm Gott dazu die Gabe verliehen und es so Not tat allenthalben, wo Menschen wohnen! So dachte Marei und wandte sich unter der Tür noch einmal um; denn schon erhob sich da und dort unterdrücktes Lachen und Schwatzen über nichtige Dinge bei den Heimkehrenden.

Vor der Kirche trat eine Krankenschwester auf Lisbeth Marti zu. «Ich kann heute nicht zu Euch kommen, Lisbeth. Es ist ein Notfall da, eine junge Frau, die wohl kaum den Abend erleben wird. Sie haben sie in der Nacht aus den Bergen gebracht, schon halb tot – – –»

Die Schwester hatte das hastig geflüstert und war davongeeilt.

«Wie viel Elend gibt es doch auf dieser Welt!» seufzte Lisbeth Marti, und sie gingen selbander schweigsam ihres Weges dahin. Marei hatte kaum auf die Schwester geachtet; sie war einige Schritte zurückgeblieben und ließ ihren Blick weit hinausschweifen über das Wintergelände im reinen, weißen Festgewand, und in ihrem Herzen leuchtete es noch wie von feierlichem Himmelslicht, sang es noch wie von Lobpreisung der Liebe zu allen Menschen.

«Euer Pfarrer ist wie ein Heiliger aus alten Zeiten!» sagte sie endlich.

«Und dennoch wird er gar arg angefeindet seit einiger Zeit. Der Hotelier vom Schloß ‹Wendelhof› wollte die Kirche ankaufen und abbrechen, weil sie so nah bei seinem Palast liegt und der Kirchweg ein Stück weit durch seinen Park, den alten Schloßgarten, geht. Er hat der Gemeinde alles Mögliche anerboten, und die Sache wäre durchgegangen, wenn der Pfarrer nicht gewesen wäre. Der ist gegen den Handel aufgestanden und hat im Augenblick die Freunde solcher Sachen aufgeboten. Das ist gegangen wie ein Lauffeuer bis über Bern hinaus, die Kirche von Wendelhof sei in Gefahr, und aus dem Handel ist nichts geworden. Seitdem sind nicht nur ein paar Hoteliers und Baumeister Berger, der Spekulant, hinter ihm her, sondern in der Kirche selber ist eint' und anderes verderbt worden, man weiß nicht, von wem.»

Die Kammer für Dorothea wurde bereitet, und noch war die Sonne nicht untergegangen, als Marei wieder zu den untersten Häusern von Stägen kam. Eine Frau begegnete ihr beim großen Ahorn. «Weißt du's schon?» rief sie, ehe sie noch ganz bei Marei war, «Fuchshänsel hat sich heute während der Predigt an der Haustür im ‹Edelweiße› gehängt.» Marei war erschrocken stehen geblieben. Die Frau fuhr eifrig fort: «Und Steinbühlers Dori ist die Treppe hinabgefallen. Sie haben sie in der Nacht ins Spital geführt; sie muß sich innerlich verletzt haben; denn sie verblutete schon hier fast und wußte nichts von sich selber. Der Doktor war auch nicht da; er sei gestern nach Bern in Geschäften für die Kurgesellschaft – –.»

So schwatzte die Frau, froh, daß sie jemanden gefunden hatte, der noch nichts von alledem wußte.

Tausend Gedanken wirbelten Marei in einem Augenblick durch den Sinn, und sie lehnte sich kraftlos gegen ihren Bergstock. Dann schnellte sie auf und lief, ohne ein Wort zu sagen, mit starrem Blick, über den verschneiten Weg dahin, daß die andere ihr verwundert nachsah und den Kopf schüttelte.

«Wo ist Hans?!» stöhnte Marei an Grußes Statt unter der Tür, als sie heimgekommen war, ohne selber zu wissen, wie. Emma erschrak über das Gesicht ihrer Mutter; so hatte sie noch nie ausgesehen.

«Hans», berichtete sie, «ist fortgegangen heute mittag, ohne ein Wort zu sagen, in aller Angst. Der Knecht vom Steinbühl war da. Ich habe nur etwas gehört von Ausgleiten auf der Treppe, von Ischerlohn, vom Spital, und dann ist Hans gleich durch den ungebahnten Fußweg gelaufen, gegen Wirtenen zu. Weiß Gott, was das sein soll!»

In die Abgeschiedenheit des Waldegg war noch nichts von all den Ereignissen gedrungen, bis jetzt auch Baschi daherkam und des langen und breiten zu erzählen anfing.

In ihrem Stübchen war Marei zusammengebrochen in Angst und Schrecken; als der Bann sich löste, faltete sie die Hände und flehte zu Gott, daß er, der heute den Menschen ihren Heiland gesandt, auch ihnen allen in Gnade beistehen möge, auf denen jetzt so schwer seine Hand lag. Immer wiederholte sie allmählig dieselben Worte, indes ihre Gedanken herniederzusteigen begannen vom Himmel zur Erde und umherirrten, ins Steinbühl, wo ihr Sohn teilgehabt an einer Sünde, und an das ferne Krankenlager, wo er jetzt teilhatte an Buße und Strafe.

Während Marei so betete, stand Hans Eicher an Dorotheas Lager zu Ischerlohn. Er hatte um Einlaß gefleht, bis der Arzt nachgab; denn das Leben der Kranken war doch nach Stunden gezählt. Der Steinbühler hatte seine Gegenwart befürwortet. «Es geht ihn auch an, sehr viel.»

Aber als Hans Eicher hereinkam, ging Aaregger an ihm vorüber zur Tür hinaus, mit gesenktem Blick. Der Pfarrer hielt Dorotheas Hand in der seinen und pries ihr die ewige Seligkeit und die Gnade des Himmels.

«Oh, ich bin eine arme Sünderin; ich bin verdammt. – Ich will nicht sterben, ich will noch nicht sterben!» schrie sie auf und bohrte das blasse Angesicht in die Kissen, als errate sie, wie es um sie stand.

Hans Eicher hatte an der Tür innegehalten, und die Tränen liefen ihm über die Wangen. Er getraute sich weder ein Wort zu reden, noch einen Schritt gegen das Lager zu tun.

Die Krankenschwester winkte ihm, näher zu kommen.

«Oh mein Gott, Hans, wir armen Sünder! Wir haben Gottes Gebot mißachtet, und er hat uns gestraft!» rief Dorothea, als sie ihn gewahrte. Da strich ihr der Geistliche mit der Hand über das wirre Haar.

«Armes Kind, du bist im Irrtum! Der Heiland hat sich selbst der Ehebrecherin erbarmt; er wird auch dich nicht verlassen, wenn du vor Gottes Thron kommst. Des Herrn Güte ist unendlich, seine Gnade unermeßlich, und er ist der rechte Vater unserer Seele.»

Seine blauen Augen leuchteten in überirdischer Zuversicht, und Dorothea wurde ruhig. Der Friede, der von diesem Manne ausging, welcher selbst am Tor der Ewigkeit stand, hatte in ihr Herz Eingang gefunden und die Angst besiegt, die so lange darin gehaust hatte und zur Verzweiflung geworden war.

«Trag' auch dem Vater nichts nach. Daß er uns getrennt hat und ich sterben muß, ist Gottes Wille. Verzeih' ihm, Hans!»

Hans Eicher mußte alle Kraft zusammennehmen, um nicht zu verraten, welche Qual ihm ihre Liebesworte bereiteten. «Ich komme dann und hole dich auch, wenn ich im Himmel bin!» verhieß sie ihm und lächelte dazu.

«Ich möchte ein wenig schlafen, und nachher kommst du wieder zu mir», flüsterte sie endlich müde. «Aber geh nicht weit fort und komm dann wieder, gelt? Es ist mir jetzt so leicht!»

«Sei getrost, du hast mehr gebüßt als gesündigt!» sagte der Pfarrer und reichte ihr die Hand. «Sei getrost, ob der Herr dich zu sich rufe oder ob er dir das irdische Leben schenke, seine Gnade hat sich an dir geoffenbart.»

Hans Eicher winkte der Krankenschwester. «Was glaubt Ihr – –?» fragte er sie im Nebenzimmer.

«Es ist seltsam, wie ruhig sie geworden ist, und sicher ein gutes Zeichen. Kann sie schlafen, jetzt, da alles Nötige getan worden für ihre Rettung, so dürfen wir hoffen – –»

Er reichte der Pflegerin die Hand. «Wäre es doch Gottes Wille – – –!»

«Es liegt in seiner Macht. Aber ich hoffe wieder; sie scheint keine Schmerzen zu haben, was ich gar nicht begreifen kann.»

Der leise Schimmer weckte neben der Kümmernis ein Dankesgefühl in Hans Eicher, wie er es noch nie empfunden hatte, und sein Sinnen fand in diesem Augenblick unwillkürlich einen Weg wieder, den es lange nicht gegangen war in den trüben Zeiten. Aber wenn Dorothea doch sterben sollte? «Komme ich in den Himmel, so hole ich auch dich!» hatte sie ihm verheißen. Wohlan, dann sollte sie ihn mit Freuden bereit finden, ihr in den Tod zu folgen! Was sollte ihm das Leben in Einsamkeit und Qual fürderhin? So drängten sich seine Gedanken, als er dem Portal zuschritt.

Fast unter der Tür kam ihm Aaregger aus der Wartstube entgegen. «Bist du nun zufrieden?» fragte er bittet. Jetzt erst sah Hans Eicher, wie verändert der Steinbühler war. In dem eingefallenen Gesicht flackerte es unstät aus den geröteten Augen; die hohe, stolze Gestalt hatte sich über Nacht gebeugt.

«Bist du jetzt zufrieden?» fragte er nochmals und trocknete die Augen. Da reichte ihm Hans Eicher die zitternde Hand. «Wir wollen nicht so miteinander reden.»

«Herr, mein Gott, wann ist's genug!» stöhnte Aaregger nach einer Weile, als sie zusammen unter den alten Bäumen an der Straße dahingingen.

«Sagt mir, wie ist sie eigentlich verunglückt – –?» fragte Hans Eicher endlich.

«Sie ist gefallen», antwortete der Steinbühler kurz.

«Wie kam das – –?» fuhr Hans Eicher fort.

«Frage nicht mich; Gott weiß es – –!»

Die Sonne neigte sich schon über den Bergen im Westen und legte einen goldenen Schimmer über die Höhen und auf die verschneiten Matten. In dem warmen Licht sah Aareggers Antlitz noch grauer und verfallener aus, und immer deutlicher und schwerer stieg in Hans Eicher der Gedanke auf, daß er allein schuld trage an

allem Unglück. «Warum bist du nicht der Stärkere, Besonnene gewesen? Warum bist du der Versuchung erlegen?» mahnte sein Gewissen.

«Könnet Ihr mir verzeihen?» fragte er plötzlich und blieb stehen.

«Gott mag richten zwischen uns; ich tue es nicht», antwortete Aaregger zögernd. Aber er gab ihm doch die Hand.

Als sie in der Dämmerung zum Spital zurückkehrten, ging ihnen Schwester Lisa voran. «Sie ist hinübergeschlummert –»

Da standen die beiden Männer neben der Toten, auf deren bleichem Gesicht der Himmelsfrieden lag, so milde wie nie in ihrem jungen Leben. Über dem Buch mit dem goldenen Kreuz, welches ihre arme Seele so oft in Qual und Verzweiflung getrieben, lagen jetzt ihre weißen Hände gefaltet, und das Bild des Heilandes sah von der Wand auf sie hernieder.

XXXI.

Wochen waren dahingegangen; sie hatten das Grab in Ischerlohn mit weißer Decke verhüllt und über Stägen den Schleier des Vergessens zu weben begonnen. Wie ein schwerer Traum lag diese Zeit hinter Hans Eicher, dem das Leben anfangs wertlos und als eine Verdammnis vorgekommen war, so daß oft die Versuchung in ihm mächtig wurde, es abzuwerfen gleich einer unnützen Bürde. In stillem Brüten und Arbeiten verbrachte er Tag um Tag. Was sollte ihm das Schaffen, was das Dasein? kam es oft über ihn. Aber dann richtete ihn Marei wieder auf: «Störe die Ruhe der armen Seele nicht; es wäre sündige Selbstsucht. Ihr ist jetzt wohler, als ihr je hätte werden können auf Erden» klang's aus ihrem Zuspruch.

Den Stägenern war Dorotheas Tod gewesen wie eine neue, offenkundige Prüfung, vom Himmel dem Steinbühler auferlegt, und das Mitleid mit ihm ließ sie gar manches vergessen, womit sie ehemals ihren Spott gegen ihn getrieben. «Ein kleiner Sturz, heute rot, morgen tot; wer hätte solches je erhört!» sagten sie zu einander. «Es soll auch dem Schnitzler nahe gegangen sein, und doch vernahm man nie etwas, daß die beiden ernstlich zusammen zu schaffen hatten.» Die drei Menschen, die mehr von dem Geheimnis wußten, verbargen es wie ein Heiligtum.

Als schon die ersten Lawinen donnerten und der Föhn in die Berge einbrach, stand Hans Eicher an einem Sonntag mittag vor dem einsamen Manne im Steinbühl, dessen Haar fast weiß geworden war in kurzer Zeit. Das gemeinsame Leid und die gemeinsame Liebe der Toten hatten den Schnitzler hergeführt, ehrliche Versöhnung und Vergebung heischend.

«Warum kommst du, der du mich am meisten an all mein Unglück mahnst und sündigen Zorn in mir weckst! Weiche mir aus und laß mich meinen Kummer allein tragen!» las Hans Eicher aus dem Bescheid, den ihm der Steinbühler gab und der ihn bedrückte.

Die Sonne hatte hundert Gerinnsel geweckt unter den hohen Schneedecken, und in der warmen Luft lag Frühlingskraft. Die Eiszinnen der Berge glänzten, und von den Gletschern stiegen weiße Nebel zu ihnen hinauf, über sie empor und gesellten sich am graublauen Himmel zu einer Herde weißer Wolkenschäfchen, die der Westwind vor sich hergetrieben hatte. Da kam heulend der Föhn, riß dem bedrückt heimwärtsschreitenden Schnitzler im Vorbeigehen den Hut vom Kopf und hatte die Wolkenherde erreicht, früher als Eicher seinen Hut, der erst nach einer ziemlichen Reise in dem größten der Schneebächlein auf seinen Herrn wartete. Derweil jagte der Föhn die Wölklein schon in lange Streifen auseinander, blies graue Schleier herbei, die vorher nirgends zu sehen gewesen waren, und betrieb dieses Werk unter Heulen und Brausen immer stärker, so daß im Nu die Sonne verhüllt war und die Lawinen immer zahlreicher zu Tal fuhren.

Das war der Frühling selber, nicht mehr nur seine Vorboten, und in den Menschen regte sich die letzte Gedrücktheit des langen Winters vor der Befreiung durch Lenz und neue Lebensfreude.

Marei war krank geworden und hatte sich zu Bett gelegt. Wo es ihr fehlte, wußte sie nicht eigentlich zu sagen. Es war ihr klar zu Sinn, und je mehr des Leibes Kraft fast von Stunde zu Stunde verrann, desto leichter wurde ihr Geist. Sie beschied Hans zu sich.

«Schau, es mag mit mir gehen, was es will – –»

«Aber Müetti – –»

«– es mag mit mir gehen, was es will, eint' und anderes möchte ich dir noch sagen. Vorab plage dich nicht mehr wegen Dora. Wenn Gott mich zu ihr führt, so will ich ihr sagen, wie lieb du sie noch übers Grab hinaus gehabt hast.» Ein warmes Lächeln ging bei diesen Worten über Mareis verfallendes Angesicht; «ich denke, es wird sie freuen. Du aber bist jetzt einstweilen noch auf der Welt und hast da noch viele und schwere Pflichten. Du hast von meinen Kindern die meiste Erfahrung, die meiste Einsicht, und dir binde ich darum auch die andern aufs Gewissen. Steh' ihnen getreu bei, wenn sie dich nötig haben; sei aber nicht ein Zwingherr gegen sie und mißachte sie nie, es mag dir noch so gut gehen. Ihr seid mir eins wie das andere gleich lieb. Uli ist schwerfällig, sagt selten seine Meinung, obgleich sie ihm nicht fehlt, und wenn du vielleicht manchmal ungeduldig wirst über sein unbeholfenes Wesen, so bedenk' dann immer, wie treu er für uns alle gearbeitet hat die vielen Jahre und besonders in der schweren Zeit, als du in der Fremde warst.

Auch Emma und Gottfried werden dich nötig haben. Der Bau ist unterhänds, Gottfrieds Gesundheit nicht die beste, und Emma erwartet jeden Tag ihre Niederkunft; 's ist viel auf einmal und Zusammenhalten tut euch not. Machet eure Sachen immer mit gutem Willen unter euch aus und laßt nicht Fremde dazwischenkommen, sonst fehlt's – –»

So sprach Marei ihrem Hans zu, rief auch die andern der Reihe nach an ihr Lager und gab jedem eindringlichen Rat. Ihre Ruhe und Zuversicht tröstete sie alle einigermaßen über den Kummer, den die Todesahnungen der Mutter ihnen bereitete.

Immer rascher nahmen ihre Kräfte ab, und sanft, fast unbemerkt von den Ihrigen, entschlief sie in stürmischer Nacht. Wenige Stunden später ward ihrer Tochter ein Knabe geboren, und das junge Leben trat in seine Rechte gegen das erloschene.

«Der Marei ist's gut gegangen ihr Leben lang. Sie hatte einen Mann, wie nicht viele waren weit herum; dann half ihr Benz durch, und nun ist sie sogar noch als reiche Frau gestorben. Sie war gar nie eigentlich zu bedauern, und ihre Kinder jetzt auch nicht. Geld haben sie ja, und was hätte ihnen so ein altes, einfaltes Fraueli noch viel nützen können?»

So urteilten die Stägener hinter dem Sarge her. Es waren ihrer nicht besonders viele im Leichenzug; denn die Marei war ihnen seit langem beinahe aus den Augen und aus dem Sinn gekommen.

«Mich nimmt's wunder, wie sie teilen, und ob sie dabei nicht uneins werden», meinten andere.

Aaregger war auch im Geleite; aber die Feiß im Boden fehlten.

«Dem Steinbühler ist's halt doch ernst mit seiner Frömmigkeit. Hundert andere hätten es grad so gemacht wie die Feißen und wären nicht denen hinter dem Sarg dreingelaufen, die sie um ein so schönes Erbe gebracht haben», sagte Zumbrunn, welcher mitgegangen war, weil er ohnehin in Gletschbach zu tun hatte.

Die drei Männer, die zunächst hinter der Leiche einherschritten, hörten und dachten nichts von allem dem. Ihnen war eine gute Mutter gestorben, und erst jetzt fühlten sie, wie lieb ein jeder von ihnen sie auf seine Weise gehabt hatte.

Des Baues wegen ward bald geteilt; der Schnee war in tausend Bächlein zu Tal geflossen, und das begonnene Werk mußte fortgeführt werden. Notar Fritschi kam und verschrieb, was sie im lieben Frieden vereinbart hatten. Uli bekam das Bauernwesen, Hans das Häuschen am Rain und Gottfried Steiner das Gummenweidli mit dem angefangenen Hotel. Mit Geld und Haftung wurden nach billiger Schätzung die Teile ausgeglichen, die einem jeden zukamen.

«Hätte es mich anbelangt, wer weiß, ob's so gegangen wäre!» stichelte nach-

her, zwar aufs Geratewohl, mancher, wenn er einen der Erben traf und sich an ihn getraute; einmal wäre es kurzweilig gewesen, wenn es im Waldegg endlich Krieg gegeben hätte, und zum andern ließ sich vielleicht auf diese Weise Näheres über das Vermögen und die Art der Teilung vernehmen. Denn es hielt gar viele zu Stägen bis in Atem, daß man nur so obenhin um das wußte, was ins Grundbuch kam, und sonst nichts, weder über das Geld, noch über sonstige Vereinbarung.

Am meisten kam Uli mit den Leuten zusammen, und es ward viel an ihm herumprobiert.

«Jetzt ist's halt zu spät und geschrieben», gab er spöttisch zur Antwort; «das nächste Mal frage ich dich dann zur rechten Zeit.»

Linderchristen nahm diesen Bescheid ernst und fragte ganz erstaunt: «Jä z'Donner, könnt Ihr denn noch mehr erben?»

«He, wer weiß?» meinte Uli und machte ein pfiffiges Gesicht.

Als Christen den Bericht aber voll neidischer Verwunderung seinem Vreni heimbrachte, wies es ihm klipp und klar nach, daß der Waldegg-Ueltsch ihn mit seiner Antwort nur für den Narren gehalten habe, der er wirklich sei.

Die Maurer klopften, daß die Steine klangen, die Zimmerleute sägten und hämmerten auf den Bauplätzen, und über den emsigen Menschen hallte es durcheinander von Rufen, Befehlen und Schwatzen.

Gottfried Steiner förderte wie ein eifriger Feldherr sein Werk, und Zimmermeister Bischoff ging ihm dabei mit Rat an die Hand; denn es galt, hundert Dinge zu bedenken, von denen der Unkundige keine Ahnung hatte. Desgleichen kam Andreani mit diesem und jenem Anliegen, brachte Zettelchen, auf die er in seltsamem Kauderwelsch geschrieben hatte, was sein Departement anging und wessen er bedurfte. Steiner schickte Bestellungen nach allen Seiten, und wenn Emma ängstlich in den eingehenden Rechnungen blätterte, so ward er über ihre Bedenken beinahe ärgerlich. «Ja, mit nichts kann man kein Haus aufstellen», murrte er.

Handwerksleute kamen sogar von Rotenbalm herauf und bewarben sich um ihren Teil der Arbeiten, und einen Bauschreiner begleitete Bischoff selber. Weingart, so hieß der Mann, hatte eine gar bescheidene Art aufzutreten; aus seinem offenen Gesicht und seinen blauen Augen leuchteten Treuherzigkeit und Biedersinn. Steiner hatte sogleich Zutrauen zu ihm, und sie wurden handelseins.

«Ich weiß bestimmt, daß ich Mitte Mai fertig sein kann; ich habe die Pläne durchgesehen. Aber um ganz sicher zu sein, will ich Euch nicht vor dem ersten Juni verheißen», entschied Weingart.

«Aber dann bestimmt?» fragte Steiner.

«Wollt ihr's nicht schriftlich machen?» mahnte Bischoff.

«He, 's wird mündlich versprochen grad so gut sein», warf Steiner hin, als er wieder in das treuherzige Gesicht Weingarts blickte.

«Ich habe noch keinen angeführt», gab der zum Bescheid.

Weingart mache ausschließlich Bauschreinerei, sagte Bischoff nachher zu Steiner. Er kenne ihn zwar nicht näher und wisse nur, daß er mit jedem Jahr mehr Arbeit bekomme.

Ende April war das Balkenwerk aufgestellt, die Ziegel auf dem Dach; die «Montana» hatte den «Wildstrubel» und die «Jungfrau» um zwei Wochen überholt, und Uli schien sein Gelübde vergessen zu haben mit den Tagelöhnerköpfen, die er hatte aneinanderschlagen wollen.

Zingg-Änni kam bisweilen herauf und wechselte mit Gottfried Steiner ein paar freundliche Worte. Als auch ihre beiden Bauten ein Dach hatten, kam sie noch öfter und blieb länger, hatte mehr zu berichten und war noch zutunlicher.

«Ihr habt Euer Teil auch nicht zu billig bekommen!» warf sie einmal hin.

«Warum?» fragte Steiner.

«He, das weiß jedes Kind, daß sonst bei einer Erbschaft aller Boden für Nutzland gerechnet wird und man die Bauplätze nicht höher anschlägt – –»

«So haben wir's auch gemacht», behauptete Steiner, ein wenig nachdenklich und verlegen. Zingg-Änni lächelte und fuhr unbeirrt fort: «Ihr kommt viel zu teuer drein –»

Diese Worte der erfahrenen Geschäftsfrau lagen Steiner nachhaltig im Sinn, und er war einige Tage ziemlich kurz und einsilbig gegen die Schwäger, ohne die Sache selber zu erwähnen. Aber der Eifer für sein Werk drängte die mißtrauischen Erwägungen wieder zurück, und als Ulrich eines Abends polterte: «Der Zingg-Änni, dem Aufhetzteufel, schlage ich das nächste Mal die Gosche entzwei, wenn sie wieder hinter mich kommt wegen der Teilung!» da ward es Gottfried doch leichter ums Herz, und er rückte freimütig mit seinem eigenen Erlebnis heraus.

«Die hat immer noch das obere Gummenweidli im Kopf und probiert, wie sie kann!» warf der Schnitzler hin; «an mich kommt sie zwar bis jetzt nicht selber; aber sie hat mir die Kueni-Karline vorgestern an die Beine gehetzt, als ich ins Dorf ging; die sollte bei mir gut Wetter machen, damit ich dem Uli zurede. Jetzt weißt's, Uli!»

«So einen faustgroßen Bitz* Gummenweidli an den Grind bekommt sie 's nächste Mal, und zwar gratis, die Hex!» knurrte Uli, der zusehends gesprächiger und umtunlicher wurde, seitdem er auf eigenen Füßen stand.

«Eine Fräulein Richard soll das Hotel ‹Jungfrau› schon jetzt gemietet haben für diese Saison», berichtete Hans Eicher weiter. «Sie führte letzten Sommer eine Pension im alten Steinbühlhaus und hat der Zingg-Änni beim Abschluß des Vertrages

* Stück.

zweitausend Franken Draufgeld geben müssen. Die wird also deine Nachbarin und Konkurrentin, Gottfried!» schloß halb im Spaß der Schnitzler.

«Wer sagt das – –?»

«Die Kueni-Karline. Die Jungfer Richard hat einstweilen allerlei bei ihnen eingestellt, und die Karline kann sie nicht genug rühmen. Sie sagte gar, wie gebildet und doch so bescheiden das Fräulein sei, und wie es sie freue, eine solche Nachbarin zu bekommen.»

«Wenn dann nur allenwegen das Bauen zur Zeit fertig ist.»

Schon im Mai kam etwas Schreinerarbeit von Weingart, was einen gar guten Eindruck machte, nicht nur auf Steiner, sondern auch auf den Schnitzler, der nachträglich noch zu einem scharfen Vertrag geraten hatte. Geduldig wartete Gottfried, und in den ersten Junitagen langte wieder etwas weniges an.

«Jetzt kommt doch alles?» fragte er den Gesellen, der gemächlich annagelte, was da war.

«Weiß ich? Ihr müßt den Meister fragen.»

Nach zwei Tagen zog der Geselle ab, und es ward wieder still, trotzdem die Einrichtung ankam und die ersten Dienstboten dastanden. Daß es mit der «Jungfrau» und dem «Wildstrubel» nicht besser stand, war ein schlechter Trost. Zwei, drei Tage strichen die Dienstboten mürrisch herum, legten widerwillig mit Hand an und verschwanden einer nach dem andern; die einen heimlich, die andern unter Schelten und Drohen, weil sie ihre Saison verlören.

«Wir verlangen Schadenersatz!» riefen eines Morgens die beiden übriggebliebenen Zimmermädchen ihrem Herrn entgegen.

«Was sagt ihr!? Habt ihr etwa nicht euren Lohn?» brauste Steiner auf, der jetzt meist schon in gereizter Laune an sein Tagwerk ging.

«Oh, das Löhnlein! Da könnten wir uns in Jahresstellen verdingen als Viehmägde! Uns kommt's aufs Trinkgeld an, und Ihr könnt ja keine Fremden nehmen bis im Spätsommer. Warum habt Ihr uns so angeführt, uns nicht gesagt, daß das Haus nicht fertig werde! Wohl, gestern haben wir's vernommen, daß Ihr nicht weiterbauen könnt, und daß wir wohl gar noch um unsern Lohn erfroren wären.»

So begehrte das eine der Mädchen spitzig auf. Gerade dieses hatte Steiner besonders eingeleuchtet seiner Erfahrung wegen; denn es hatte ihm Zeugnisse vorgewiesen von Hotels aus der halben Welt. Jetzt schoß ihm das Blut zu Kopf.

«So kommt Ihr mir, Ihr unverschämtes Blech! Macht Ihr's andern Hoteliers auch so?!»

«Oh, Ihr seid ja Schreiner, nicht Hotelier, wie wir's vernommen haben – –»

«Marsch, unverschämtes Mensch, hinaus – –!» und Steiner packte das Mädchen

am Arm. Das schrie Helfio und schimpfte, von der Gefährtin redlich unterstützt. Draußen setzten die beiden ihr Lärmen und Schelten fort bis hinunter zu Kuenis Haus, vor dem die Karline stand und nun dem erregten Bericht zuhörte. Die zwei Mädchen fuchtelten mit ihren bunten Sonnenschirmlein in der Luft herum wie mit Säbeln, teilten Stöße damit aus gegen die «Montana», und die Karline deutete gegen das Hotel «Jungfrau» hinüber, das noch keine Fenster hatte und in dem die Mieterin ratlos in tausend Ängsten herumeilte.

Am Nachmittag kamen wieder ein paar Fenster und Türen von Weingart für die «Montana». Ein gewaltiges Unwetter erging über den Gesellen.

«He, das müßt Ihr dem Meister selber sagen. Er macht eben so viel, als ihm möglich ist; zuerst da, wo er Verträge hat, und Ihr habt ja keinen, wie ich gemerkt habe.»

Steiner fand fast die Rede nicht vor Verblüffung über den höhnischen Vorhalt.

Als der Geselle merkte, daß ein neues Schelten angehen sollte, lenkte er ein: «Der Meister will eben alles fressen ringsum; dann wird er nirgends zur Zeit fertig. Ich muß den Leuten oft sagen, die Arbeit sei schon bald parat, wenn das Holz dazu vielleicht noch im Walde steht und die Vögel auf seinen Ästen pfeifen.»

Als das Haus Ende Juli endlich notdürftig fertig dastand, innen und außen, war Gottfried Steiner kaum wieder zu erkennen. Aus dem stillen, friedlichen Menschen war ein mißtrauischer, aufgebrachter Mann geworden, der in abgehetzter Verfassung mit ein paar verlaufenen Dienstboten zum erstenmal in seinem Leben ein Hotel führen sollte. Der Schnitzler kam ihm dabei endlich zu Hülfe. Auf die Gefahr hin, es seinem Schwager nicht recht zu treffen, griff er fest in die Zügel, jagte zwei ruppige Dienstboten kurzerhand fort und suchte in der Zeitung andere. Gottfried ließ ihn gewähren; es war ihm jetzt fast von einem Tag zum andern alles verleidet.

Als aber die ersten Gäste in der «Montana» einkehrten, lebte er doch wieder auf, gab sich gar viel Mühe mit ihnen, und die Köchin mußte aufwenden aus besten Kräften für die «Vierfränkigen», wie sie dieselben spöttisch nannte. Denn von den nobelsten waren es nicht, trotzdem ihnen nichts gut genug schien und sie ihrem Gastgeber fast den Angstschweiß austrieben mit spöttischen Ratschlägen und offenem Aufbegehren. Aber es kamen noch andere, und als einmal drei Dutzend beisammen waren, verschwammen sie zu einem erträglichen Ganzen.

Zingg-Änni hatte einen Teil seiner Schulden bachab geschickt, sich unter der Beihülfe guter Freunde mit den Gläubigern abgefunden im Namen seines Mannes, der ihm vorher alles verschrieben und abgetreten hatte, so daß sie mit ihren Forderungen *vis-à-vis de rien* und dem alten Zingg-Hansli standen und lieber wenig nahmen als gar nichts.

Im August wurden auch «Wildstrubel» und «Jungfrau» fertig; ersteres blieb leer, und für das Hotel «Jungfrau» erraffte Klara Richard kaum noch ein paar verlaufene Gäste. Zingg-Änni hatte ihr für den fälligen Rest des Zinses schon den Weibel geschickt, und als sie die Zahlung verweigerte, Klage erhoben durch einen Advokaten, dessen Name weitherum mit verschiedenen Gefühlen genannt wurde, je nachdem er für oder gegen einen gewesen war. Er war ein mächtiger Mann in vielen Würden und der Schrecken seiner Gegner vor Gericht.

«Daß der die ungerechte Sache übernehmen mochte!» warf der Schnitzler ein, als sie davon sprachen.

«He, Zingg-Änni soll auch nicht ungerade sein gegen ihn, heißt's allgemein!» spöttelte Uli.

XXXII.

Unter Stürmen und mancherlei Erregungen war es Herbst geworden und die aus dem Gletschbachtal aufsteigenden kalten Nebel hatten den letzten Fremden vertrieben. Verdrossen machte Gottfried Steiner an einem solchen trüben Tag seine Abrechnung; aber wie er auch zusammenzählte und abzog, die Zahlen durchging und prüfte, es blieb bei dem, was er herausgebracht hatte. Das Haus kostete fünfzehntausend Franken mehr, als vorgesehen war, mit allem, was drum und dran hing, das Täfer und das Büffet von Hans Eicher gar noch nicht gerechnet; die beiden Werkstücke schmückten jetzt die «Montana» statt das Steinbühl. Jene Summe mußte er auftreiben; denn die Hypothek konnte er nicht weiter erhöhen nach dem Bescheid des Amtsschaffners. Er ging nun, recht zögernd und ungern, seine Schwäger dafür an, den Uli vergeblich, der saß fest auf seinen Batzen, den Schnitzler mit dem Erfolg, daß der ihm fast sein ganzes Erbe gegen Verschreibung aushändigte und für den Rest von fünftausend Franken mit Uli zusammen die Bürgschaft übernahm.

Bei reichen Verwandten Geld aufgebrochen hatte, wie es hieß, auch Steiners Nachbarin Klara Richard. Karline Kueni hatte ihrer neuen Freundin zuliebe den Hans dazu gebracht, ihr um siebentausend Franken die Steinhalde neben seiner Hütte zu verkaufen; denn Jungfer Richard wollte selber bauen nach den bitteren Erfahrungen, welche sie als Mieterin gemacht hatte. Ehe noch der erste Schnee fiel, kam Architekt Meister von Rotenbalm herauf, besah mit ihr den Bauplatz, und sie besprachen die Grundsätze des Planes.

«Jetzt hat der Kueni für die zwei Plätzlein zwölftausend Franken bekommen, von einem links für die «Jungfrau», für das andere rechts von der Richard, 's ist doch unerhört», ging's zu Stägen um, als die neue Angelegenheit bekannt wurde. Redete aber einer den Kueni-Hans selber an deswegen, so kniff der die Äuglein zusammen, schob die zermauserte Fellkappe ein wenig zurück und antwortete gutmütig: «He ja, ich wollte die Jungfer Richard nicht mit dem Preis drücken; sonst hätte mir das Mätteli eigentlich mehr gelten sollen. Aber sie hat niemanden hier oben, der es ehrlich mit ihr meint, als uns, und da habe ich auch fünfe grad sein lassen.»

«Denkst nicht daran, daß man so nur die fremden Bieger herbeilockt? Hättest du ihr nicht das Mätteli verkauft, so hätte sie wieder abzotteln können. Ich meine, wir hätten's auch prästiert ohne diese wohlgemeinte Pek; 's ist vorher auch gegangen ohne die», begehrte Gemeinderat Zumbrunn einmal mit dem Kueni-Hans auf. Der schob seine Kappe noch weiter nach hinten und lächelte pfiffig. «He, ihrem Gelde habe ich nichts Besonderes angesehen, wenn sie schon nicht eine hiesige ist.»

«Ihr seid Donners Maulaffen und haltet eben nichts auf euer Vaterland!» rief da Zumbrunn mit einer großen Handbewegung. «Wegen dem Zingg-Änni wollte ich noch weniger gesagt haben. Einmal ist es doch schließlich auch eine Oberländerin und zum andern ein verflucht couragiertes Weibervolk, vor dem man Respekt haben muß. Weil der Mann ein Höseler ist, nimmt es die Sachen in die Hand und rettet sie ihm. G'rad das Änni hat mir genugsam erzählt, wes Krauts die Richardin ist. Wie schlecht hat sie es ihm machen wollen mit dem Zins; aber jawohl, der Fürsprech wird ihr d's Maji singen – – –»

Kueni-Hans manöverierte während dieser Rede still seine Kappe auf dem Kopf herum, bis sie da allenthalben genugsam gewesen war. «Die sollen's selber zusammen ausmachen», warf er hin und stoffelte mit seiner Milchtanse weiter.

Eine Woche später, als der Schnee so recht eifrig herniederwirbelte und es den ganzen Tag eigentlich nie hell wurde, ging Balmer an den Rain hinüber. Er wußte, daß Eicher allein war; denn es hieß, Gottfried Steiner müsse seit ein paar Tagen wieder das Bett hüten, und auch der Baschi war krank. Hans Eicher stocherte emsig an Teilen einer Kredenz herum, die ihm nebst ein paar andern größern Stücken vom Händler bestellt war. Balmer setzte sich gemütlich auf die Hobelbank. «Ja, meine Mutter selig hat's immer gesagt, du werdest einmal ein gar geschickter», lobte er, und Hans Eicher mußte unwillkürlich an die alte Frau denken, die damals vor vielen Jahren seine Hand genommen und sie in die seines toten Vaters gelegt hatte. Der Vorgang selber und der Zuspruch, den sie ihm dabei gegeben, standen ganz deutlich vor ihm. Indessen fuhr Balmer fort: «Aber es ist doch gar schad', daß du immer nur Möbelzeug machst, wo du doch ein solcher Künstler bist in alle Spiel. Hast nicht gelesen in der Zeitung, was sie drüben am See Schönes gemacht haben auf die Ausstellung? Das ganze Jungfraugebirg' haben sie geschnitzelt mit Alpweiden vorne

dran. Auf denen stehen Sennhütten und Kühe, sogar Sennen und Sennenmeitli – die es zwar hier nicht gibt; aber das wissen sie ja im Ausland nicht so genau – sind bei den Hütten. Es soll ein gar schönes Stück sein nach dem Wesen in den Zeitungen. So etwas solltest du machen, oder Bären, Gemsen, Adler, Zwerglein, wie man sie in Rosenbalm und sogar in Gletschbach in den Läden sieht! Das sind Kunstsachen, in denen du sicher jeden andern durchtun könntest, wenn du willst, 's ist schad, daß du dich mit dem Hausrat da versäumst, so schön er auch ist; du solltest dich nur mit rechter Kunst abgeben – – –»

Hans Eicher suchte sein Rauchzeug hervor; ein wenig Unterhaltung kam ihm nicht übel zu Paß, und Balmer war ihm in der letzten Zeit viel vernünftiger vorgekommen als ehedem. Er setzte sich auf die Werkbank und wartete den Schluß von Balmers Rede ab, stachelte ihn gar mit allerlei Fragen zu immer größerem Eifer an.

«Weißt, Christian», entgegnete er ihm schließlich, «du redst da, so gut du's verstehst! Nach meinem Gefühl ist es mit vielen von diesen Sachen so, als wollte man anfangen Kanonenrohre aus Glas zu machen. Diese Bären mit den scharlachroten Mäulern und Kälberaugen, diese gesprenkelten Adler in möglichst drohender Positur blieben unserer Zeit vorbehalten; denn früher übte man materialgerechte Kunst aus und meißelte nicht aus Holz, was allenfalls in Stein oder Metall sein Recht hat, und verwendete bei der Schnitzlerei Mensch und Tier fast nur als Ornament, als Teil des Ganzen. Jetzt ist man weiter. Da wird die Jungfrau aus einem eichenen Wurzelstock, oder was weiß ich, herausgeschnefler mit Weiden davor, und auf diese leert man eine Nürnberger Spielzeugschachtel aus, Tierlein und Menschlein, zwölfe für ein Dutzend. Nein, Balmer, und wenn mir alle beweisen, daß ich auf dem Holzweg sei und ein rückständiger Starrkopf, die Mode mache ich nicht mit.»

Balmer nickte Zustimmung und machte ein ziemlich einfältiges Gesicht dabei. Ihm war es gleichgültig, wie der Schnitzler über derlei dachte, und er hatte ihm nur davon angefangen, um ihm etwas Angenehmes zu sagen. Jetzt war der Schuß nebenaus gegangen. Er überlegte hin und her, sagte ein paar Worte von dem, was ihm eigentlich am Herzen lag, schwieg wieder und fing wieder an, bis er endlich in verworrener Ausführlichkeit zu Wege kam. Der kurze Sinn seiner langen Rede war der, daß er Geld aufbrechen wollte und dieses selbst oder Bürgen dafür suchte.

«Ich muß einen großen Flügel anbauen; denn so, wie das Haus jetzt ist, rentiert's nicht mehr. In den ersten Jahren war's den Gästen gar anständig bei mir, und ich machte ziemlich Geld, so daß die zweite Hypothek gelöscht war im Handumdrehen. Aber in den letzten paar Sommern hat's abgenommen. Es kommen freilich mehr Leute als früher, viel mehr. Aber die neue Sorte, welche die Bahn eingeschleppt hat, soll der Teufel holen; die kam früher nicht. Die macht alles herunter, nichts ist gut

genug, und am Preis schinden sie, daß es ein Graus ist. Nimmt man sie nicht, denn es gehört jetzt ein großer Teil der Fremden dazu, so hat man bei den vielen Pensionen das Haus halb leer, und nimmt man sie, so machen sie einem die Hausordnung. Es ist ein Jammer mit dieser Sorte! Unverschämt sind sie wie die Wirtshausfliegen und führen sich auf, als wären sie die Herren im Haus und im Land. Muckst man aber, wenn's zu bunt wird, so ist der Teufel los. ‹Na ja, man kann ja einmal an Bädeker schreiben; dann können Sie Ihren Stern am Himmel suchen!› heißt's gleich. Oder man droht dir mit allen möglichen Zeitungen, die so ein Lausmagen auf dich herzen will, bis du froh bist, zu schweigen. Denn der Teufel ist ein Schelm, und es könnte einer nachher weit laufen hinter seinem Recht nach, wenn ein solcher Spritzer ihn verlästert.»

So berichtete Balmer, und Hans Eicher hörte ihm aufmerksam zu.

«Und da willst du noch mehr bauen?!»

«Mein Gott, ich wollte ja lieber nicht; aber ich muß! Ich muß größere Zimmer haben mit großen Teppichen darin und Spiegelschränken, mit St. Galler Vorhängen und gestickten Draperien an den Fenstern; denn einer um der andere warf mir letzten Sommer an den Kopf, mein Haus sei eine primitive Bude, die Zimmer eigentlich schlechte Kammern. Eine junge Gänsnase, die mit ihren Eltern und Geschwistern kam zur Zimmerschau, rief geradewegs, das seien ja nur Hühnerlöcher. Ich hätte ihr das vorwitzige Gefräß zusammenschlagen mögen! Aber da heißt's, immer mit freundlichem Gesicht alles einsacken; denn solches Gesindel verleumdet einen sonst jahrlang. Und was glaubst, was war es für Noblesse? Einer von meinen Gästen hat sie gekannt und mir nachher erzählt, der Herr Papa sei ein kleiner Beamter; die Leute lebten von der Hand in den Mund und müßten jedes Jahr eine Zeitlang schmalbarten, um dann großartig eine Schweizerreise machen zu können.»

«He ja, es kommen aber doch hauptsächlich bessere Leute herauf, und die da werden wohl eine Ausnahme sein –»

«Hoho, da klemmst dich! Die eigentlichen Naturfreunde von ehedem hat die Bahn zum größten Teil ausgeräuchert und uns dafür internationales Reisegesindel in hellen Haufen und von allen Klassen gebracht! Ich hatte Geheimräte und Kriegsgerichtsräte, die waren oftmals nicht besser als jenes Beamtenpack! Man spürt, wie sie einem für ihren Leibeigenen und einen Schuft dazu ansehen und wie sie damit sich meinen, wenn sie einem das Blut unter den Nägeln hervorpressen können. Aber was willst machen, wenn du nicht ein geschliffenes Maulwerk hast wie sie und dastehst wie Loths Weib? Du kannst vor Ärger nicht reden, sonst kommt's zu grob, und schweigst du, so nehmen sie's für Zustimmung, Unbeholfenheit, und fahren noch hochmütiger drein. Das Beste ist also, es sucht einer dem abzuhelfen, worüber sie allesamt klagen, sobald er einen Preis verlangt, bei dem auszukommen wäre.»

So berichtete Balmer eifrig und erneuerte seine Bitte. Als ihm Hans Eicher den Abschlag gab, weil er bei der «Montana» schon genugsam angespannt sei, ward Balmer plötzlich gar kurz, warf den Kopf auf und ging zur Tür. «'s ist vielleicht gut für ein andermal», brummte er beim Abschied.

Dem Schnitzler war alle gute Laune verflogen. Recht mußte Balmer in vielem haben von dem, was er da vorgebracht hatte; wie sollte das werden, wenn es Gottfried Steiner auch so erging? Wie kam er da mit dem Gewinn, wie mit der Gesundheit zuwege? So dachte Hans Eicher, und es war ihm, als habe Balmers Rede hinter einen Vorhang gezündet, dem, wie bei einem Theater, vorne eine stille, friedliche Landschaft aufgemalt war mit reichen Gütern und Landsitzen im Sonnenschein, einem klaren Fluß im Vordergrund und Schneebergen am Horizont. Der Welt lag dieses Bild vor Augen, und wenngleich zuweilen ein häßlicher Schrei, ein Fluch, ein giftiges Geflüster hinter dem Vorhang hervordrang, so achteten sich dessen die Wenigsten; alle glaubten an das Wohlleben und Wohlergehen derer, die dort im Verborgenen schafften und den trügerischen Vorhang selber hingehängt hatten.

Wohl hatte den Schnitzler manchmal das Gefühl beschlichen, es müsse nicht gar so glänzend sein. Aber selbst der ehrliche Frieschi wußte damals bei der Erbteilung zu berichten, wie die Hypotheken zusehends abnahmen, und wo zwei Stägener Hoteliers zusammenkamen, suchte jeder den Neid des andern mit verblümten Ruhmreden über das eigene Geschäft zu erwecken. Ja sogar Bühlpeter hatte im Herbst allerlei Gutes von seinem ersten Sommer herumgeschwatzt.

Jetzt hatte Balmer, der sonst auch des Rühmens kein Ende fand, den Schnitzler einen Blick tun lassen hinter die Kulissen. Eicher wußte zwar, daß Balmer kein Hotelier von Beruf war; aber den andern ging's darin nicht besser, und das konnte immerhin ein Trost sein für seinen Schwager, der doch ein wenig herumgekommen war und nicht auf dem gleichen Fleck Jahr um Jahr zugebracht hatte.

Bei allen Erwägungen wuchs trotzdem die Besorgnis des Schnitzlers, je näher der Frühling kam und je schlechter Gottfried Steiner aussah, welcher einsilbig seine eigenen Geschäfte auf den Sommer hin anordnete und darob allerhand unerquickliche Gedanken verarbeitete.

Sein jüngerer Bruder Fritz, der sich auf Schiffen weit in der Welt herumgetrieben hatte, kam als Portier und half zeitig das Haus vorbereiten. Er war, das merkten sie bald, ein geriebenes Bürschlein und kannte nach einigen Wochen schon ganz Stägen.

«In Indien», erzählte er dem Kueni-Hans, «ist es so heiß, daß sie die Wäsche in der Nacht trocknen müssen; am Tage würde die Sonne sie verbrennen. Da gibt's keine Hanfseile zum Aufhängen; sie nehmen einfach Spinnenfäden; die sind dort zu Lande so dick, daß man sie brauchen kann wie bei uns die Stricke.»

«Jäähä?» gackerte Kueni-Hans ungläubig, und Karline schenkte dem weitgereisten Mann ein neues Gläschen ein.

«He, wenn Ihr's nicht glauben wollt, so geht selber hin und schaut.»

«Ja», gab der Hans zu, «ich habe freilich schon apartige Sachen gelesen von den fremden Ländern.»

«Und in Afrika», erzählte Fritz Steiner weiter, «habe ich Bienen gesehen, so groß wie bei uns die Schafe, und Flügel hatten sie wie Wannen. Man melkt ihnen morgens und abends den Honig aus, wie bei uns den Kühen die Milch – –»

«Jäähä? Aber wie kommen denn diese Tiere beim Bienenhaus durch das enge Flugloch?» fragte Kueni. Auf einen solchen Einwurf war der Erzähler nicht gerüstet, und er hob ihn aus dem Geleise. «Ja, da müssen sie selber sehen. Ich weiß das nicht, mußte immer beizeiten wieder aufs Schiff. Aber ich habe noch ganz andere Sachen erlebt», fuhr er schnell fort und erzählte Abenteuer, daß die Balken der alten Kueni-Hütte krachten und seinen Zuhörern die Augen überliefen, die Mäuler offen stehen blieben und die Haare sich sträubten.

«Das ist jetzt hingegen erheit und erlogen!» rief manchmal Karline, wenn's gar zu arg wurde.

«He, ich werd's doch wohl wissen, und wenn ihr's nicht glauben wollt, so geht hin und schauet selber!»

Hätte es aber den Kueni-Hans überhaupt je seiner Lebtag nach solchen Reisen gelüstet, so wäre er jetzt geheilt gewesen von derlei, und lieber noch als bisher war ihm seine alte Hütte und sein Stägen, wo die Steinhalden zwölftausend Franken galten.

Immerhin mochten nicht nur Hans Kueni und seine Karline den Kurzweilmacher wohl leiden, sondern auch die meisten übrigen. Ein Wort gab jeweilen das andere; Fritz Steiner spielte sich als entfernten Verwandten seines Meisters auf, begann, wenn er mit den Leuten einmal bekannt war, ganz leise sein Mißfallen über ihn durchblicken zu lassen, und derlei Andeutungen wirkten dann meist wie ein Hahn, der in ein großes volles Faß geschlagen wird. Das plätscherte und rauschte sogleich heraus von Vermutungen, Beispielen, Klagen, Warnungen und Ratschlägen, daß es jedem andern übel gegraust hätte vor solchen Meistersleuten.

«Hoho, solche hundshäutigen Säcke sind mir gerade die liebsten, weil's dann immer Krieg gibt, und ohne den kann ich nicht mehr leben, seitdem ich quer durch Afrika gewandert bin und es zwei Jahre lang mutterseelenallein mit den Menschenfressern dort unten aufgenommen habe. Dem will ich dann zeigen, was Steiner-Fritz kann.»

«Aber verratet uns ja nicht! Wir haben Euch das nur gesagt, weil Ihr uns wert seid und uns leid getan habt.»

«Ach, was denkt ihr? Sehe ich so aus, als brauche ich mich hinter andern zu verstecken?» Und Fritz Steiner richtete sich sechs Schuh lang auf, schlug mit der Faust auf seine breite Heldenbrust und stellte ein Bein vor das andere.

Sie wußten zu Hause in ihrer Abgeschlossenheit wenig, wo sich der Weltumsegler herumtrieb. Hier erzählte er keine von seinen Mordiogeschichten; aber er ließ von den in Stägen gesammelten Erfahrungen manchmal eine Nutzanwendung ins Gespräch fließen. «Zu Kuenis hinunter lassen wir die andern Dienstboten dann besser nicht», deutete er einmal an.

«Warum denn?» fragte Gottfried, sein Bruder.

«Wegen dem Fraueli. Überhaupt wäre hier einsperren das Beste, wenn sie nicht aufgehetzt werden sollen. Zudem merkt euch alle zusammen, daß ich nur als weitläufiger Vetter von dir gelten will, nicht als Bruder. Es kommt besser so.»

XXXIII.

Klara Richards Bauplatz blieb brachliegen, und es hieß allgemein, sie werde wohl gar nicht bauen können mit ihren paar Fränklein. Sie hatte für den Sommer eine kleine Pension gemietet ganz zu äußerst gegen die Bundfluh hinaus.

Den «Wildstrubel» hatte die Zingg-Änni verkauft an einen Hotelier aus dem Unterland, und die Stägener waren neugierig, zu sehen, wie einer vom Fach die Sache an die Hand nehmen werde. Das Hotel «Jungfrau» war an eine Frau Ringgen vermietet, eine gar erfahrene und vornehme Dame, nach Zingg-Ännis Bericht. Die werde dann anders haushalten als die Richard; in Italien sei sie gewesen bei einem Grafen, und wenig habe gefehlt, so wäre die stattliche Witfrau gar Frau Gräfin geworden.

In den ersten Maitagen kam sie angereist, und Zingg-Änni holte sie selber am Bahnhof ab.

«Akkurat wie die Festung von Pegu sieht unsere neue Nachbarin aus», erzählte der Portier Fritz Steiner dem Schnitzler, welcher sein Vertrauensmann geworden war. «Wie eine dicke Pyramide ist sie, mit ordentlichen Wällen und Bastionen, und zu oberst drauf ist ein währschafter Garten auf einer Plattform. Das Gesicht kann auch ganz gut für eine altväterische Batterie gelten – –»

«Du Lästermaul, schäm' dich ein wenig!»

«Und noch etwas hat sie mit der Festung von Pegu jedenfalls gemeinsam: Ich glaube nämlich, sie ist nicht gar schwer zu erobern, so stattlich sie von weitem aussieht. Das Parfüm bringt's mit.»

«Halt, da hört der Spaß auf, und das Ehrenrührige fängt an!» wies ihn Hans Eicher zurecht. Aber Fritz lachte laut auf und schlug sich zur Strafe ein paarmal leicht auf sein loses Maul.

«Wollen sehen, wer recht hat», meinte er und ging an seine Arbeit im Hotel.

Hier steckte er den Kopf in allen Ecken mit den Dienstboten zusammen, wenn die Meistersleute nicht zugegen waren, hörte ihrem Klagen und unzufriedenen Schelten ab und wurde ihr Vertrauter in allem, was sie an Haus und Herrn auszusetzen hatten. Von der Köchin ließ er sich hinterzogenen Wein einschenken und aß eskamotierten Schinken dazu; kurzum, es geschah nichts, ohne daß die Dienstboten ihren getreuen Verbündeten dabei hatten. Aber merkwürdigerweise wurden Wein und Schinken schon in den nächsten Tagen darauf verriegelt.

«Heute morgen habe ich ihm ordentlich die Meinung gesagt wegen der unnützen Herumjagerei», berichtete Fritz am Dienstentisch beim Mittagessen.

«Sonst wären wir beim Hagel drausgelaufen. Die Frau da unten hat mir gestern ganz im Vertrauen erzählt, wie schlecht es letzten Sommer den Angestellten hier im Haus ergangen sei. Ich bekam davon so den Verleider, daß ich fast aufgepackt und drausgestellt hätte.»

Und ein paar andere nickten beifällig.

«Die da unten in der alten Hütte?» fragte der Portier.

«Ja die», antwortete das Mädchen; «'s ist eine gar freundliche, treuherzige.»

«Oh du neugebornes Gänslein! Man sieht, daß du noch nicht in der Welt herumgekommen bist. Die sucht so viel als möglich aus einem jeden herauszubringen und erzählt alles und noch mehr dazu dem Meister wieder. Ich hab's am eigenen Leib erfahren – –»

Das eine und andere der Mädchen sah betroffen auf. «Ist's wirklich wahr? Mich hat die Donners Hex' auch gestellt und ausgefragt – – –»

«Überhaupt ist den Stägenern nicht zu trauen punkto unserer Meisterschaft. Was sie nicht unserm Herrn hinterbringen, das wird seinen beiden Schwägern in die Ohren getropft, und da möchte ich keinen Hosenknopf geben für den Unterschied. Selber hinstehen muß man und die Sache dem Meister ins Gesicht sagen! Paßt ihm das nicht, so soll er mich nur spedieren!»

Sie nickten und übertrugen dem Portier ihre Klagen zur Ausfechtung. Anfangs hatten ihm die Witzigern mißtraut; aber seitdem sie sahen, wie er oft dem Herrn ein saures Gesicht machte und ihnen dann von hitzigen Zusammenstößen erzählte, waren sie überzeugt, daß er kein falsches Spiel trieb.

«Die Ringgen in der ‹Jungfrau› unten ist doch eine glatte Nummer!» fing er einmal an; «ich glaube, von ihren Fremden ist einer und der andere bei ihr abonniert.

Von uns hat sie gesagt, wir seien eine Lumpenbande und das Haus eine Korberhütte; von der Jungfer Richard, sie müsse ihre Herkunft verleugnen, so übel sehe es um ihre Familie aus. Und das behauptet eine, welche im Winter auf der Wurst im Land herumreiten muß und längst verhungert wäre ohne ihre guten Bekannten! Der Portier im ‹Wildstrubel› kennt sie und hat mir's gesagt.»

«Da lügst wieder faustdick», warf ein Zimmermädchen ein; «wie hätte sie denn solche Kleider, und den Schmuck –»

«Hehe, dumme Grete, gläserne Diamanten und Trompetengold drum herum! Die schönen Kleider muß sie haben, wie der Zimmermann das Beil; das ist nicht wie bei einer hübschen Zwanzigjährigen, die solchen Herrn desto besser gefällt, je weniger sie anhat. Das Schönste kommt aber noch! Mit der Kueni-Karline war sie ja bis gestern ein Herz und eine Seel', lauter Liebe und Zuckererbsen, und sie hockten gesotten und gebraten beisammen. Nun haben scheint's die Zimmermädchen, die in der Kuenihütte einquartiert sind, jeden Abend Flaschenwein und Schleckereien hinübergeschmuggelt und mit Kuenis herrlich und in Freuden daran gelebt. Irgendwie ist die Ringgen draufgekommen, ebenso, daß Bettzeug, Geschirr und Gläser verschwunden sind in dem alten Dachsloch. Das hat etwas abgesetzt! Wär's auf freier Weite geschehen, zwanzig Franken Eintrittsgeld hätte man leicht von jedem bekommen. Erst ging's zwischen der Ringgen und der Karline hin und her mit Titeln, die einen Elefanten räudig gemacht hätten, und dann ging's von Faust. Huuh, Welt ghei um! Die Ringgen kann jetzt ihr verkratztes Zifferblatt mit Puder und Schminke überziehen, und die Karline hat eine Nase wie ein Schuhleist so dick und schmiert sie mit Schweineschmalz an – – –»

Alle hörten erstaunt zu, und Gelächter unterbrach oft den Bericht, den der Portier mit Mimik und Grimassen lebendig gestaltete und ausstaffierte.

Immer enger schloß er derart von Woche zu Woche die Dienstboten um sich und war kurzweiliger als irgend ein Portier, mit dem sie je zusammengearbeitet hatten. Außerdem war er ihr Fürsprecher bei dem Herrn, und an seiner Aufrichtigkeit zweifelte längst keines mehr. Die Saalkellnerinnen beneideten die Zimmermädchen und das übrige im Range unter ihnen stehende Dienstenvolk nicht wenig um den Kurzweilmacher und Berater, dessen sie nur selten, fast so im Vorbeigehen, habhaft werden konnten. Sie schimpften daher auch viel mehr über die grimmigen und wunderlichen Launen des Hausherrn, lachten ihn aus, weil er sich jeden Ärger mit den Gästen so zu Herzen nahm, daß er oft mitten am Tag zu Bett gehen mußte und dafür ganze Nächte nicht schlief, wie seine Frau einer Fremden geklagt hatte, die ihr zur Freundin geworden war.

Die Gebrechlichkeit Steiners schuf oft eine recht gedrückte Stimmung, die sich den Mädchen im Saal und denjenigen im Bureau mitteilte. Die Gäste mußten sie

bei diesen hinwiederum in kurz angebundenem, fast unfreundlichem Wesen entgelten, und wenn sich von den Betroffenen nur wenige darüber beim Hausherrn selbst beklagten, so bald er wieder zum Vorschein kam, so dachten sie doch beim Trinkgeld den Angestellten daran. Und wenn diese Quelle von der einen Seite mager floß, von der andern aber Steiner mit Vorwürfen kam, so schossen die Mädchen noch wilder herum, zerbrachen unachtsam Teller, Platten und Gläser in ihrer blinden Wut, und den Schluß bildete meist ein fürchterliches Wetter, bei dem der Herr das Blitzen und Donnern besorgte, die Mädchen das Heulen und einen Regen von Tränen.

In den ersten Augusttagen stieg ein schreckliches Gewitter am Himmel auf. Mitten im Nachmittag ward es fast Nacht; dann prasselte der Hagel gegen die Scheiben und zertrümmerte die der Wetterseite in wenigen Augenblicken, so daß die rasenden Windstöße durch die Räume fegten, indes der Donner krachte, daß der Erdboden bebte, und die Blitze grell aufleuchteten. Gottfried Steiner suchte die zu beruhigen, welche im Saal beisammenstanden wie eine erschreckte Schafherde; aber oft schnitt ihm selber ein greller Schein, ein Donnerschlag das Wort ab. Die Wenigsten hörten ihm wirklich zu, wenn er auf die Bergkuppen hinwies, welche die Blitze besser auffingen als alles Menschenwerk.

Derweilen lief sein Bruder mit den Dienstmädchen im Haus herum, weitern Schaden zu verhüten und die Wasserbäche zu dämmen, die von den zertrümmerten Fenstern her durch die Zimmer flossen. Da rannte er im halbdunklen Flur bald gegen eine zitternde Gestalt, die ihre wertvollste Habe in der Hand trug; bald stolperte er an einen Koffer, in welchem Kleider und anderes bunt durcheinander lagen. Schrecken bis zur Sinnlosigkeit, zitternde Kleinmut und Verzagtheit beherrschten diese huschenden Gestalten jetzt, da der Himmel ein offenes Wort redete. Und doch erkannte Fritz Steiner gerade in ihnen diejenigen, welche sonst am stolzesten einhermarschierten, am lautesten befahlen, am meisten prahlten. Da weinte in einem Winkel das vierzehnjährige Bürschlein, das so ruhmredige Karten über Bergtouren und überstandene Abenteuer in die Welt hinausschickte, trotzdem es nie von seiner zweihundertpfündigen Mama wegging, sich als großer Herr gehabte und den Dienstboten jeden denkbaren bösartigen Schabernack spielte.

«Ei, ei, so verzagt? Der Sturm ist ja lang nicht so arg wie der, welchen Sie bei Ihrer Jungfrautour erlebt haben!» spöttelte Fritz Steiner, der keine Karte ungelesen auf die Post trug. «Huhuhu!» antwortete es aus der Sofaecke. «Wo ist die Mama? Huhu! Wird der Blitz auch sicher nicht ins Haus schlagen?»

Mit bleichem Gesicht schoß auch der zwanzigjährige Referendar umher und zuckte zusammen, wenn ein Donnerschlag niederging. Sein Mut, von dem er seinen Tischnachbarinnen so erhabene Beispiele zu erzählen wußte, hatte sich mitsamt sei-

ner schnodderigen Korrektheit ängstlich verkrochen, als ihm der Himmel mit seinen fahlen Blitzen ins blasierte Gesicht zündete.

Klar zum Gefecht segelte eine Zürcherin umher, die von Fritz Steiner «das Kriegsschiff» getauft worden war, eine Benennung, welche die Dienstboten freudig aufgenommen hatten, wie noch manche andere. Ihr böses, verkniffenes Gesicht war mit einem schwarzen Tuch umschlungen; auf den Augen stak die Brille, deren große Gläser schwarz eingefaßt waren, so daß das Haupt nicht übel dem einer Eule glich. Das Kriegsschiff stampfte und rollte mächtig und kreuzte im Korridor auf und nieder, mit einer kleinen Schatulle beladen. Fritz Steiner kam ihm dabei in die Quere.

«Sagen Sie sogleich Ihrem Herrn, daß ich ihn für allen Schaden haftbar mache, den ich erleide, wenn das Haus abbrennt!»

«Wollen Sie die Sachen nicht lieber gleich hinaustragen lassen – – –?»

«Bei dem Regen! Nä – näi, säb nüd! Sie sind wohl verrückt!»

Im Vestibül unten las ein Engländer im Halbdunkel seine Zeitung und rauchte dazu seine Pfeife, als gehe ihn das Gewitter nur so weit an, als es ihm die Lektüre erschwere. Ein paar Menschen blickten unter der Türe in den strömenden Regen hinaus, der den Hagel bald abgelöst hatte.

«Mir tun nur die Leute leid, welche durch das Gewitter einen enormen Schaden erlitten haben müssen», hörte Fritz Steiner im Vorbeigehen sagen. Er sah sich unwillkürlich um, wer ein so unerwartetes Wort ausgesprochen. Es war ein alter Mann, der sich sonst nie besonders bemerkbar machte.

Der Hagel hatte weit herum gehaust, und die Glaser kamen lange nicht nach Stägen; in den Bergen hingen seit dem Gewitter bis tief herab dichte Nebel, und ein kalter Regen rauschte Tag und Nacht hernieder, so daß seine feuchte Kühle die fensterlosen Räume erfüllte und die Gäste aus allen Hotels in hellen Scharen vertrieb. Statt mehr als tausend, welche sonst um diese Zeit in Stägen das letzte Zimmer füllten, waren kein Dutzend Fremde mehr da; und trotzdem nach einer Woche der Himmel sich aufzuhellen begann, zogen die Dienstboten von allenthalben in kleinen, aufgeregten Trüpplein davon; denn es gab nur schlimme Launen einzustecken und kein Trinkgeld mehr. Eines Morgens war auch Frau Ringgen in aller Stille verschwunden und hatte, nach Zingg-Ännis Behauptung, nur unbezahlte Rechnungen statt der paar Tausende Franken Zins hinterlassen.

Das kalte Wetter und die Sorgen warfen Gottfried Steiner heftiger nieder als je. Der Schnitzler sprang wieder für ihn ein und besorgte, was zu besorgen war.

Ob auch die Sonne endlich wieder warm und freundlich über Stägen lag, die Fremden lockte sie doch nicht mehr herauf, und allenthalben begegneten einander trübe Gesichter.

Tagelang rechnete und überlegte Hans Eicher, und es ward ihm darob immer ernster zu Mute, besonders wenn Gottfried Steiner unter Ausbrüchen ohnmächtigen Zornes mit dem Schicksal haderte, das ihm solche Prüfungen auferlegte. Je hinfälliger sein Körper wurde, desto wilder bäumte sich sein Geist auf, und der Schnitzler entschloß sich, ihm den ganzen Umfang des Unheils überhaupt einstweilen vorzuenthalten. Aber es war, als würden die Sinne des Leidenden über seinem Brüten und Hadern immer schärfer, als sähen seine Augen durch Mauern und Menschen, und oft warf er seinem Schwager bitter vor: «Du sagst mir nicht alles!» Zahlungen sollten gemacht werden links und rechts; es kamen Mahnbriefe, erst höflich, dann deutlicher und zuletzt drohend. Hans Eicher rechnete und überlegte; aber seine suchenden Gedanken liefen sich müde im immergleichen Kreis; denn sie kehrten stets ratlos dahin zurück, von wo sie ausgegangen waren.

Verbesserungen an Haus und Einrichtung waren gemacht worden; der Wetterschaden und die verdorbenen Vorräte verschlangen eine große Summe, ohne daß ein Entgelt dafür da war; auch Zinsen mußten bezahlt sein. Bei all dem war die Saison nicht einmal die Hälfte dessen gewesen, was sie mindestens hätte sein sollen.

Das erstemal hielt der Weibel Einkehr im Waldegg, das wieder alle unter seinem breiten, ehrwürdigen Dach versammelt hatte. Vergeblich besprach sich der Schnitzler mit seinem Bruder. Was nützte auch dessen geringes Bargeld, wo zwölftausend Franken nötig waren? sagte sich Hans Eicher im nächsten Augenblick selber.

Zum zweitenmal kam der Weibel, und Gottfried Steiner verzehrte sich in leidenschaftlicher Erregung und hülfloser Angst.

«Wir müssen das Geld aufnehmen», tröstete ihn der Schnitzler. Aber wo, mit wessen Hülfe? fragte er sich. Er dachte an jeden in Stägen und mußte sich bei jedem sagen, daß es unnütz sei, ihn anzugehen, einen höhnischen Abschlag zu holen, und er zürnte es sich selber fast, daß er keine Freundschaft mit seinen Mitbürgern unterhalten hatte. Er versuchte es mit seiner und des Bruders Bürgschaft bei der Bank. Zweitausend Franken wollte die geben.

Als der erste Schnee fiel, kam der Weibel mit einer dritten Mahnung, und für die erste wurde mit Pfändung gedroht. In Stägen ward schon allerlei gemunkelt über die häufige Einkehr des wohlbekannten Mannes im Waldegg, und keiner glaubte dem Portier mehr, der Weibel bringe jeweilen die Medizin von Rotenhalm mit für seinen kranken Herrn, wie sie ihm überhaupt nicht mehr recht trauten, weil er nun auch im Winter dablieb und dem Schnitzler half.

Feißhänsel rief den durstigen alten Weibel geradewegs in die Stube, wartete ihm gut auf, und des andern Tages war es im ganzen Dorf herum, die «Montana» werde wohl vergantet noch vor Neujahr. «Unrecht Gut gedeihet nicht!» spottete Balmer

zu Feiß-Karl, der ihm doch wieder Bürgschaft verheißen hatte. «Fast dreißigtausend haben sie zu Unrecht geerbt, und das frißt nun schon so bald das wenige ehrliche Gut auch noch, das ihnen die Matei hätte hinterlassen können.»

Die Angelegenheit war zum Tagesgespräch geworden, und mancher redete davon vor seinem Haus, wenn der Weibel an der Hintertür auch auf ihn selber wartete. Trotz aller schadenfrohen Reden war eine gedrückte Luft über Stägen; mancher lachte lauter als sonst, aber es kam nicht von Herzen; mancher auch rühmte noch, und doch stand ihm der Angstschweiß auf der Stirne.

Nur Zingg-Änni war zuversichtlich; es hatte schon früh im Herbst wieder ein großes Hotel zu bauen begonnen, und auch Klara Richard wollte dem Vernehmen nach mit ihrem Plan Ernst machen.

XXXIV.

Mancher, der in guten Zeiten übermütig gewesen, ward jetzt bescheiden, tat mit Wechseln einen Bittgang von Freund zu Freund, damit sie ihren Namen auf das Papier setzten und ihn vor Gant und Schande bewahrten. Es war ein bitteres Geschäft, besonders für die, welchen als letzte Hoffnung der Steinbühler blieb. Groß war die Zahl derer überhaupt nicht, welche die Bank gelten ließ zu Stägen; unter diesen stand neben den Feißen vom «Edelweiß» Aaregger im Steinbühl obenan. Der half in diesen Tagen manchem, der aus bitterer Not, aber mit schlechtem Gewissen zu ihm gekommen war und sich jetzt teuer und heilig vornahm, nie mehr ein böses Wort über Aaregger aufkommen zu lassen, weder bei sich noch bei andern.

Die Reichen waren Meister zu Stägen, auch über Herz und Zunge ihrer Mitbürger, soweit sie in das Hotelwesen verstrickt waren. Mancher, dem Aaregger oder die Feiß geholfen hatten, glaubte ein Übriges an Beweisen der Dankbarkeit tun zu müssen dadurch, daß er mit lauten Worten darauf hinwies, wie wenig Segen Benzers Erbe denen im Waldegg gebracht habe. Balmer hatte damit den Anfang gemacht, und das bequeme Thema war dem und jenem willkommen.

Gerade in diesen Tagen stieg die Not im Waldegg aufs Höchste, und eine einzige schwache, beinahe abenteuerliche Hoffnung war dem Schnitzler noch aufgegangen. Der Kunsthändler draußen im Flachland, der ihm vor kurzem seine ersten Bestellungen geschickt und den er nur einmal in seinem Leben gesehen hatte, war ein reicher und rechtlicher Mann, der aber haushälterisch umging mit dem ehrlichen Erwerb vieler Jahrzehnte und überdies der Grenze des Menschenlebens nicht mehr fern stand. Eicher glaubte selbst nicht ernstlich an Hülfe von dieser Seite; doch die Not trieb ihn,

auch dieses Letzte, Einzige zu versuchen; Uli wollte die Bürgschaft übernehmen, von wem immer das Geld kommen mochte.

Schon nach zwei Tagen war die Antwort da; der Brief knisterte in Eichers zitternder Hand; er wagte ihn kaum zu öffnen, und die Schrecken einer Absage jagten durch sein Gehirn. Was dann? Alles war aus!

Er entfaltete das Blatt, auf welchem in dicker, altmodischer Schrift der Entscheid über die Zukunft von ihnen allen stand. Und als er den Brief zu Ende gelesen hatte, blickte er lange, lange durchs Fenster in das Wintergelände hinaus, das vor seinen Augen zu einem weißen Schimmer verschwamm. Es war ein Wunder geschehen!

Er eilte zu Gottfried Steiner, sobald er selber die Rettung zu erfassen vermochte; der richtete sich mit einem Ruck im Bett auf, und in seinen Augen leuchteten Freude und Dankbarkeit.

«Gott soll es ihm lohnen, dem wackeren alten Mann! Könnte ich ihm doch die Hand geben! Er muß ein Besonderer sein, daß er nach so viel Lebensjahren noch ein so gutes Herz hat!»

Sie freuten sich allesamt der Hülfe mit warmer, stiller Dankbarkeit für den Helfer.

«Und doch nützt es mir wenig mehr, und dir bürdet's eine neue Last auf! Ich komme nicht mehr in die ‹Montana› hinüber; bevor der Kuckuck ruft, geht's mit mir dem Gletschbacher Kirchlein zu», klagte am Abend Gottfried Steiner dem Schnitzler. Gegen seine eigene Ansicht suchte Hans Eicher dem Kranken solche Ahnungen auszureden; aber unentwegt fuhr der fort: «Außer der Hypothek und Emmas Erbe ist nur dein Geld in der ‹Montana›; das neue Darlehen kommt auch auf deinen Namen und Ulis Bürgschaft, und du wirst das Haus übernehmen müssen, wenn ich nicht mehr da bin: Es ist bitter, daß ich für alles Gute, das ihr, du und Uli, mir erwiesen habt, einen so schlechten Dank abstatte und dir eine solche Drangsal anhängen muß. Da wäre das Einfachste, so wie die Sache einmal ist, ich verschreibe dir die ‹Montana›; sonst macht dir die Behörde einmal Hindernisse auf Schritt und Tritt meines unschuldigen Kindes wegen, in Wahrheit aber, um dich und Emma zu plagen. Ihr könntet mit einem gewissenlosen, boshaften Vormund zu tun bekommen und wäret verkauft und verraten.»

Gottfried Steiner sagte da rund heraus, was Hans Eicher längst bedacht, aber nicht geäußert hatte, um den Kranken nicht zu betrüben. Sie wurden einig ohne viele Worte.

«Und dann noch eines! Suche meinen Bruder zu behalten und laß ihn machen, auch wenn du nicht immer genau weißt, was er tut. Mißtraue ihm nicht, auch wenn der Schein gegen ihn ist. Er ist treu wie Gold, aber schlau wie wenige, und wenn er's oft scheinbar mit den Schlechtesten hält, so geschieht es nur, um ihre Absichten zu

kennen und unmerklich zu vereiteln. Er ist dabei kein Ohrenträger und kein Verräter an ihnen; er macht alles allein ab.»

Notar Fritschi kam trotz des wilden Schneesturmes, mit dem das neue Jahr seinen Anfang genommen. Der Schnitzler hatte ihm angedeutet, Eile tue not.

Hatten die Stägener schon vergeblich auf die Versteigerung der «Montana» gewartet, so ging ihnen fast der Atem aus, als die Gemeinderäte nach der Kaufsfertigung andeuteten, die Pension sei an den Schnitzler übergegangen. Trotzdem sie keine Freundschaft für diesen hegten, konnten ihm doch die meisten einen ziemlichen Respekt nicht versagen, den das selbstlose Einstehen für den kranken Schwager noch erhöhte. Daneben hätten aber die Pensionshalter lieber Gottfried Steiner als Konkurrenten gehabt, und mancher prophezeite ärgerlich: «Der wird jetzt dann gleich alles fressen wollen.»

An einem sonnenklaren Wintertag erlosch Gottfried Steiners Leben ruhig und friedlich, wie ein ausgebranntes Lichtlein. Tief war die Trauer im Waldegg um ihn, gelindert aber auch durch den Trost, daß er im Frieden hatte scheiden können, den Kämpfen enthoben, für die seine Kraft nicht ausgereicht hatte. Er war seinen Nächsten langsam gestorben schon seit Wochen und Monaten, und als er nun still und friedlich dalag, hatte sich für sie nur etwas Längsterwartetes, Wohlbekanntes erfüllt. Und daß wenige von Stägen hinter dem Sarge gingen, kam ihnen auch weder unerwartet, noch besonders betrübend; der Tote war jeder Menscheneitelkeit enthoben, und die Lebenden hatten sich aus Gassenfreundschaft nie viel gemacht.

Zwar die junge Witwe litt bitter unter der Einsamkeit; aber wenn die Gedanken trüb in ihr aufstiegen und düstere Nebel um sie spannen, wenn in allen Winkeln die Klage um verlorenes Glück und sorgenvolle Zukunft sich regte, dann nahm das geängstigte Weib sein lachendes Kindlein auf den Arm und floh mit ihm vor den trüben Schatten an den Rain hinüber. Hier schnitzte Hans Eicher dem kleinen Gottfriedli ein Rößlein zurecht genau nach dem probaten Rezept seines Vaters, und sein Werk erntete viel Anerkennung. Es wurde am Borstenschweif in die Höhe gezerrt, über und über gewälzt und geworfen, und wenn auch dabei der halbe Kopf des Rößleins den Strapazen zum Opfer fiel, so wurde es seinem kleinen Herrn doch von Tag zu Tag lieber. Gottfriedli krähte, wenn ihn sein Rößlein gar sehr erfreute, und schrie, wenn es ihm auf die kleinen Patschhändchen fiel. Diese ungewohnten Laute hatte der Schnitzler noch selten in solch unmittelbarer Nähe vernommen; sie mahnten ihn in den ersten Tagen nur zum Aussehen, wie jeder andere neue Vorgang es wohl ebenso gut getan hätte. Daß die Veranlassung zu solchem Aufsehen aber ganz vergnügt in den Hobelspänen umherrutschte und von Rechtes wegen sein Neffe und Patenkind war, machte ihm die Sache noch besonders bemerkenswert. Die Katze, welche der jungen Mutter nachtrippelte,

wohin immer sie mit dem Gottfriedli ging, hatte sich hinter den Ofen verkrochen, sei es, daß sie die Gunst ihres bisherigen Spielgenossen nicht mit einem plumpen hölzernen Pferdchen teilen wollte, sei es, daß ihr die warme, ruhige Ecke besser zusagte als die mitunter sehr handgreifliche Zärtlichkeit Gottfriedlis. Aber wenn der auf seinem Thron von Hobelspänen saß, einen Mahnschrei ausstieß und nach der Ofenecke hinüber fuchtelte, so ließ der Schnitzler flugs den Meißel liegen, kroch der Katze nach, bis er sie hatte, und brachte sie dem kleinen Befehlshaber nicht ohne die Ermahnung, fein säuberlich mit dem lieben Büsi zu verfahren und nicht mit dem hölzernen Roß auf ihm zu dreschen oder es am Schwanz zu zerren.

Zehnmal konnte sich das den Tag über wiederholen, und immer williger war der Schnitzler dem Kleinen zu Diensten. «Du verwöhnst ihn mir noch ganz!» schalt Emma zuweilen, indes ihre Augen dem Bruder mit warmem Glanze dafür dankten, daß er an dem Kindlein tat wie ein lieber Vater.

Einmal nach Feierabend, als das Büblein auf seinen Knien einschlummerte und es Hans Eicher vorkam, als spiegle sich auf dem kleinen Gesichtlein ein Stück Himmel wieder, da gedachte er jenes andern, eigenen, das zur Ewigkeit eingekehrt war, ohne die Sonne gesehen zu haben, und seine arme junge Mutter mitgenommen hatte. Und er küßte den kleinen Gottfried, als wäre es jenes andere, eigene Kindlein.

Als den Schnitzler bald darauf Geschäfte nach Rotenbalm führten, reiste er abends weiter nach Ischerlohn. Er hatte einen Strauß Frühlingsblumen gekauft, um damit das Grab Nummer 127 zu bedenken. Aber es lag noch Schnee auf der Schattenseite; kaum ragten die gleichmäßigen schwarzen Pfähle mit den weißen Ziffern aus der Winterdecke, auf der sich schwach die Grabbette abhoben. Neuer Schnee begann auch immer dichter zu fallen, vom Westwind gejagt.

Leise und andächtig war Hans Eicher zu dem Grabe getreten; behutsam ging er wieder dem Tore zu, als Stimmen sich nahten. Den Blumenstrauß hielt er noch in der Hand; was sollte der im Wintersturm?

Der frühe Abend dämmerte schon, als er zu Wendelhof in dem alten heimeligen Wirtshaus mit dem neuen, kalten Anbau einkehrte und ein Nachtquartier bestellte. Lange war es her, daß er mit Elias Marti in dem kunstreichen Gotteshause oben gewesen war und mit wenig Verständnis dessen Schätze angestaunt hatte. Morgen wollte er sich bei ihnen eine rechte Kenner-Andacht gönnen.

Als er den Wirtsleuten seinen Namen und sein Gewerbe genannt, auch vom Zwecke seines Abstechers nach Wendelhof gesprochen hatte, machte die Wirtin ein geheimnisvolles Gesicht.

«Dem Kirchlein da oben und unserem Haus geht's gleich; sie sind beide einigen großen Herren im Weg – –»

Und weiter erfuhr der Schnitzler aus offenen Worten und aus Andeutungen, daß ein paar reiche Hoteliers und Spekulanten sich zusammengetan hätten, um wegzuräumen, was ihren großen Plänen im Wege stand. «Baumeister Berger kauft die Hypotheken auf und kündet sie. Jetzt sind ohnehin durch die schlechte Saison letzten Sommer viele eng dran, und es kann einer dann hin- und herrennen, wie er will, er bekommt kein Geld; dafür sorgt Berger mit seinen Trabanten. Er hat alles in der Hand weit und breit und streicht in Bern ums Antrichtloch herum, bis er hat, was er will. Er soll auch bei den Freimaurern sein; aber nur damit's ihm ja nicht fehlen kann, und hier regiert er einfach alles. Seine Schmeichler haben ihn den König von Wendelhof getauft, und das hört er gar gern. Er wird nicht nachlassen, bis der alte Pfarrer gesprengt ist, der einzige Mensch, der ihm noch die Stange zu halten wagt. Bis dahin läßt er seine Mitbürger verganten und sackt um halb Geld ihre Sache ein. Schon jetzt gehört ihm mehr als die Hälfte von Grund und Boden hier, und wieder sind vier auf den Traktanden –«

Der Frau, die erregt diese Dinge erzählte, kamen die Tränen. «Auch wir können wohl in unsern alten Tagen noch als Bettler davongehen und vorne anfangen. Seit zweihundert Jahren ist das alte Wirtshaus in unserer Familie vom Vater auf das jüngste Kind übergegangen, und alle waren habliche Leute. Da hat Berger meinem Mann so lang mit dem hotelmäßigen Anbau zugesetzt, bis er ihn machen ließ. Unsere Freude an dem währschaften, noblen Wesen dauerte so lang, bis es zum Ausrechnen kam. Nun hat uns Berger fünfzigtausend Franken mehr verlangt, als er im Voranschlag eingestellt hatte. Mein Mann ging weit herum zu den Advokaten; aber es war nichts zu machen, obschon die einen von offenkundiger Hallunkerei redeten und die andern wenigstens den Kopf darüber schüttelten. Als Antwort hat Berger die erschwindelten Titel gekündigt, und wir müssen über die Klinge springen – – –«

Hans Eicher schlief lange nicht ein, und die Wut kochte in ihm. Es tat ihm leid, daß jene Zeiten vorüber waren, wo das Schwert entschied, wo das Recht sich waffnete und auszog gegen das Unrecht in offenen, ritterlichen Kampf. Aber war da nicht auch der Stärkere, Gewandtere Sieger geblieben, wie zu allen Zeiten? schoß es ihm durch den Kopf. Es war sich alles gleich im Wandel der Zeit, nur daß das Schwert zur Feder, der Schild zum Geldsack und der grimme Ritter zum perfiden, dickbäuchigen Spekulanten verkümmert war.

Mit dieser Vorstellung schlummerte er endlich ein, und Berger, den er als Magnaten der Morgenhornbahn von Ansehen wohl kannte, erschien ihm im Traum, den dicken Leib in einen Panzer gezwängt, den Helm auf dem rötlich schillernden Kopfe. Seine Gegner sahen winzig aus neben ihm, und winzig und gebrechlich waren auch

ihre Waffen. Statt des Schwertes hielt der Rittersmann eine Nadel in der Hand mit einem langen Nähtling, und auf diesen zog er sie höhnisch grinsend einen nach dem andern, wie Kinder Erdbeeren auf einen Grashalm reihen. Da waren neben verganteten Hoteliers auch Ratsherren, Rechtsgelehrte, Winkelagenten, und als der Nähtling keinen mehr faßte, wand ihn Berger um seinen Geldsack. Wohl schrie mancher von den Aufgespießten Helfio, und andere lärmten auf der Straße; Berger lachte nur höhnisch und klopfte drohend mit der Faust an die Wand.

Das Klopfen ward stärker, und jemand rief: «Herr Eicher! – – Herr Eicher – –!» Der Schnitzler fuhr in die Höhe und riß die Augen auf. Blutroter Schein erleuchtete das Gemach; Hörner gellten; schreiende Menschen rannten draußen dahin, und ein fernes Prasseln war deutlich vernehmbar. Hastig kleidete Eicher sich an und eilte hinunter; das alte Kirchlein brannte lichterloh, und eben stürzte der Turmhelm zusammen. Jetzt kam der Wirt zurück: «Sie können erst jetzt anfangen mit Löschen. Beim Spritzenhaus staken kleine Steine im Schlüsselloch, und die Türe mußte schließlich aufgesprengt werden. Aber die Kirche ist schon e i n Feuer; es muß in allen Ecken zugleich losgegangen sein – –«

«Ja, von was ist denn der Brand ausgebrochen –?»

«He, denk' vom Erdäpfelwaschen! Unsere großen Herren sind alle oben, und Berger hat der Löschmannschaft ein Fäßlein gestiftet, weil sie so eifrig seien mit Wehren. Er jammert gar über die Altertümer, welche da zu Grunde gehen und sagte, es sei gut, daß er sie habe abzeichnen lassen, weil solche Dinge ihn von Jugend auf interessiert hätten.»

«Der Hallunk!» schoß die Frau los. «Pscht! Sei still! Wenn's seine Spione hörten, so müßten wir ihn vor Gericht bräver machen, als er seiner Lebtag jemals war.»

XXXV.

Der Kirchenbrand von Wendelhof gab eine Zeitlang viel zu reden und zu drucken. Aber die Untersuchung brachte nichts heraus als die Steine im Schlüsselloch des Spritzenhauses, und auch diese nur unter dem Beistand eines Schlossers. Der Besitzer des Burghotels «Wendelhof» schenkte der Gemeinde einen anderen Kirchenplatz und Friedhof; Berger steuerte ein paar tausend Franken für die neue Kirche, und die Gemeinde schlug gegen schönes Geld den alten Kirchhof zum Schloßhotel.

Das stand alles, mit Lobreden auf die großmütigen Geber verbrämt, in den Zeitungen; ebenso, daß die Grabsteine der alten Ritter in der neuen Kirche zu Ehren kommen sollten, soweit Feuer und Wasser sie nicht gesprengt hatten.

Über den Gräbern selber wurden kunstvolle Gartenbeete und zierliche Kieswege errichtet, und ein Spötter schrieb in der «Landes-Zeitung», die Helden von Murten, Novara und Neuenegg werden sich wundern, wenn im Sommer die Fremden in Lackstiefeln auf ihren Köpfen herumspazieren, vielleicht Nachkommen derjenigen, welche sie in blutigem Strauß besiegt hatten. «Wie einfältig waren doch die alten Schweizer, daß sie die fremden Herrschaften nicht über sich dulden wollten! Da sind die Enkel gescheiter: die bauen ihnen Paläste und tun alles, was ihren Aufenthalt und ihre Herrschaft verlängern kann, schämen sich fast der Republik und verleugnen sie, wenn's sein muß, damit das monarchische Gefühl der Gäste nicht verletzt werde. Kommt gar ein Prinz oder eine Prinzessin angereist, so hallt jeder Schnaufer Ihrer Hoheit im Lande wieder; zu jedem ihrer Nieser müssen die Zeitungen ‹Prosit› schreien, und die Dekane der Hotelindustrie werfen sich Hochdero zu Füßen, daß ihnen die Rippen krachen, und schlüge der Dreck dabei auch fußhoch über ihnen zusammen und spritzte im ganzen Bergland herum!»

So schrieb das Blatt bissig und ward dafür von den Angegriffenen gehörig bei den Ohren genommen. Aber der Kampfhahn schien nicht erschrockener Natur zu sein; es kam noch mehr nach.

«Ein Lügenbals sei ich, sagen die Großen im Rate der Hotelindustrie verblümt, ein Verleumder und Verdreher? Da sie mir das schwarz auf weiß geben, so will ich mich nun auch auf dem gleichen Weg rechtfertigen: Die Fremdenindustrie sei mittelbar und unmittelbar für weite Kreise, ganze Gegenden unseres Landes ein Haupterwerbszweig geworden, behaupten nicht mit Unrecht meine Gegner; sie dürfe die größte Rücksicht und Aufmerksamkeit für sich beanspruchen. Ja, wird ihr die nicht zu teil? Richtet sich nicht der Plan der Militärschulen in den ‹betroffenen› Gegenden sogar damach? Unterstützt nicht der Staat finanziell und moralisch die Propaganda? Suchen nicht die Durchgangspunkte des Fremdenverkehrs sogar im Unterland patriotische Vorwände, um den Fremden etwas vorfestivieren und vorfeuerwerkern zu können? Und gackern nicht alle Zeitungen laut auf, wenn die Fremdenindustrie ein neues Ei gelegt hat, sei es der Grundstein zu einem Grand Hotel oder zu einer Bergbahn, und bringen spaltenlange Reklameartikel? Wer wagt es da noch, von systematischer Gehässigkeit des Flachlandes gegen die Berghotellerie zu flunkern? Wir sind ja hier unten wie in einem Bann!

«Wenn auf einem Berg vier Fremde Schinkenbrot gegessen haben, so werden fünf Hotels hinaufgestellt; diese rufen wieder einer Bahn, und die Behörden geben dem Projekt ihren Segen. Die Bahn schleppt dann allerdings hinauf, was das Zeug hält; aber die vier Bergfreunde, die einmal der stolzen Höhe zuliebe hinaufwanderten, sind nicht darunter. Solche Leute wollen Bergluft, nicht Eisenbahnrauch; sie hören lieber

das Herdengeläute als polyglottes Geschnatter und den Klatsch der Table d'hote, ohne den der waschechte Reisepöbel nicht leben kann, und der in seiner Mitte aufgeht wie die Schwämme auf dem Mistbeet. – – –

«Und nun der Nutzen für unser Land! Er war bisher, wenigstens materiell, ein gewaltiger; ich brauche bloß den Verbrauch von einheimischen Nahrungsmitteln, die Einnahmen der Bahnen und Schiffe, die Gewerbetreibenden und Handwerker zu nennen. Aber jetzt naht auch der Moment, wo die Gefahr der Überproduktion da ist; wo dort oben fast jeder Bauer, selbst wenn er kaum einen Halbliter von einem Fünfliter abrechnen kann, eine Pension baut und in seiner Unbeholfenheit der Spielball geriebener Dienstboten und gemeiner, rücksichtsloser Gäste wird. Denn gerade auf solche Wirte hat es diese große Kategorie unter den Fremden abgesehen; der Mann ist ihnen schutz- und wehrlos preisgegeben, und wagt er je zu mucksen, so kriegt er eins auf die Nase. Sie schreiben ihm vor, was sie essen wollen; sie schreiben ihm vor, wie ihr Zimmer eingerichtet sein soll; sie bestechen seine Dienstboten durch Trinkgeld zu Pflichtverletzungen, und zu guter Letzt diktieren sie ihm auch, wieviel sie zahlen wollen. Ob er im Herbst für seine Arbeit etwas hat, ist ihnen furchtbar nebensächlich. Wir haben es darin schon jetzt so herrlich weit gebracht, daß die Fremden laut rühmen, sie lebten billiger und besser auf den Bergen als im Tal, billiger und besser auch als bei sich zu Hause!! Der große Haufe, der es so treibt, schmarotzt also tatsächlich auf uns herum! Er lacht sich dafür auch ins Fäustchen über die dummen Schweizer, wie wir's nicht anders verdienen. Da sind die Tiroler und Oberbayern klüger; die lassen sich zahlen.

«Denn nicht nur den Wirt geht der moralische und finanzielle Schaden an, den er erleidet, sondern mittelbar das ganze Land. Es ist zumeist das Geld Fernstehender, das ihm gegen Bürgschaft Pauls und Peters anvertraut wird; er macht seine Bezüge meist bei Geschäftsleuten des Flachlandes, bei denen er Kredit beanspruchen muß. Wirft sein wackeliges Fuhrwerk endlich um, so kommt er nicht nur um die eigene Habe; die Bürgen müssen mit, und der Geschäftsmann kann ein Kreuz zu seinem Guthaben machen. Manche Dienstboten lernen Betrug und Hochmut, die Mädchen oft noch anderes; fragt nach, woher diese Sorte die Silberbestecke, das Bettzeug, die Handtücher hat, die im Herbst mit dem und jenem von ihnen zu Tal wandern; fragt nach dem Ursprung der Lüderlichkeit vieler: In Hotels mit schwacher Disziplin hat solches seinen Ursprung genommen und ergießt sich im Herbst ins Flachland hinunter.

«Ihr verwöhnt die Gäste, und zum Dank pressen sie euch das Blut aus; um ihretwillen bringt ihr die Habe der Freunde und Helfer in Gefahr; die Gäste auch dürfen mit Beispiel und Bestechung Tausende junger Mitbürger in Versuchung führen, ohne

daß ihr es wagt, euch dagegen aufzulehnen aus Furcht vor Schaden! Ihr demütigt euch und euer Land vor ihnen, und sie höhnen euch und uns zum Dank dafür.

«Kommt aber gar eine Prinzessin angereist, so dankt ihr knixend und buckelnd der Hoheit für die Ehre, die sie unsern Bergen erwiesen habe, und seid blind für das mitleidige Lächeln, das selbst der verbohrteste Monarchist für solche Pseudo-Republikaner haben muß. Und doch sind euch die hohen Herrschaften nur Reklametafeln, die ihr vor der ganzen Welt leuchten lassen wollt.

«Oder die öffentliche Meinung lehnt sich auf gegen ein Unrecht, eine Gewalttat, die irgendwo in der Welt geschieht. Da schämen sich eure Matadoren nicht, ihr den Fußtritt zu geben, sie zu kanzeln wie einen vorlauten Hund, mit der schäbigen Begründung, so etwas beeinträchtige euer Gewerbe. Schämt euch!

«Wohl könnt ihr euch darauf berufen, daß mancher rührige Mann im Hotelwesen mit Ehren zu Reichtum gekommen sei; aber ihr tut das Möglichste, dies in Zukunft zu vereiteln. Ihr schafft euch Konkurrenz bis aufs Blut und lockt mit allen Mitteln die Fliegen herbei, die von den kranken Zuständen schmarotzen; die Bienen, welche Honig eintragen, vertreibt ihr mit Reklamelärm und Eisenbahnrauch. Das urwüchsige Hirtenvolk unserer Berge gehört bald der Sage an, wie die Bären und Steinböcke. Ihr habt ihm die Spekulationswut, die Segnungen der Hyperkultur auf den Hals geschickt, ohne es dafür zu wappnen, es darauf vorzubereiten, und wer nicht weiß, was daraus für ein Charaktergemisch entstanden ist, der gehe hin, aber nicht als verhätschelter Kurgast, und erfahre es.

«Fahret fort, bauet Bahnen allenthalben, schändet die Jungfrau mit Maschinengetöse und trüber Menschenflut und zwingt ihr Haupt unter Füße, an denen der Kot der Großstadt haftet! Sie wird lieblich erröten im Reigen der Berge, wie seit Urzeiten, wenn die Abendsonne scheidet, wie je, da noch der Mutige sie mit Lebensgefahr gewann. Ihr aber habt sie vergewaltigt; ihr verschachert sie um schnöden Gewinn wie eine feile Dirne!

«Fahret fort, bauet Hotels und Pensionen allenthalben, erniedrigt euch gegenseitig in wildem Neid gegen einander und in heuchlerischer Demut gegen die Fremden! Wirft ein Krieg oder andere Gewalt euer Kartenhaus um, so könnt ihr euch damit trösten, daß das ganze Land die Folgen unsinniger Spekulation mittragen muß. Denn Spekulation läßt jetzt Hotel an Hotel entstehen, nicht mehr nur der Bedarf; der große, skrupellose Spekulant fängt auch schon da und dort an, den kleinern, schwächern zu vernichten, sich an seiner und anderer Habe zu bereichern.

«Der dies schreibt, sieht sich die Schneegipfel längst nur noch aus der Ferne, vom friedlichen Hügel im Flachland aus, an. Er sieht von den Fremden wenig mehr

als ihre Proviantspuren in Kirchen und Museen, oder etwa ihr grobes Markten um ein Stücklein Seife beim Spezierer in der Stadt. Aber einmal hat er mitten im Trubel gestanden nicht weit vom Steuerrad und hat alle auf dem Saisonschiff kennen gelernt, Mannschaft und Passagiere!»

Als Hans Eicher das Zeitungsblatt aus der Hand legte, war es ihm warm ums Herz, und seine Augen funkelten. «Bös, aber gut!» rief er vor sich hin. Aber dann fiel ihm plötzlich ein, daß er in der Fehde nicht mehr unbeteiligter Zuschauer war und daß sie den Fremdenstrom schmälern könnte, von dem auch er ein Wellchen unter sein Dach zu leiten suchen mußte.

Fritz Steiner studierte das Blatt auch durch. «Oi, den werden sie rädern oder pfundweis ausmetzgen! Aber er hat beim Hagel recht. Sehe einer bloß die Schindluderei an mit der Zingg-Änni! Jetzt hat sie auch das Hotel ‹Jungfrau› verkauft, und das neue, das ‹Bellevue›, soll noch auf die Saison fertig werden. Sie bauen ja zwar hier oben liederlicher als die Spatzen und streichen's dann schön an. Aber das ‹Bellevue›! Das muß einfallen, bevor es ein Dach hat. Da baut die Jungfer Richard, oder vielmehr ihr Architekt, solider – –»

Im Nachmittag ging Hans Eicher zu Kueni hinüber; es war dies der erste der vielen Besuche, die er vorhatte, um mit den Anstößern über eine Verbreiterung des Weges zum Bahnhof zu verhandeln. Klara Richard war auch da, und er grüßte die künftige Nachbarin recht freundlich, bekam aber nur kühlen Bescheid und verabschiedete sich bald.

Die Wegangelegenheit hatte bei Kueni willige Ohren gefunden, ebenso bei den zwei nächsten Anstößern. Dann folgte ein altes, verschnapsetes Weiblein, dessen Sohn selber eine Pension zu bauen im Begriffe stand.

«Unter fünfzig Franken für den Laufmeter tu' ich's nicht; könnet machen, was Ihr wollt!» beschied es den Schnitzler; «wenn man so hat erben können, sollte einer sich überhaupt schämen, andern ihre Sach' abzwacken zu wollen.»

Da das Weiblein einen Geruch um sich verbreitete wie ein Schnapsfaß, das an der Sonne steht, so ging Eicher weitern Verhandlungen mit der streitsüchtigen Alten aus dem Wege.

Den Balmer traf er vor dem Haus und brachte ihm sein Anliegen vor. «He, man kann ja sehen, wenn's einmal so weit ist und wieder mit dem Karren gefuhrwerkt sein muß. So viel ist sicher, daß es so auf die Länge nicht geht. Der Weg ist zu schmal, und wenn der Portier mit seinem Wägelchen kommt, müssen die Fußgänger ausweichen, ins Gras – –»

«Das ist auch meine Ansicht, und darum möchte ich den Weg noch zurechtmachen lassen vor der Saison.»

«So find' dich einstweilen mit den Anstößern ab; dann hast noch alle Zeit.»

«Hab' Dank! Sollst nicht zu Schaden kommen.»

«Nichts zu danken.»

Sechsmal war Eicher schon bei dem alten Schnapsweiblein gewesen und hatte es mit Geld und guten Worten probiert; als er beim siebenten Besuch nach Fritz Steiners Rat zwei Flaschen starkes Kirschwasser mitbrachte, gelang das Abkommen, und Eicher bestellte auf seine Kosten den Wegknecht. Wohl gingen die Fremden aus allen Hotels über den Weg dem Morgenhorn zu und belagerten jede Ruhebank bei der «Montana», ob sie auch nicht deren Gäste waren. Eicher glaubte daher Anspruch darauf zu haben, daß die Kurgesellschaft zu der Wegverbesserung Hand biete, zahlte sie doch sogar jährlich einen namhaften Beitrag an des Steinbühlers Sträßlein, auf dem außer ihm kein Mensch fahren durfte. Aber einstweilen mußte etwas geschehen.

Der Wegknecht steckte die Verbreiterung aus und ging mit seinen Taglöhnern ans Werk. Da kam Balmer querfeldein. «Was soll's geben?»

«Den Weg wollen wir breiter machen –»

«Ho, da wird man auch etwas mitreden dürfen, wo's über eigenes Land geht. Auf meinem Stück lasse ich den Montanaherrn nichts machen – lasse auch im Sommer seinen Karren nicht mehr fahren. Der maulfertige Portier soll die Sachen tragen!»

Der Wegknecht brachte dem Schnitzler den Bescheid, und umsonst stellte der den Balmer zur Rede.

«Ich habe dir nichts versprochen, und es wird über meinen Boden weder geweget, noch künftig gefahren. Punktum, sonst such' mich vor Gericht an! Ich lasse sofort verbieten.»

Der Groll stand dem Schnitzler zu oberst; aber er schwieg, um sich nicht die letzte Aussicht auf Verständigung zu rauben. Aber als nach ein paar Tagen ein neuer Pfahl in Balmers Land stund mit einem Verbot daran, wollte ihn doch der Zorn übernehmen. Er schrieb an Fueter im «Wildstrubel», damit die Kurgesellschaft Wandel schaffe.

XXXVI.

Bald darauf war eines Abends die Frühlingsversammlung des Kurvereins im «Edelweiß». Eicher kam etwas später, als angesagt war, und als er im Hausflur eben den Mantel auszog, hörte er die schnarrende Stimme des Präsidenten im Sitzungszimmer: «Ich habe Ihnen nun gebührend von der Zuschrift des Herrn Eicher Kenntnis gegeben. Meiner Meinung nach geht die ganze Angelegenheit die Kurgesellschaft nichts an und ist eine Privatsache zwischen Eicher und Herrn Balmer. Der Herr in der ‹Montana› scheint überhaupt kuriose Ansichten zu haben.»

«Der Weg ist natürlich Privatsache – –» stimmten mehrere zugleich bei.

Eicher war unwillkürlich an der Tür stehen geblieben und traute seinen Ohren kaum. War das derselbe Fueter, der immer bei jeder Gelegenheit seinen Biedersinn zur Schau trug, gegen ihn so besonders freundlich sein konnte, wenn sie zusammentrafen, und ihm allerhand Ratschläge gab? Hans Eicher rieb sich die Augen, als habe er geträumt; dann trat er ein, und Fueter war der erste, der ihm freundlich die Hand reichte. «Schade, daß Sie nicht früher kamen. Das Traktandum Ihren Weg betreffend mußte leider dahin entschieden werden, daß der Kurverein momentan nicht darauf eintreten könne – –»

«Und warum nicht, da der Weg doch von den Gästen aus allen Hotels benutzt wird?»

Fueter zuckte die Schultern. «Es würde zu weit führen, wollte man zu jedem Hotel von uns aus einen Weg bauen –»

«Aber ich will ja die Kosten tragen; der Verein soll bloß die Schwierigkeiten mit dem einen Anstößer beseitigen, der mir hinderlich sein will.»

Fueter zuckte nochmals die Schulter und schnarrte: «Wir kommen zu Traktandum zwei: Weg aufs Morgenhorn.

Traktandum drei: Weg zum Bühlwald.»

Alles ging glatt, auch der Weg zum Bühlwald, der zufällig vor dem Hotel «Wildstrubel» ausmündete.

Ärger und Kleinmut über solchen Hohn und solch augenfällige Zurücksetzung hielten sich in Eicher die Wage, und er hatte die spöttischen Seitenblicke wohl bemerkt, welche ihn bei der Abstimmung über den Wildstrubelweg streiften. Aber er zwang sich zu einem gleichgültigen Gesicht.

«Ich war also kürzlich auf der Direktion der Morgenhornbahn, um zu sehen wegen dem Jahresbetrieb, damit wir im Winter hier oben nicht so abgeschnitten sind. Da hat man mir geantwortet, die Bahn sei für die Fremden gebaut worden, nicht für die Einheimischen. Die Fremden kommen im Sommer, da fahre die Bahn, und den Hiesigen frage sie nichts nach; die könnten ihretwegen im Winter laufen, wenn sie irgendwohin wollen. Darauf habe ich noch in Bern probiert, wo ein paar Freunde von mir nicht weit vom Anrichtloch sind. Da habe ich dann gleich gemerkt, daß unterholzt worden ist. Man wolle sehen, was sich tun lasse, hieß es.»

So berichtete Fueter, und unwilliges Murmeln ging durch die Versammlung.

«Wir dürfen es mit der Bahn aber deswegen nicht verderben und gar auf den

Konzessionsbedingungen beharren; sonst plagt sie uns auf eine andere Art», warf Aaregger ein.

«Aber eine Schand' ist's doch, daß man sein Recht nicht verfechten darf und die großen Herren machen können, was sie wollen!» schimpfte Bühlpeter.

«Und von Jahr zu Jahr schrauben sie nach Belieben die Frachten hinauf, trotzdem die Bahn mehr einträgt als jede andere weit umher!» polterte ein anderer.

«Sie sagen eben, wenn die Bahn nicht gekommen wäre, so hätte aus Stägen nie etwas werden können. Wir sollen ihr daher dankbar sein und 's Maul halten.» So beschwichtigte Fueter die erregten Gemüter.

«Nun weiter! Ich möchte darauf hinweisen, wie immer öfter der Fall eintritt, daß benachbarte Kurorte mitten in der Saison ausstreuen, es seien ansteckende Krankheiten ausgebrochen in Stägen. Das ist unreell, und wir müssen derlei Alarmnachrichten natürlich sogleich widerlegen, wenn wir nicht enormen Schaden haben wollen. Zu den grundlosen Gerüchten haben letzten Sommer zwei Beerdigungen Anlaß gegeben, und ich beantrage daher, der Kurverein solle daran treiben, daß Beerdigungen während der Saison künftig nachts vorgenommen werden – – –»

Niemand war dawider.

Der Sekretär trug Punkt für Punkt in sein Protokoll ein, rauchte Zigaretten dazu und zeichnete Figuren auf sein Löschblatt.

«Nun weiter! Wir müssen für eine zweckmäßige Reklame sorgen, für etwas recht Zügiges. Wir müssen uns mit bekannten Schriftstellern und Redaktoren in Verbindung setzen, sie einladen und sie veranlassen, daß sie für unsern Kurort wirkungsvoll arbeiten. Ich hatte letzten Sommer in meinem Hause den Herrn Minister von Schierstedt» – und Fueter sah sich mit einer kleinen Pause achtunggebietend im Kreis um – «Exzellenz Knoblich und den Herrn Fideikommißgutsbesitzer Grafen Katzenwadel – –»

«Und ich den Herrn General Stototot –» gackerte Bühlpeter, den es in der Kehle brannte, daß Fueter seine noble Kundschaft aufzählte. Sein Paradestück, den General, wollte er doch auch aufmarschieren lassen; aber in der Angst brachte er den langen polnischen Namen jetzt nicht heraus, wie er auch daran würgte. Fueter machte ein spöttisches Gesicht über die unparlamentarische Unterbrechung. «Stotosinzki!» forderte Bühlpeter endlich zu Tage, «der Herr General Stototot–», da blieb das verflixte Wort wieder hängen.

Fueter fuhr fort: «So war ein deutscher Romandichter bei mir, der eine Geschichte schreiben will aus dem oberländischen Volksleben mit Stägen als Ort der Handlung und Hintergrund. Er kannte noch wenig von den hiesigen Gebräuchen und verstand anfänglich die Leute nicht, bei denen er die nötigen Vorstudien machen wollte. Da

bin ich ihm so viel wie möglich an die Hand gegangen, habe Reisebeschreibungen und Photographien vom letzten Schwingfest zu Ischerlohn kommen lassen – alles aus meinem Sack, so gut wie der Champagner, mit dem ich dem unbezahlbaren Mann ab und zu aufwartete. Er hat auch ein paar Gedichte über die Jungfrau gemacht, gar schön und kunstvoll. Die sind in deutschen Zeitungen gekommen. So etwas macht Reklame, meine Herren; dieses System müssen wir ausbauen!»

Alle nickten.

«Und nun, hat noch jemand etwas vorzubringen? Wenn nicht, so ist die Sitzung geschlossen. – Herr Aaregger!?»

«Es ist uns schon oft von ernsten Leuten der Vorwurf gemacht worden – mchm – es stehe gar übel um das geistliche Leben hier oben, und nicht ganz mit Unrecht. Auf meine Verwendung hin hat sich nun der evangelische Verein bereit erklärt, eine Summe von dreitausend Franken auszusetzen für Vergrößerung der Kapelle, sofern die Kurgesellschaft und die Gemeinde die Bausumme bis auf das Doppelte bringen würden. Die sechstausend Franken reichen ja natürlich nicht; aber ich will – mchm – gerne auch mein Opfer für die gute Sache bringen», erklärte Aaregger und führte unter allgemeinem Stillschweigen und Kopfnicken aus, wie wichtig im Grunde der Gottesdienst sei, wie er gepflegt werden müsse der Einheimischen und Fremden wegen. Gerade den Engländern sei die Frage nach dem Gotteshause das Erste, und da habe er sich oft vor ihnen geschämt der kleinen Kapelle wegen.

«Das ging mir auch so», bestätigte Fueter, «und die Engländer sind meistens wunderliche Leute, aber gute Gäste. Nur schade, daß sie mit den Deutschen sich nicht gut vertragen und zu viel Wasser trinken statt anderes – –»

«Oh, was das ist, meine Engländer haben die dickste Freundschaft mit den ärgsten Berlinerjuden gemacht und Champagner getrunken wie Bach –» rief Balmer wichtig.

«Dann war das eine besondere Sorte.»

«Zurückzukommen auf das Gotteshaus – –» mahnte Aaregger.

«He, ich denke, da wird niemand etwas dagegen haben, und wir übertragen Ihnen auch unserseits die Ausführung. Wegen dem Gemeindebeitrag muß man eben dann sehen. Oder ist jemand anderer Meinung?»

Bühlpeter war eingenickt und wollte zu träumen anfangen; da gab ihm sein Nachbar einen leisen Stoß. Peter fuhr in die Höhe und fragte laut: «Was ist?»

«Feierabend!» meinte Fueter und lachte.

Die meisten kehrten geradewegs heim, und Hans Eicher fing einen recht hämischen Blick von Balmer auf, als er an ihm vorüberging. Draußen wartete Fueter und gesellte sich zu ihm.

«Ich habe Ihren Weg durchdrücken wollen; aber Sie haben eben viele Übelgesinnte. Es ist recht schade. Was die Kirchensache ist, können wir alle Gift drauf nehmen, daß Aaregger, der alte Fuchs, dabei gehörig zwischenheraus profitiert. Und dann der Balmer mit seinen Champagner-Engländern! Die sollte er ins Museum schicken; das sind gar seltene Vögel und würden ihm teuer bezahlt; denn es kann sie sonst niemand auftreiben.»

Hans Eicher antwortete wenig und dachte viel. Als ihre Wege sich bald trennten, mochte er noch nicht ins Haus. Es war ihm so eng, daß er kaum Atem zu finden vermeinte, und langsam wanderte er durch die Frühlingsnacht zu der Bank am Waldesrand empor, die hoch über Stägen und der menschlichen Erbärmlichkeit lag. Der Nachtwind zog leise durch die Tannen und rauschte kaum vernehmlich im jungen Laub der Büsche zu beiden Seiten der Ruhebank. Tief zu Eichers Füßen glommen rote Fünklein, von denen eines nach dem andern erlosch. Dort war Stägen, dessen Häuser ihm aus der Ferne und im Zwielicht der wolkenlosen Nacht vorkamen wie verschieden große Würfel, von einem Spieler hingeworfen auf den gewellten Teppich. Über dem Tal zog ein leichter Nebelschleier dahin, aus dem jenseits der schwarze Wandberg aufstieg. Hinter diesem dämmerten vereiste Gipfel in den Himmel empor, an welchem Stern an Stern in sattem Glanze stand. Voll Bitterkeit blickte Hans Eicher hinunter auf die roten Lichtlein; sie waren seinem Sinnen und Zagen jedes ein Leuchtfeuer, das drohende Gefahr verkündete, lauernden Verrat, Tücke, Feindschaft und Ungunst. Was hatte er den Menschen, die um diese Feuer lagerten, Leides getan, wodurch ihren Haß erregt? Aber waren sie unter sich weniger verräterisch, gab es eine treue Freundschaft zwischen ihnen? Aber auch keine offene, ehrliche Feindschaft konnte er finden, nichts als Falschheit in kalter, schlüpfriger Fischhaut, nichts als Mißgunst, Verrat und heimlichen Hader. Trunkenes Singen drang zu ihm herauf, der Vorbote tollen Lumpenlebens, das mit den Frühlingslüften wieder erwacht war und zuweilen wenigstens einer weinseligen Ehrlichkeit bei dem einen und andern verkommenen Burschen zum Durchbruch verhalf, so daß er seinen Haß in Worten und Taten offen erzeigte.

Drüben erlosch auch das Licht im «Wildstrubel»; der Mann mit dem glattgescheitelten Haar und den korrekten Manieren ging dort mit gutem Gewissen zu Bette. Er hatte seinen Zweck erreicht, hatte auch den des Nachbars durchkreuzt und sich den Dank des mächtigen Steinbühlers erworben. Das mochte ihm eine angenehme Nachtruhe schaffen.

Da unten lag Kuenis alte Hütte als ein breiter schwarzer Fleck, und rechts daneben ragten hohe Mauern eines neuen Sorgenpfuhls aus dem Boden. Links stach das Hotel «Jungfrau» scharf von der Finsternis ab, die Schöpfung eines gewissenlosen

Weibes, dessen Mittel und Wege zur eigenen Bereicherung allen wohl bekannt waren. Aber gerade diese freche Skrupellosigkeit nötigte den meisten Stägenern einen tiefen Respekt ab; die Furcht vor Auftritten mit dem verschlagenen Weibe hielt die übrigen im Zaume, und Zingg-Änni blieb unangefochten, ward von allen manierlich gegrüßt, ward durch Bereitwilligkeit und kleine Handreichungen gefördert.

Der Zeitungsschreiber im Unterland fiel dem Schnitzler ein. Ob der wohl in Stägen seine Erfahrungen gesammelt hatte? Fast wollte es ihm so scheinen, und dennoch war es nicht möglich. Es mußte also ein zweites Stägen geben irgendwo am Fuße reiner Gletscher, vielleicht ein drittes, oder ein Dutzend. Arme Berge, was haben die Menschen euch angetan!

Hans Eicher sah nach den blassen Gipfeln hinüber. Und dann erging es ihm, wie es wohl dem ersten Menschen ergangen, dem die Erbärmlichkeit in der Welt zum Bewußtsein kam; er richtete seinen Blick zum ewigen Himmel empor, als sollte von dort Stätigkeit und Recht der Erde zu teil werden. Tausend Lichtlein glänzten droben wie Kerzen eines göttlichen Weihnachtsbaumes, unter dem die Menschen in Liebe einander ihre Herzen zu des Schöpfers Preis darbringen sollten. Wie viele taten es?

Tiefer und tiefer drang Hans Eichers Blick in die sterngeschmückte Unendlichkeit; die hellen Gestalten Abgeschiedener zogen daran vorüber, verklärt und frei von irdischen Mängeln: der Vater, Benz, Dorothea, die Mutter und treue Freunde aus seinen Wanderjahren. Er betrauerte keine der Seelen, die von hartem Kampf erlöst waren, sehnte sich aber auch nicht nach gleichem Glück; denn ihm blieben noch viele Pflichten zu erfüllen auf Erden. Er wollte sie willig auf sich nehmen, wie jene ihr Teil auf sich genommen hatten. Aber den geraden Weg wollte er gehen, unbekümmert um Neid und Haß, wollte mit blanker Wehr den versteckten Angriffen trotzen. Sein Herz weitete sich, wie der Sternenhimmel weiter und tiefer zu werden schien vor seinen träumenden Augen. Aus der Zuversicht ward Kampfesfreude, die Lust, der Erbärmlichkeit zu seinen Füßen den Krieg zu eröffnen, einer gegen alle, und mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen gegen den tückischen Gegner einzudringen. Ein funkelnder Stern kam hinter dem Wandberg heraus und zog das Auge des Träumers auf sich, herab auf das finstere Dach der «Montana», über dem er stand. Vor dem düstern Schatten blieben die angriffslustigen Gedanken stehen wie vor einer unüberwindlichen Schranke, und Hans Eicher fühlte im nächsten Augenblick, daß er gefangen war durch diese gespenstigen Mauern, daß ihm nichts erlaubt war als die vorsichtigste Verteidigung. Aber weit und warm war ihm doch ums Herz, und keine Erbärmlichkeit sollte an ihn kommen; das gelobte er sich und dem Sternenhimmel.

XXXVII.

Die Welt stürmte auf ihrem schiefen Gang weiter, und es war, als habe die Sonne seit langem zum erstenmal wieder ihre Freunde an dem wunderlichen Ding, das unser Herrgott so schön erschaffen und ihrer Obhut anheimgegeben hatte. Es konnte einer meinen, sie wolle an Wärme und Freundlichkeit nachholen, was sie seit Jahren versäumte, als sie hinter düstern Vorhängen oft tagelang geweint und geschmollt; ob ihr selber die Mangelhaftigkeit der Menschen in jenen Zeiten zu Herzen gegangen oder ob der liebe Gott ein ernsthaftes Wort mit ihr deswegen geredet hatte, brachte kein Wetterweiser zu Tage; wie sie auch damals am Himmel herumgeguckt hatten, es war nichts dabei herausgekommen als verregnete Nasen und trübe Fernrohre.

Schon im Juni trieb die Hitze Scharen von Gästen in die Berge, und in den ersten Tagen Juli nahm zu Stägen das letzte freie Bett seinen Herrn auf; denn ein Herr war es und zwar ein stattlicher; das Bett stand in der «Montana» und ächzte unter seiner Last, als möge es den Herbst nicht erleben. Der alte Haudegen, ein preußischer Oberst, welcher das Pulver nicht bloß auf dem Schießplatz gerochen hatte, schien für das Ächzen kein Ohr zu haben, schlief gut und lachte über die, welche am Tisch jammerten, sie hätten wegen einer Maus wieder kein Auge zugemacht. War er allein, so ging's an ein Singen und Pfeifen den Vögeln draußen zum Trotz; war er bei andern, so wußte er Schnurren und Geschichtlein zu erzählen ohne Ende. Den Portier redete er per «mein Sohn» an, die Kellnerin per «mein Kind»; kam ihm Eicher in die Quere, so reichte er ihm die Hand: «Na, Herr Wirt, 's ist wohl möglich, daß der alte Petrus selber in die Berge gegangen ist und darum die Sonne nicht untreu werden darf.»

Der Zufall hatte die kantigsten unter den Gästen neben ihn zu Tisch gesetzt, und die beleibte Kommerzienrätin Tulpenstengel ärgerte sich, daß der alte Herr kein Verständnis zeigte für ihre zahllosen Klagen und Schmerzen. Wenn sie behauptete, noch nie in einem so primitiven Hotel logiert zu haben – und sie gebe doch jeden Sommer rund zweitausend Mark für die Schweizerreise aus – so behauptete Oberst Hartmann, noch nie sei ihm behaglicher gewesen. Kein Liftgepolter, keine pomadisierten Kellnerkrähen, keine Spiegelschränke, die einen auf Schritt und Tritt mahnten, eine wie klägliche Kreatur der äußerliche Mensch im Vergleich zu den Bergriesen draußen sei, nichts von all dem. Dafür duftende Matten vor dem Fenster, darüber die Eisberge, und der Eisenbahnrauch weit unten, das sei sein Fall, und den habe er hier gefunden. So rechteten sie hartnäckig mit einander, und zum Trotz ging Frau Kommerzienrat Tulpenstengel vor seinen Augen die Treppe hinauf ohne ihr übliches Ächzen und so geschmeidig als möglich. Ihr Töchterlein hüpfte sogar ein wenig, trotzdem sein Leibesgewicht auch schon hundertfünfzig Pfund hinter sich hatte. Der Oberst sah den

beiden Damen dann auch richtig nach, dachte sich aber: Wenn unsere Soldaten im strengsten Manöver füttern würden wie diese faulen Grazien, dann könnte Madame Germania bald die Taschen wenden!

Man schämte sich allmählig, in seiner Gegenwart immer nur von mangelnder Bequemlichkeit zu jammern. Sein Adel, sein Stand, seine vermutlichen Orden imponierten. Wären diese äußern Umstände nicht gewesen, dann hätte man sich freilich aus dem einfachen Menschen Hartmann wohl wenig gemacht und ihm offen herausgesagt, er scheine an ziemlich einfaches Leben gewöhnt zu sein und benehme sich viel, viel zu freundschaftlich mit «diesen Menschen», nämlich mit dem Hausherrn und seinen Dienstboten.

«Wenn ich in die Berge gehe, will ich ein Mensch sein; den Oberst mitsamt seiner gestrengen Miene streue ich vorher mit Naphtalin ein und hänge ihn in den Kasten», belehrte er bei einem guten Glas einmal den Herrn Militärgerichtsrat, der ganz unverfänglich seinen Rang erwähnt hatte. «Da stolzieren so viele Madams mit ihren Diamanten in den Bergen herum, und die Herren lassen sich extra Visitenkarten drucken, auf denen ihre Orden und Titel aufgezählt stehen, um diesem Hirtenvolk hier oben zu imponieren. Was ist so ein Diamantlein gegen den Eisschmuck der Jungfrau, und was denkt wohl unser Wirt zum Beispiel, wenn ihm ein solches Ordens- und Titelregister vor Augen kommt? Der Mann hat diese Sorte in ihrer Heimat studiert, wie ich gemerkt habe, und wir können's mit ihm halten wie der Vogelhändler mit seinem Papagei: *Quand il ne parle pas, il ne pense pas moins.*»

«Ja, war denn der Wirt nicht seiner Lebtag hier oben –?»

«Erstens widerlegt seine Sprache Ihre Annahme, und zweitens kennt der Mann Paris und München besser als ich, und ich war doch auch in beiden Städten – –»

«Ach – –» «Und dann scheint er belesen und in seinem Fach ein Künstler zu sein. Ich meine nämlich in der Holzschnitzerei – – –»

«Aeh, was Sie sagen! Der sieht aber gar nicht so aus, eher wie ein romantischer Gemsjäger in städtischer Toilette –.»

Unten ging der Portier vorbei; der Oberst trat ans Geländer: «Fritze, kommen S' mal her! Wir möchten gerne die Storen runter haben.»

Des Obersten Wunsch war dem Portier Befehl.

«Danke, mein Sohn.»

«Sehen Sie, Herr Kriegsgerichtsrat, dieser junge Kerl hat als Hülfsheizer schon kreuz und quer die Welt durchsegelt – –»

«Was Sie sagen! Na, davon sieht man ihm aber auch nichts an – – –»

«Ja eben, da haben wir's! Die Leute hier im Hause drängen sich einem nicht auf, wie in vielen andern, wo's ans Buckeln und Komplimentieren geht vom Morgen bis

zum Abend. Kommt ihnen aber einer mit Anstand und Vernunft entgegen, so hat er's bald 'raus, was mit ihnen ist. Hier in der Schweiz – soweit ich sie wenigstens in zwanzig Urlaubsreisen kennen lernte, – habe ich gemerkt, daß die Maulfertigen und Überlauten Heuchler und Windbeutel sind, und die ganz Schweigsamen Dickköpfe – –«

Weiter kam der Oberst nicht in seiner Erläuterung.

«Sie bringen ihn, sie bringen ihn!» rief ein halbwüchsiger Bursche unten im Weg und lief dem Bahnhof zu.

Eine Bahre ward aus dem Zug gehoben; vier Männer trugen einen fünften behutsam dem Dorfe zu; es war Führer Jost, der an der Jungfrau mit Einsatz des eigenen Lebens zwei Menschen vor dem sichern Tode hatte bewahren helfen. Sein Kamerad schritt mit verbundenen Händen neben der Bahre einher. Er sah ernst aus, als einer, dem der Tod in das Gesicht gegrinst hatte. Die Haut an seinen Händen war durchgerieben vom Seil, an dem er zwei Menschen gehalten hatte über dem Abgrund. Unter Jost war ein Stein gewichen beim Rettungswerk, und die Hülfskolonne hatte ihn nachher gefunden, bewußtlos im Geröll.

Sie kamen zurück, verwundet, aber als Sieger und Helden. Andere verkündeten laut ihre Taten; sie selber gaben spärliche Auskunft und drängten vorwärts ihrem stillen Heim zu.

«Mit solchen Menschen ließe sich eine Welt erobern!» rief Hartmann begeistert aus, als er mit dem Kriegsgerichtsrat wieder dem Hotel zuschritt; «da sitzt Ehre und Pflichtgefühl drin, vom Mut gar nicht zu reden. Das bekommen sie aber in den Bergen und nicht hier in der pomadisierten Gesellschaft. Ich habe Heldentaten gesehen auf dem Schlachtfeld; aber da ging's gegen einen sichtbaren Feind; der Lärm machte die Leute blind gegen die Gefahr; – aber die da ...! Stundenlang jeden Muskel anspannen, fühlen, wie Blut und Schweiß rinnen, den Tod näherkommen sehen, wenn nicht ein Wunder geschieht, und dabei an Frau und Kinder daheim denken! Unfaßbar! Die retten den Namen von hundert Spitzbuben mit; denn auf einem von den Führern allein hätte die Ehre, welche ihm gebührt, zum kleinsten Teil Platz.»

«Allerdings ganz wackere Kerls!» gab der Kriegsgerichtsrat zu.

In den Zeitungen hieß es, die beiden verwundeten Führer treffe keine Schuld. Sie hätten erst bemerkt, wie schlechte Steiger ihre beiden «Herren» waren, als wirkliche Gefahr kam und der Schwindel den ergriff, welcher hinter Jost angeseilt war. Die beiden waren mit einigen Schürfungen und Beulen davongekommen, aber dennoch mehr tot als lebendig vor Schreck. Sie hatten sich willenlos zu Tal führen lassen und waren nach ein paar Tagen abgereist, nicht ohne der beiden Führer und Lebensretter zu gedenken, soweit Gold überhaupt eine Lebensrettung aufwiegt.

«Das war immerhin eine Meinung», sagte mancher; «die haben wenigstens ruhig und aufrichtig die Schuld auf sich genommen und nicht links und rechts geschrien, die Führer hätten sie ins Unglück gebracht.»

Kaum war indes diese Geschichte verhallt, so ging eine andere durch die Zeitungen. Zwei Franzosen hatten sich vorgenommen, ohne Führer einen der Gipfel zu gewinnen. Durch Zufall fand sie eine andere Partie, mit letzten Kräften Hülfe verlangend. Sie waren mangelhaft ausgerüstet, hatten sich verstiegen und saßen nun schon seit vierundzwanzig Stunden auf einem Felsband, ohne einen Ausgang zu finden, ohne die gefährliche Rückkehr zu wagen in ihrem erschöpften Zustande. Die Rettungskolonne befreite sie mit eigener großer Gefahr aus der eisigen Gefangenschaft; der Sturm, der eben einsetzte, hätte wohl ihre schwachen Lebenslichtlein ausgelöscht.

Auch diese wackere Tat ward ins Land hinaus berichtet, kurz und schlicht. In einem Pariser Blatt kam aber, von einem der beiden verfaßt, eine Entgegnung, die romantische Rettung sei nichts weiter als eine Reklame. Kein Mensch hätte ihnen Hülfe zu bringen brauchen, da sie weder verstiegen, noch erschöpft gewesen seien und ganz einfach dort, wo man sie gefunden, Halt gemacht hätten.

Die Führer beharrten auf ihrem Bericht, aber schonend, um nicht Landsleute jener beiden zu beleidigen, welche sich als Gäste in den Hotels aufhielten.

In der «Montana» zu Stägen war unterdessen eine große Lücke entstanden durch die Abreise des Obersten Hartmann, dessen Urlaub zu Ende ging. Herzlich hatte er sich verabschiedet, und Hans Eicher sah ihm lange nach; denn der alte Herr war ihm ein Freund geworden.

Nach einigen Tagen kündigte sich ein anderer an, der dem Schnitzler in der Fremde ein lieber Gönner und Rater gewesen war und an den er seither noch oft mit warmer Freude gedacht. Wie viele Abende hatten sie zusammen verplaudert in dem Stübchen hinter dem Altertümerladen, den Abraham Hirsch seit vierzig Jahren in der Kunststadt München führte und der ihn zum reichen Mann gemacht hatte! Nicht daß einer aus seinem Auftreten und seinen Reden auf den Reichtum hätte schließen können; der war sonst bekannt, man wußte nicht woher. Vornehme Christen, die sich um keinen Preis mit dem alten Hirsch auf der Straße gezeigt haben würden, kamen abends ins Hinterstübchen, das Hans Eicher alsdann verlassen mußte, bis der Besuch fort war. Nicht selten auch ward Hirsch im geheimen zu Rate gezogen, wenn die Museen wertvolle Stücke kaufen wollten, und immer, für alle, war der alte Abraham bei der Hand mit Rat und Tat, und alle achteten ihn – wenn auch eigentlich nur im verborgenen.

«Abraham Hirsch, Sie wären eine Zierde der Christenheit!» hatte ihm Hans Eicher einmal im Überschwang gesagt.

«Gott, was brauche ich ein Christ zu sein? Muß es doch auch Juden geben; denn wo sollten die Christen sonst pumpen, und über wen sollten sie sonst ihre Witze machen? Als ich noch nichts hatte und altes Gerümpel zusammentrug aus vornehmen Christenhäusern, da hat's geheißen: Der Judenbengel ist da; wir können ihm gottlob das unnütze Zeug anhängen! Ich hab' mir's sauer werden lassen und Kreuzer zu Kreuzer gelegt. Dann sind die Herrschaften gekommen: Herr Hirsch, wir haben da unbrauchbare altmodische Sachen; sprechen Sie mal bei uns vor, aber abends. Da war's oft ein Familienschatz, ein fürstliches Schmuckstück. Ich begriff und sorgte dafür, daß der Handel unter uns blieb. So geht's bis heute, und ich bin ein ehrlicher Jud' gewesen, wenn auch nur ein Jud, den man tagsüber nicht ins Haus läßt und auf der Straße nicht kennt. Gott Abrahams, was frag' ich nach viel Ehre! Die habe ich für mich selber, und da kann mir kein Graf dazugeben, noch davonnehmen. Ein paar Kreuzer habe ich ausgeliehen, aber gegen ehrlichen Zins, und wenn einer kommt und mir mehr bietet, so mach ich 's Geschäft nicht. Abraham, sag' ich mir, der Mann will dich beschwindeln oder will dich zum Wucher verleiten; Abraham, laß deine alten ehrlichen Finger davon! Laß einen Christen das Geschäft machen, sonst wirst genannt ein Schacherjud'. Zu was soll ich also in meinen alten Tagen den Glauben meiner Väter verleugnen? Ich kenne die Christen zu gut, und wär' es eine Ehre, so brauch' ich sie doch nicht. Wär's gar ein Nutzen, so brauch' ich den auch nicht; denn ich will nicht mehr als meinen ehrlichen Profit. So bin ich ein freier Mann; aber was wär' ich nachher? Ein Überläufer, ein ungläubiger Heuchler?»

So hatte damals, vor bald zehn Jahren, Abraham Hirsch gesprochen und dabei seinem Söhnchen durchs krause, schwarze Haar gestrichen.

«Und der Alphons, was da mein Sohn ist, der soll nicht anders werden, so lang der Abraham, sein Vater, lebt.»

Abraham Hirsch kam; ein kleines, mageres Männchen mit einer mächtigen Nase im gelblichen Gesicht, behend und lebhaft in seinen Bewegungen trotz des gelinden Buckelchens, das noch mehr als früher hervortrat. Neben ihm schritt ein stattlicher junger Mensch einher, dessen Gesicht das verjüngte Ebenbild des väterlichen Antlitzes war; immerhin milderte ein Zwicker ein wenig diesen Eindruck.

«Gott, Herr Eicher, was ist's schön, Sie zu besuchen in den Bergen! Alphons, kennst den Herrn Eicher nicht mehr?»

Der junge Herr lüftete den Hut, und dabei funkelte an seiner Hand ein Diamant auf.

«Und jetzt geben Sie uns irgendwo zwei ruhige Zimmer, behaglich, wohnlich, Sie wissen. Nobel braucht's nicht zu sein – –»

«Meines hätte ich gern vorne 'raus», warf Herr Alphons mit norddeutscher Betonung ein.

«Gott, wie schön g'rad am Wald!» rief Abraham aus und warf sich aufs Sofa. «Und gar so wohnlich, als wär' man zu Haus'.»

«Na, allzu luxuriös ist's ja gerade nicht», mäkelte der Sohn, als er in sein Gemach kam; «aber für die kurze Zeit – – –»

Hans Eicher überließ ihn seinem Geschick und setzte sich zum alten Abraham, der viel zu erzählen hatte. Als die Rede auf seinen Sohn kam, dämpfte der Alte seine Stimme. «Machen Sie dann keine zu großen Augen: was mein Alphons ist, der nennt sich in Hotels immer Alphons Lecerf und setzt sich lieber nicht zu nah zu seinem Vater, weil man dem den Juden von weitem ansieht. Und wegen dem Namen, sagt er, Hirsch rieche auch gar zu sehr nach Knoblauch. Gott Abrahams, er schämt sich seiner Väter, seitdem er in Berlin war, und sind doch dort viele von unseren Leuten gar reich und angesehen und werden ihre Töchter von Adeligen geheiratet. Hat früher fast jeder Fürst seinen Hausjuden gehabt, so hat bald jeder reiche Jud jetzt seinen Hausgrafen. Aber ein Schimpfwort soll unser Volksname bleiben, scheint es – –»

Herr Alphons Lecerf wurde an der Tafel neben ein paar deutsche Offiziere gesetzt, mit denen er bald eine gar eifrige Unterhaltung anknüpfte, wobei er sich sehr zutunlich gebärdete. Abraham Hirsch wurde der Nachbar der Kommerzienrätin Tulpenstengel «mit Tochter» und redete wenig.

Nach der Table d'hote begegnete Eicher den beiden Damen.

«Wer ist mein neuer Tischnachbar?» fragte die Frau Rätin mißvergnügt. «Er sieht etwas – orientalisch aus.»

«Ein Herr Abraham Hirsch aus München, ein lieber alter Freund von mir.»

Hans Eicher glaubte etwas wie Wohlwollen über sein Lob auf den alten Juden in ihrem Gesicht zu lesen. Aber er mußte sich getäuscht haben; denn sie sagte schnippisch: «Könnten wir nicht einen andern Platz bekommen; ich glaube, Herr Hirsch hält uns für … Orientalen.»

Nach einigen Tagen hatte der einsame alte Abraham Gesellschaft gefunden; Glaubensgenossen aus Posen und Berlin nahmen sich seiner an, Leute mit vollwertigen Ratstiteln, die sich des alten Hirsch nicht schämten, so wenig als sie es für unter ihrer Würde hielten, den Gastgeber wie einen Freund zu behandeln.

Eine Partie neuer Gäste aus Marseille rückte ein, stolz voran Madame, hinter ihr Monsieur mit der Ehrenlegion im Knopfloch an Mantel und Rock.

«J'espère que vous nous avez réservé des chambres!» begann Madame; Eicher geleitete sie selbst hinauf.

«Mon Dieu! Ça, des chambres? Des greniers! Ah Monsieur, c'est du vol, aux prix que vous nous avez faits! Je ne reste pas, Monsieur, non, non!»

Monsieur blieb mit zwei erwachsenen Söhnen, zwei kleinen Mädchen und ihrer Bonne im Vestibül sitzen, indes Madame andern Hotels nachlief, um Zimmer zu suchen.

«Pardon, Monsieur», redete er Eicher an, der ärgerlich seinen Geschäften nachging und sich nicht weiter um die Gesellschaft kümmerte, *«je regrette beaucoup ce qui vient de se passer; mais c'est que Madame a les nerfs irritables.»*

«C'est évident; vous êtes à plaindre, Monsieur», gab Eicher trocken zurück und ging.

Madame kam außer Atem, mit puterrotem Gesicht zurück.

«Que faire? Tout est occupé partout!»

«Alors restons – – –» meinte Monsieur schüchtern.

Wie ein geschlagenes Heer, dessen Nachhut immer noch schießt und dem Gegner die Zähne weist, hielt man Einzug in die geschmähten Räume.

«Ces poisons-là sont des brochets! Nous les connaissons», warnte ein anderer Marseillet – auch mit der Ehrenlegion im Knopfloch – bald darauf den Hausherrn, mit einer bezeichnenden Kopfbewegung auf die Abziehenden hindeutend. *«Vous en aurez encore vos émotions – –»*

Die Familie Matthieu ward einer Elsässergesellschaft gegenübergesetzt. Herr Baumgartner war ein reicher Fabrikant und gemütlicher Mann, der von früher her noch eine gewisse Vorliebe für die Franzosen hegte. Eine Unterhaltung war bald im Gang, und der Elsässer erzählte, wie gut es ihnen hier gefalle.

«Alors vous devez avoir de meilleures chambres que nous!» schnauzte Madame Matthieu.

«Tout à fait la même chose que les votres!»

«Alors je ne comprends pas – – Et d'ailleurs tout est sale dans cette maison», schimpfte sie und wies auf einen Fleck in der Tellerglasur.

XXXVIII.

Nach einigen Tagen erwähnte Baumgartner nebenbei, sie seien hauptsächlich der Kinder wegen in die Berge gegangen; sie hätten im Winter Keuchhusten gehabt.

«Que dites-vous? la coqueluche!» schrie Madame Matthieu laut auf, daß die Nächsten sich umsahen. Sie rannte vom Tisch und durch das Haus, bis sie Eicher fand.

«Monsieur, c'est incroyable! Vous avez là une famille alsacienne, dont les enfants ont la coqueluche! C'est incroyable! Nous partons ou bien vous mettrez ces gens à la porte! Nous ne voulons pas risquer la vie de nos filles. Vous êtes pire qu'un assassin!»

«Madame, je ne vous comprends pas, n'étant pas habitué à votre manière de parler – – –»

«Qu'est-ce que vous me dites? Ah, quelle insolence! Oh, nous partirons ce soir encore; nous trouverons un autre hôtel. Mais notez bien, je vais parcourir tout Stägen pour avertir le monde du danger qui menace de votre maison, de votre négligeance, qui se voit, du reste, dans tous les coins – – –»

«Madame, faites ce que bon vous semble; mais vous ne partirez pas avant le délai de cinq jours, comme c'est entendu pour le prix de pension – – –»

«Ah, je ne me fiche pas mal de vos réglements! Je pars, nous partons, et je tâcherai d'entrainer tout le monde dans cet hopital – – –»

Die Gäste kamen aus dem Speisesaal, und Madame Matthieu stellte sich vor sie hin, schreiend und gestikulierend. *«Sauve qui peut! Il y a la coqueluche dans la maison!»*

Eicher hätte das tobende Frauenzimmer am liebsten am Arm genommen und hinausgeführt; aber er bezwang sich und suchte zu beruhigen, zu erklären. Die Elsässer halfen ihm dabei; der Arzt wurde zur Untersuchung gerufen und fand nichts; Frau Baumgartner fing an zu weinen. Es lag eine gedrückte Stimmung über allen, und immer noch schoß Madame Matthieu wütend umher. *«C'est inouï c'est inouï!»* rief sie von Zeit zu Zeit.

Monsieur hatte unterdessen anderwärts Zimmer gefunden, und Madame kommandierte: *«Allons, partons! Monsieur, la note!»*

«Vous payerez les cinq jours, le délai habituel. Vous me videz sept lits d'une heure à l'autre!»

«Ah, voilà du brigandage! Non Monsieur, nous ne les payons pas!»

Um den Streit nicht von neuem anzufachen, ließ Eicher der Sache einstweilen ihren Lauf und rief den Polizisten herbei. «Ihr könnt nichts machen und lasset sie am besten mit guten Worten laufen», beschied ihn dieser.

Unter großem Hallo zog die Gesellschaft aus, Madame voran, der *chevalier de la légion d'honneur* hinter ihr her und das übrige Volk als Nachhut.

Am gleichen Abend kündete auch Baumgartner die Abreise seiner Familie für die nächsten Tage an, und noch andere folgten dem Beispiel. Umsonst entschuldigte sich Eicher und suchte zu beschwichtigen; es lag eine ungemütliche Stimmung über allen, die nur ganz allmählig wich.

Schon nach ein paar Tagen wurden ihm von unbekannter Hand ein paar große französische Zeitungen zugeschickt, in denen sein Haus in leidenschaftlicher Weise

angegriffen und vor ihm gewarnt war. Eicher sandte den gleichen Blättern eine Abwehr zu, von der er nie mehr etwas hörte.

Ausgiebige Gewitterregen hatten die Sommerglut, die im Flachlande nach-gerade alles zu versengen drohte, gemildert, aber auch den Bergaufenthalt vieler Fremden abgekürzt. Wohl kamen dagegen mit neuem Sonnenschein auch neue Gäste; aber es war ein langes, unerquickliches Markten mit den meisten; sie wußten sich überall willkommen und machten sich's zu nutze. Hotel um Hotel ward abgesucht vom Morgen bis in den sinkenden Abend, unter Mäkeln und Bemängeln, und wer es am billigsten machte, am meisten verhieß, bei dem kehrten die Nachzügler schließlich ein.

In die «Montana» kam derart vorerst ein Berliner Kaufmann mit mächtigen runden Augen, die anzusehen waren, als wollten sie ihm jeden Augenblick aus dem Kopfe fallen. Er redete erst gar fein und milde, begann aber bei Tisch darüber zu schimpfen, daß die Speisekarte nicht deutsch sei, wollte *Rôti de boeuf* mit Kalbsbraten und *Choux fleurs* mit Sauerkraut übersetzt haben, bevor nur die Suppe vor ihm stand. Er ließ Eicher rufen deswegen und hatte einen durchschlagenden Erfolg insofern, als nicht nur seine Mitgäste, sondern auch Eicher selbst sich des Lachens kaum erwehren konnten über den fanatischen Germanen Friedrich Wilhelm – Aaronsohn. Zu ihm gesellte sich tags darauf ein Herr Professor Gregor Sänger mit Frau und drei Töchtern. Der hielt gleich bei seinem ersten Mittagsmahl mit donnernder Stimme ein Kolleg über den Sirius und benachbarte Himmelskörper, fragte dann plötzlich den ersten besten, ob er verheiratet sei, und wollte von sich zu erzählen anfangen. Da führte ihn die kleine, behäbige Frau Gemahlin mit zornigem Gesicht hinauf in sein Zimmer und kam allein zurück. Gegen Abend trafen noch zwei junge Männer ein, welche von den drei Mädchen gar freundlich begrüßt wurden, und auf denen der Blick der würdevollen Mutter mit besonderem Wohlwollen lag. Auch der Professor bewillkommnete die beiden bei der Abendmahlzeit mit lautem Wortschwall und flüsterte nachher seinem Nachbarn Friedrich Wilhelm Aaronsohn zu: «Wenn Sie noch ein paar Tage bleiben, lade ich Sie auf eine Bouteille Verlobungssekt.» Die beiden jüngern Mädchen gingen dann noch mit ihren Verehrern im Mondschein spazieren, und der Professor ward von seiner Gemahlin hinaufgeleitet.

Mitternacht mochte vorüber sein, als ein Poltern und Wandern im Hause Hans Eicher weckte. Erschreckt kleidete er sich an und traf oben im ersten Stockwerk den Professor, fertig angezogen, den Bergstock in der einen, die Kerze in der andern Hand.

«Guten Morgen, Herr Wirt!» begrüßte er ihn laut. «Sagen S' mal, wo haben Sie eigentlich meine Familie einquartiert? Ich habe schon bald in einem Dutzend Zimmer vergeblich nachgesehen: die einen waren geschlossen, andere leer, und in den dritten waren fremde Leute – –»

Hans Eicher spürte erst lebhaften Ärger, dann ein unheimliches Gefühl über sich kommen. «Ja, was wollen Sie eigentlich, Herr Professor? Um diese Zeit muß Ruhe sein im Haus –!»

«Jawohl, Herr Wirt, jawohl! Sie haben recht, vollständig recht. Aber kommen Sie, ich muß Ihnen etwas sagen –»

Der Professor zog ihn in sein Zimmer und stellte ihm einen Stuhl hin. «Seh'n Sie, das ist's ja gerade, daß ich nie weiß, wo meine Familie ist! Mich, ihr rechtmäßiges Oberhaupt, quartieren sie immer ganz anderswo ein. – Haben Sie die beiden jungen Leute auch gesehen, die heute angekommen sind?» Der Professor machte ein pfiffiges Gesicht, und als Eicher mechanisch mit dem Kopf nickte, fuhr er fort. «Unter uns gesagt, die sollen meine Schwiegersöhne werden. Wir haben sie da drunten – in Wendelhof – kennen gelernt, und meine Frau hat sie hieher eingeladen. Apropos, ihre Pension kommt dann auf unsere Rechnung! Meine Frau macht alles, und ich erfahre nur so nebenbei, was geht, und darum wollte ich noch mit ihr sprechen. Aber sagen Sie ihr dann ja nichts; wir beiden tun, als ob wir uns nicht kennen, das ist lustig so. Wenn ich Ihnen begegne, so grüßen Sie mich: ‹Guten Tag, Herr Professor!› Ich bleibe dann stehen und frage: ‹Wer sind Sie denn?› ‹Ich bin der Wirt, unter dessen Dach Sie wohnen›, antworten Sie darauf.» Und laut auflachend kam der große, starke Mann auf Hans Eicher zu, schlug ihm auf die Schulter und fuchtelte mit der Pfeife, welche er mittlerweile angezündet hatte, daß die Funken umherflogen.

«Seien Sie vorsichtig mit dem Feuer, und legen Sie sich jetzt schlafen – –» mahnte Eicher.

«Schlafen, schlafen! Ich kann ja gar nicht schlafen! Eine so gesunde, starke Natur habe ich, daß ich gar keinen Schlaf brauche, schon lange nicht mehr. So ein wenig einnicken ab und zu, das ist mir genug. Aber Sie haben recht, aufs Feuer muß man acht geben – –»

Eicher machte sich von dem gesprächigen Mann los und suchte übermüdet sein Bett wieder auf. Aber er vermochte kein Auge zu schließen; immer klangen ihm die krausen Reden Sängers in den Ohren wieder, und das Gesamtbild dieser ganzen Familie kam ihm nicht aus dem Sinn. Schnippische Töchterlein, die keinen Gruß erwidern; eine Mutter, die Freier für sie auffischt aus dem breiten und trüben Fremdenstrom, und ein irrsinniger Vater. – – –

Noch war es finstere Nacht, als das Poltern von neuem anging und Eicher wieder hinaufeilte.

«Jetzt, Herr Wiet, will ich zu meiner Familie, oder ich gehe auf die Polizei! Dreißig Jahre lang hat mich diese Hexe von einer Frau tyrannisiert mit dem Beistand ihrer verfluchten Brüder. Jetzt will ich aber 'mal sehen, ob ich nicht Meister bin! Oder hat man mich hier etwa wieder in eine Falle gelockt? Ist das etwa gar kein Hotel, sondern ein – Irrenhaus?»

Die drohend erhobenen Arme Sängers fielen schlaff an seinem Leib herab, und der Schreck spiegelte sich in seinem Gesicht wieder. «Sagen S'mal, wie ist's?» Kein Beschwichtigen half; der Professor schrie und fuchtelte mit seinem Bergstock herum, bis er damit in eine Scheibe des Korridorfensters stieß.

«Hoplah», rief er da plötzlich ganz gemütlich. «Die tun Sie einfach auf die Rechnung. Schreiben Sie aber Tee oder Schokolade oder so was, damit meine Frau nichts merkt; sonst schilt sie mich aus.»

Das Klirren der Scherben hatte jeden andern Gedanken in dem wirren Kopf übertönt.

«Gregor!» rief jetzt eine scharfe Frauenstimme von oben.

Hastig packte der Alte Hans Eicher am Ärmel und rannte in komisch vorsichtigen Sprüngen mit ihm den Korridor entlang; er riß ihn mit sich, und Eicher spürte die Riesenkraft, die in diesem Körper war. Sänger duckte sich in einen Winkel und winkte seinem Partner wider Willen, ein Gleiches zu tun.

«Wenn meine Frau Sie findet, so sagen Sie ihr ja nicht, wo ich bin!» flüsterte er Eicher zu, der stehen geblieben war, unschlüssig, was er anfangen solle mit dem wahnwitzigen Riesen, der um drei Uhr des Morgens auf dem Gang herum Versteckens spielen wollte. Hans Eicher faßte sich an den Kopf, ob er denn auch nicht träume. Sich selbst konnte er den Mann nicht überlassen, und so mußte er sich in das Unvermeidliche fügen, todmüde mit guter Miene seine Narreteien mitzumachen bis zum dämmernden Septembermorgen. Der Professor schwatzte in einem fort, rauchte unermüdlich und erzählte oft bunten Unsinn, oft wieder unheimlich klare Bilder und Gedankenfolgen. Aber über seinem ganzen Geistesleben lag wie ein böser Bann die rundliche Frau mit dem zufriedenen Gesicht.

Sie kam zeitig am Morgen herunter, und es war, als ob Eicher und sie aufeinander gewartet hätten.

«Sie werden entschuldigen, Frau Professor, aber der Zustand Ihres Herrn Gemahls – – –»

«Was wollen Sie damit sagen? Solche Bemerkungen lasse ich mir nicht bieten – von einem Hotelier!»

«Was ich sagen will? Mein Haus sei keine Irrenanstalt!» platzte Eicher gereizt los. «Na, es gibt ja Hotels genug, wo man keinen solchen unglaublichen Beleidigungen ausgesetzt ist. Ich hätte Ihnen erklärt, daß mein Mann Astronom ist und gegenwärtig an einer Sternkarte arbeitet. Aber Sie wüßten wohl nicht einmal, was das ist. Machen Sie also die Rechnung, und nach dem Frühstück ziehen wir aus!»

«Gern, Frau Professor», antwortete Eicher höhnisch.

«Und das lassen Sie sich gesagt sein, daß ich sofort an Bädeker und an ein paar Berliner Zeitungen schreiben werde, wie es bei Ihnen zugeht. Bädekers Stern können Sie dann am Himmel suchen – –»

«Wohl unter dem Beistand des Herrn Professors – –»

Die Frau wurde wütend. «Sie sind ein Mensch, vor dem man die ganze Touristenwelt nicht genug warnen kann!» schimpfte sie.

Da kam der arme Tropf die Treppe herab, und Eicher schwieg. Sänger stellte sich vor ihn hin, zwinkerte mit den Augen und fragte endlich: «Wer sind Sie?»

Im Speisesaal ward noch ein großer Auftritt veranlaßt, bei dem Mutter und Töchter durcheinanderkreischten, indes die beiden Verehrer mit den Händen in den Taschen unschlüssig herumstanden und der Professor vergnügt seine Butterbrote strich. Dann wurde abmarschiert.

Hans Eicher sah ihnen nach und hörte den Professor singen «Lali, lala, lali, lala», wozu er den Regenschirm um seine Faust kreisen ließ wie einen Windmühlenflügel.

«Bädekers Stern», dachte Eicher, «hängst du so weit unten, daß ein böses Weib dich erreichen, verleihen oder entziehen kann?» Ein Hotelier von Rotenbalm hatte das kleine Flecklein Druckerschwärze, welches die Touristen oft als den schwersten Trumpf vor ihm ausspielten, in Gegensatz zum Stern von Bethlehem gestellt. «Dieser führte einmal die Weisen aus dem Morgenland; jener weist den Dummen aus dem Abendland ihre Wege.» Die Rede des Sportvogels fiel Eicher jetzt nach den Worten der Professorin wieder ein, und er mußte trotz Ärger und übernächtiger Ermüdung lächeln. Darob kam ihm die Sache selber schon ungefährlicher vor, und die bösen Worte fuhren an ihm vorbei wie schlecht gezielte Degenstöße.

Auf einmal entstand drunten vor dem Gemüsekeller ein kurzer Lärm, zusammengesetzt aus einem Frauenschrei, ein paar kernhaften Flüchen und dem Rasseln eines stürzenden Blechgefäßes.

«Dä donners Uflat! Pfi Tüfel!» wetterte dort unten Mariann, die stramme Wirtschafterin. Wenngleich Eicher ihre derbe Emmentalerart kannte, so nahm es ihn doch wunder, was es gegeben habe, und eben eilte er um die Ecke, als von der andern Seite jemand gerannt kam, ein Nastuch vor dem Gesicht und mächtig schnaufend. Erst als der Flüchtling schon an ihm vorüber war, erkannte Eicher seinen Gast Friedrich Wilhelm Aaronsohn.

Mariann hatte ihre volle Grenadiergestalt hoch aufgerichtet und stand in Kampfpositur hinter einem Korb voll Herbst-Heidelbeeren, aus dem sie seit dem frühen Morgen die Blättlein und verdorbenen Früchte suchte, die sie in ein Blechbecken warf. Das lag nun neben dem provisorischen Tisch am Boden, ein Brei aus faulen Beeren daneben, und Mariann fuhr sich mit dem Nastuch über und über im Gesicht herum. Auf einmal löste sich ihr Grimm in hämische Freude auf. «Jetzt hat er doch etwas bekommen für seinen Schokolat, nur vielleicht nicht, was er wollte – –» lachte sie.

«Was stellt Ihr denn da an, Mariann?» fragte Eicher ärgerlich. Da richtete sich der stramme Langnauer Grenadier auf und berichtete, wie der «Zwiebeläugig'» seit ein paar Tagen vor den Wirtschaftsräumen herumgestrichen sei, ihr Schokolade und allerhand sonstigen Süßkram mit schönen Worten zugesteckt habe und sie für Abendspaziergänge mit ihm begeistern wollte.

«Der Schokolat schien mir nicht räudig, und ich hab' ihn mit gutem Gewissen genommen; denn der Zwiebeläugig hat nichts dafür verlangt. Heut' aber, wie ich da mit beiden Händen in den Heidelbeeren stecke, nimmt er mich auf einmal um den Hals und reibt mir seine Nase im Gesicht herum. Aber wohl! Ich hab' ihm sie nachher in die Heidelbeeren gestoßen – aber in die faulen – dem Unflat, und weil er dabei gerade so schön zweifach war, habe ich ihm auch grad noch ein paar aufs Sitzleder gegeben!» So berichtete Mariann, vergnügt wie ein Feldherr, der seinem König einen großen Sieg meldet.

«Ihr seid aber auch gar handlich verfahren – – –»

Da stellte sich Marianne vor Eicher hin. «Wenn ich meine Arbeit nicht gut mache, so habe ich nichts gegen einen Vorwurf. Aber über mein Gesicht bin ich Herr und Meister und lasse nicht jeden seine Nase dran abwischen, noch lange nicht – – –»

So räsonnierte Mariann und fing an mit dem Geschirr zu poltern; da trat Eicher den Rückzug an, Freude im innersten Herzen über die Tat der resoluten Langnauerin.

Herr Aaronsohn hatte von seinem Zimmer aus Essig verlangt, gleich einen ganzen Schoppen. Gegen Mittag kam er mit rotgeriebenem Gesicht, auf dem bläuliche Schlagschatten lagen, herunter und bat gar freundlich um seine Rechnung; er sei heimtelegraphiert worden. Ein Telegramm hatte freilich niemand gesehen; aber Eicher tat dem abgewiesenen Liebhaber den Gefallen, daran zu glauben.

Mit ein paar liebenswürdigen älteren Herren und einer jungen Engländerin klang die Saison friedlich aus; als Eicher seine Rechnung machte, war es ihm wieder, als könne sie nicht richtig sein, gerade wie das Jahr zuvor. Aber sie war in Ordnung und wies einen schönen Gewinn aus als Schmerzensgeld für Mühen, Sorgen und Ärger.

XXXIX.

Umbrandet von der sommerlichen Fremdenflut waren das «Bellevue» und die «Alpenruh» unter Dach gekommen und wurden eingeweiht, jedes auf eine andere Art. Zingg-Änni gab im «Bellevue» den Bauleuten ein Mahl, von dem man noch lange redete in Stägen wie von einem besonders erbaulichen Anlaß. Klara Richard dagegen wanderte mit Seufzen und Sorgen durch das schöne Haus, das den Namen «Alpenruh» trug und ihr gehören sollte, obgleich sie diesen Gedanken fast nicht fassen konnte. Sie wußte noch nicht, wie teuer es sie kam; es war auch nicht das, was sie im Sinn gehabt hatte, war nicht ein niedliches bescheidenes Gebäude, sondern ein anspruchsvolles Wesen, das sie beängstigte statt sie zu erfreuen. Aber der Baumeister hatte nach seinem Sinn verfahren oder aber nichts mit der Sache zu tun haben wollen, und sie mußte froh sein, nach vielfachem Mißgeschick endlich einen Übernehmer gefunden zu haben.

Sie wohnte in einem kleinen Häuschen am Bord und nähte nun den Winter über die Hotelwäsche mit zwei Mädchen, ging wenig unter die Leute, welche ihr mit freundlichen, teilnehmenden Mienen nur das Herz schwer machten, wenn sie ihrer habhaft werden konnten. Ins Waldegg war sie noch nicht gekommen; höchstens besuchte sie Kuenis.

Die Winterruhe lag über dem Dorf, kaum merklich unterbrochen durch die Verhandlungen über das Wasserwerk zu Stägen, an das die Gemeinde zwanzigtausend Franken leistete und zehntausend der Staat, und das die verworrenen altväterischen Brunnenrechte und das mangelhafte Feuerlöschwesen in Ordnung bringen sollte. Auch Eicher hatte bei Zumbrunn seinen Beitritt angesagt.

Als der Schnee zu schmelzen begann, ging der Unternehmer ans Werk; aber bei der «Montana» zeigte sich niemand. Wie nun Eicher den Vorarbeiter deswegen anging, gab ihm der zum Bescheid: «Ihr Haus ist nicht eingezeichnet, die ganze Gummenweid nicht.»

Eicher geriet an den Gemeinderat Zumbrunn, den Präsidenten des Werkes.

«Habe keinen Brief bekommen – –» schnauzte der.

«Aber ich habe geschrieben, schon im Herbst!»

«Ist mir ganz gleichgültig. Jetzt ist die Frist schon lang abgelaufen. Da kann nachher jeder mit solchen Behauptungen kommen, wenn er etwas versäumt hat und zu vornehm war, einem das Maul zu gönnen …»

Eicher ging zu dem und diesem; umsonst.

Als er mißmutig heimkehrte, waren sie bei Kuenis Hütte daran, Bauprofile aufzurichten. Karlines Bruder, der Zimmermann, und diese selbst hatten den Hans endlich überzeugt, daß seine Hütte nichts mehr tauge und daß er an deren Stelle am besten eine kleinere Pension baue. Ihre Zusprüche hätten zwar wenig über den altväterischen Hans vermocht; aber ein Zufall besiegte seinen Widerstand. Sein Bruder Christoph hatte vor wenigen Jahren ein solches Haus gebaut auf der Sonnhalde und es nun mit zwanzigtausend Franken Gewinn verkauft. Das machte nun auch dem Hans Kueni Beine. Er stand mit Frau und Schwager um die Profile herum und blinzelte daran hinauf, als wäre seit der Erschaffung der Welt noch nie etwas so Wichtiges geschehen. Die mauserige Pelzkappe war in beständiger Wanderung auf seinem Schopf herum; die Karline stand neben ihm mit verschränkten Armen, neigte den Kopf ein wenig zur Seite und sah stolz über Stägen hin, ob denn nicht allenthalben die Fenster aufgerissen würden, und ob nicht der Neid die Leute rundum drehe am hellichten Tage. Aber der Profile wegen geschah nichts Besonderes.

Dagegen gab es einen Auflauf drüben bei dem Häuschen, in welchem Klara Richard den Winter über gewohnt hatte. Heulend und zitternd vor Angst kam eines der Mädchen querfeldein gelaufen und stellte sich bei Eicher, der eben von seiner Wasserreise heimkam.

«Kommt um Gotteswillen; sonst bringen sie die Fräulein noch um! 's ist wegen dem Zins, und sie bekommt das Geld erst morgen von der Bank – – –»

Dann rannte das erschreckte Mädchen zu Kuenis hinunter. Hans Eicher und Kueni kamen gleichzeitig drüben an. Ein Dutzend Stägener trieben sich scheltend um das Häuschen herum, und es tönte durcheinander von Lumpenmensch, Diebin, fremde Fötzel. Da kam Klara Richard heraus; aber sie vertraten ihr den Weg an der Tür, und einer hielt ihr fluchend die Faust vor das Gesicht. «Erst zahlt Ihr den Zins!»

Da sprang der sonst so schweigsame Kueni mitten unter die Rotte, Hans Eicher ihm nach. «Schämt ihr euch nicht?» fuhr Kueni die Bursche an, und Hans Eicher stieß einen, der ihn von hinten packen wollte, wie einen Ball in den drängenden Haufen.

Nun kam auch Zumbrunn mit wehendem Bart und zornigem Gesicht. «Was ist?»

«Zahlen soll die Hex'; sonst lassen wir ihre Sachen nicht fort!»

«Ich will ja zahlen; aber das Geld hat sich verspätet, kommt erst morgen. Ich gehe ja nicht über Land; da unten steht mein Haus, ich ziehe nur da hinunter – – –»

«Euer Haus! Haha! Ja, Euer und der Schulden!» spottete Zumbrunn. «Erst zahlen, dann könnt Ihr gehen; je weiter, desto besser.»

«Herr Gemeind'rat, wenn Sie nicht wissen, was Recht ist, so gehe ich morgen zum Regierungsstatthalter –» drohte Klara Richard.

«Zumbrunn, schämt Ihr Euch nicht?» hielt ihm Hans Eicher entgegen. Der Gemeinderat überlegte und zuckte die Achsel. «Geht meinetwegen zum Bundespräsident.»

Da kam Kueni-Hans außer Atem daher und brachte Geld; er hatte es bei sich drunten geholt, und fluchend ging das mutige Belagerungsheer unter seinem ritterlichen General Zumbrunn auseinander.

Klara Richard reichte Kueni und Hans Eicher dankend die Hand; sie zitterte am ganzen Körper und konnte sich kaum mehr aufrecht erhalten.

Mitte April ward das «Bellevue» verkauft und nach der allgemeinen Ansicht verdiente Zingg-Änni ein schönes Geld daran. Es ging auch sogleich an den Bau seines vierten Hotels drüben an der Sonnenhalde.

Verkaufen! Wie eine Eingebung des Himmels ging das Wort dem Schnitzler durch den Kopf, der sich umsonst seit langem gegen die Erkenntnis gesträubt hatte, daß das Hotelgetriebe ihm eigentlich ein Greuel sei. Den Winter über waren die tausend Ärgerlichkeiten verblaßt über lieber Arbeit an der Werkbank. Jetzt, da es galt, sich von neuem die Dienstbotenrute selber zu binden, und die Anfragen jener Gäste kamen, welche frühzeitig an ein paar Dutzend Hotels schreiben, um das billigste herauszufinden, stiegen die Schatten derer wieder vor ihm auf, die ihm so viele trübe Stunden bereitet hatten. Wohl grüßte über sie hinweg manch freundliches, wohlwollendes Gesicht ihm zu; aber das Grau überwog in dem Bilde. Und dazu kam, daß die Schnitzlerarbeit des verflossenen Winters ihn nicht befriedigen wollte; die Schaffensfreude und die Erfindung waren ermattet; er selber war müde gewesen, nicht am Körper, aber am Geist.

Er schrieb das Hotel zum Verkauf aus, aber so, daß niemand auf ihn raten konnte. Ein Schwarm von Anfragen kam, die er zuversichtlich beantwortete; die große Zahl machte ihm Mut. Es kam aber kein Bericht auf alle seine Briefe; dagegen brachte Fritz Steiner heim, in Stägen gehe das Gerücht um, die «Montana» sei zu verkaufen.

Derweilen kamen die ersten Gäste, ein Trüpplein Engländer und ein greiser Pfarrherr aus dem Unterland. Sie hielten gute Kameradschaft unter sich, waren freundlich und liebenswürdig, so daß Hans Eicher über ihnen viel Unangenehmes vergaß. Dann kam ein junger Mensch. «Ich suche zwei schöne Vorderzimmer für Herrn Hofprediger Pappe und Frau Gemahlin auf Mitte Juli.»

Eicher führte den Abgesandten selber durchs Haus und nannte ihm den billigsten Preis.

«Was fällt Ihnen ein! Herr Hofprediger zahlt nie mehr als die halbe Taxe. Denken Sie doch, welche Reklame ein solcher Gast ist!»

«Na, Ihren Herrn Hofprediger, der solche Freibeuterei mit seinem Namen treibt, lasse ich ergebenst grüßen, und er solle sich was schämen. Bestellen Sie ihm das, bitte», beschied Hans Eicher den jungen Elegant.

«Was erlauben Sie sich gegenüber meinem Papa – –?» fuhr der auf.

«Nichts, als was mein Recht ist. Es steht Ihnen ganz frei, sich aus Leibeskräften mitzuschämen.»

Später hieß es, mehrere Hoteliers zu Stägen hätten des Herrn Hofpredigers wegen fast Krieg bekommen, weil jeder ihn haben wollte. Hans Eicher aber lebte noch lange wohl an seinem Bescheid, obwohl der eine Weile die Runde machte und unerhört befunden wurde für einen Hotelier.

Zwei französische Familien rückten ein, und es war, als wollten sie durch ihr Verhalten gut machen, was ihre Landsleute jemals an Ärger und Schaden über Eicher gebracht hatten.

Die «Montana» war zeitig besetzt; mit den Gästen war ein gutes Fortkommen, und Eicher ließ den Verkauf darüber schlafen. Aber so ganz allmählig entpuppte sich die neue Wirtschafterin als ein intrigantes, verlogenes Geschöpf, dem wenig zu glauben und zu trauen war und dem Eicher doch seine Meinung nicht zeigen durfte, jetzt, da jede Hand zehnfach nötig und besserer Ersatz zehnfach fraglich war. In Lug und Trug wetteiferten einige ihrer Untergebenen mit ihr, und Eicher kam sich oft vor wie ein Geheimpolizist. Sogar die Oberin im Saal wiegelte ihre Mannschaft auf, wie Fritz Steiner fest behauptete, und trug dabei immer das Gesicht zur Schau, das ehrbaren Mädchen von gutem Herkommen meist eigen ist. Eicher ertappte sie schließlich selbst, wie sie das Haus bei den Gästen verleumdete, und schickte das verlogene Persönchen fort.

Wenige Tage darauf stand ein Brandartikel gegen ihn in der «Fackel», der sozialistischen Zeitung im Unterland. Daran wunderte ihn, daß der Redaktor der «Fackel» Verleumdungen und Verdrehungen unbesehen in die Welt hinausschickte, und daß er sein Blatt als Köter gebrauchen ließ, der einem Ahnungslosen an die Beine fuhr auf Geheiß jener Kreise, aus denen das Mädchen stammte, jener Kreise, welche die «Fackel» sonst bei jeder Gelegenheit mit Abscheu oder Geringschätzung beurteilten.

Eicher schrieb die «Montana» gegen den Herbst wieder zum Verkauf aus. Agenten fragten in großer Zahl darüber an, und einer von ihnen sprach sogar vor, da er anderer Geschäfte wegen nach Stägen gekommen war. Er ließ sich gut bewirten, sah das Haus dann um und um an und sagte schließlich: «Ja, es wird schwer halten und Mühe kosten. Immerhin würde ich mich für den Verkauf umtun, aber nicht ohne Spesenvorschuß – –»

Den Agenten umgab ein Nimbus des Geheimnisvollen, Allwissenden, Allkönnenden. Er machte Andeutungen, die Eicher verblüfften und in ihm den Glauben erweckten, dieser nicht einwandfrei gekleidete Mensch sei jedem Geschäft auf der Spur, ob klein oder groß, und sein armütliches Aussehen sei nichts als eine Maske des Geizes oder der Schlauheit. Der Agent schimpfte über die Fürsprecher und Notare, verdächtigte große Herren und deutete seltsame Geschichten über sie an, erzählte auch, welche Geschäfte er schon zustandegebracht habe; kurzum, er wußte von allem und über alle etwas. Bei den emsigen, aber vorsichtigen Reden trank der Treibauf ein Glas nach dem andern leer, obwohl dies für ihn mit einer gewissen Schwierigkeit verbunden war. Er schlotterte ganz erbärmlich und bog daher sein Körpergerüst immer erst dem frischgefüllten Glas entgegen, steckte den grauen Schnurrbart hinein und tat einen währschaften Zug. Hierauf stellte er den Ellenbogen aufwärts, daß die Armgelenke nicht nach eigenem Gutdünken herumzattern konnten, und goß dann mit einem Schwung den Rest in das Faß ohne Boden, das sein Leib vorstellte. Mit jedem Glase, das er so versorgte, wuchsen die geschäftlichen Erfolge, von denen er zu erzählen wußte, weiteten sich seine geheimen Beziehungen und reichten höher hinauf an der Leiter der menschlichen Gesellschaft. Hans Eicher gewahrte allmählig, daß sein Gast nichts anderes war als ein verkommener Winkelagent, und war froh, als er sich endlich im Zustande ziemlicher Trunkenheit zu Bett befördern ließ. Am andern Morgen stand er zeitig da, zur Abreise gerüstet, und verlangte einen ansehnlichen Vorschuß für künftigen Mühewalt, aber vergeblich. Nun fing der Geschäftemacher einen groben Streit an und flocht allerhand Drohungen hinein. Schließlich gab Hans Eicher dem armen Tropf ein paar Geldstücke, um ihn loszuwerden. Wie ein wandelnder Pfahl, an dem ein schwarzes Kleid zum Trocknen im Wind hängt, stiefelte der alsdann in den sonnigen Morgen hinaus, und Hans Eicher nahm sich vor, künftig keinem unbekannten Menschen mehr zu trauen.

Dann kam einer, der für sich ein solches Geschäft suchte, und Hans Eicher zeigte ihm die «Montana» bis in den hintersten Winkel. Es schien ihm, der Mann finde Gefallen an allem, obwohl er nur fragte und über nichts ein Urteil äußerte. Es tat dem Schnitzler wohl, daß der Rotbärtige nicht mit Schimpfen und Nörgeln ans Werk ging wie ein rücksichtsloser Makler, und er empfand darüber ein lebhaftes Gutmeinen für den Mann. Als sie nach eingehender Schau ein gutes Mahl genossen hatten und an den Handel gingen, forderte Eicher der Gewogenheit zuliebe seinen billigsten Preis. Da verzog sich das kalte Gesicht seines Gastes zu einem höhnischen Lächeln. Er zog ein paar Papiere aus seiner Rocktasche und blätterte darin.

«Ich habe mich auf Ihren Brief hin über die Sache erkundigt, und da schrieb man

mir, daß Sie durch finanzielle Verlegenheiten zum Verkaufe gezwungen seien. Die Sache sei faul bis ins Mark, und am besten tue ich wohl, ich warte Ihren Konkurs ab.«

»Wer hat das geschrieben?« fuhr Eicher auf.

»'s ist aus erster Quelle, amtlich und privat, wie Sie wollen«, antwortete der Fremde, ohne eine Miene zu verziehen. »Es war mir eigentlich auch nur darum zu tun, genauen Einblick zu bekommen; weiteres Handeln und Markten wäre Zeitverschwendung.« Damit warf er ein Geldstück auf den Tisch für die Mahlzeit und ging.

Gleichen Tages kam Fritz Steiner mit der Neuigkeit daher, die »Alpenruh« werde verganten; der Baumeister habe seinerzeit sogleich die Titel gekündet, und schon im Sommer sei unter den Gästen der »Alpenruh« ein Ehepaar gewesen, das offen heraus davon geredet habe, Klara Richard müsse die Pension nur einführen; dann wolle der Baumeister das Haus an sich ziehen und es jenen verkaufen. Die fremde Frau sei bei dem Baumeister gar wohl an, und es werde dieserhalb allerhand gemunkelt; sie sei in die »Jungfrau« hinüber gegangen und zur Karline Kueni, um zum voraus gut Wetter zu machen für künftige Nachbarschaft. So erzählte Fritz Steiner wieder, was schon durch aller Mund ging.

Klara Richard war seit jenem Auflauf am Bord drüben hin und wieder in die »Montana« heraufgekommen, hatte aber nie von ihren Angelegenheiten gesprochen, und Eicher fragte sie auch nicht danach. Gegen Abend kam sie. »Nun ist also alles aus, leider und gottlob!« seufzte sie nach der Begrüßung.

Eicher und Emma saßen am Tisch, Geschäftspapiere ordnend. »Es mag Ihnen leichtsinnig scheinen, wenn ich sage, daß mir alles vorkommt wie eine Erlösung; lange hätte ich es nicht mehr ausgehalten.«

Ein Wort gab das andere, bis Klara Richard zu erzählen anfing:

»Zuerst hatte ich den Hotelarchitekten Neißer von Rotenbalm an der Hand, der mir einen Plan machte für einen wahren Palast entgegen aller Abmachung. Ich legte die Sache einem Bekannten meines Vaters vor, einem Architekten in der Stadt unten, der mir nachwies, daß Neißer mich schlechtweg ausrauben und ins Unglück bringen wollte. Er anerbot sich, einen neuen Entwurf zu machen, auf den ich aber umsonst ein Jahr lang gewartet habe; einstweilen mußte ich an Neißer zweitausend Franken zahlen für sein Machwerk, wohl oder übel.

Als ich nun auch von dem andern nach Jahr und Tag nichts bekommen konnte als ein paar Skizzen und eine Rechnung von tausend Franken für Mühewalt, mußte ich froh sein, einen Baumeister zu meinem Hausplatz zu finden. Freilich konnte ich fast nichts zur Sache sagen; aber ich dachte, ein so angesehener Mann werde meine Unerfahrenheit in derlei Dingen nicht mißbrauchen. Doch zur Enttäuschung kamen noch allerhand Kränkungen. Bei all dem bestahl mich Kuenis Frau, betrog mich mit

der Milch um viele hundert Liter und stiftete meine Dienstboten auf gegen mich bei aller Freundschaft, die sie mir ins Gesicht heuchelte. Was hatte ich der Frau getan? Nichts als Liebes und Gutes. Aber wie hätte ich mich wehren sollen? Feindschaft mit dem Nachbar wäre noch ärger gewesen als alles. Um den sauren Erwerb vieler Jahre und um das Darlehen meiner Verwandten haben mich ein paar hochangesehene Männer gebracht, ohne daß sie wohl deswegen eine Stunde weniger gut schlafen. Was liegt an so einer alleinstehenden Jungfer, die man höchstens auslacht? Ein Buchdrucker hatte von der Sache gehört am Biertisch, und als er heraufkam des Fremdenbüchleins wegen, anerbot er sich, mir Geld zu beschaffen von seinem Schwiegervater, wenn ich – –. Auch er ist deswegen doch ein angesehener Mann, der mich nachher verleumden half aus schlechtem Gewissen. Und der Advokat der Zingg-Änni ist nicht minder geachtet, wenn er schon mit allen Kniffen meinen Prozeß mit ihr hinausgezogen hat. Ich lasse auch diesen beiden das Ergaunerte. Und den Stägenern insgesamt hinterlasse ich die Schadenfreude; etwas Willkommeneres könnte ich ihnen nicht schenken. Mit meinem Kleiderkoffer, der mich vor fünf Jahren heraufbegleitet hat in den Gottesgarten, gehe ich wieder in die Welt hinaus; ein Plätzchen wird sich wohl irgendwo für mich finden, denn ich bin nicht verwöhnt. Es bleibt sich also äußerlich alles gleich; nur innerlich sind an Stelle glänzender Hoffnungen bittere Erfahrungen getreten – – –«

Klara Richard sprach ruhig; aber ihre Stimme war hart und ihr Angesicht blaß von innerer Erregung.

»Sie müssen sich aber vorerst ausruhen nach solchen Erlebnissen –« riet Eicher nach einer peinlichen Stille.

»Ha ja! Aber meine Verwandten haben ihre Türe für mich geschlossen, weil ich sie um ihr Geld bringe. Ich habe auch kein Anrecht auf Ruhe; ich muß weiter, weiter, so lange es geht, so lange ich etwas tauge, und nachher – – Erde drauf. Das ist das Einzige, das einem große Herren nicht rauben können. Und was ein einsamer Mensch durchmachen muß, nimmt er mit sich ins Grab; es tut keinem andern mehr weh, und das ist mir noch der beste Trost.« Die Kraft hatte sie verlassen und sie bedeckte mit beiden Händen das Gesicht.

Nach einer Weile fragte Hans Eicher: »Und könnten Sie sich nicht entschließen, einige Zeit zu uns zu kommen, um uns in den Geschäften zu helfen? Wir suchten in der letzten Zeit jemand Zuverlässigen –.«

»In Stägen bleiben, während der Gant und nachher?«

»Die ‹Montana› und das Waldegg gehören längst nicht mehr zu Stägen, sind längst abgesondert, durch die Stägener und durch uns selber. Haben Sie das nie bemerkt?«

«Ich dachte nur immer, Sie seien gar stolz, und Karline Kueni hat es mir immerzu bestätigt.»

Sie plauderten schließlich im Frieden von allerhand, und Klara Richard ließ sich bewegen, ins Waldegg überzusiedeln.

XL.

An einem sonnenwarmen Oktobertag war die zweite Steigerung über die «Alpenruh», und der Baumeister konnte mit seiner Spekulation zufrieden sein; denn sie hatte ihm nahe an zwanzigtausend Franken eingetragen. Er saß nachher mit einigen Hoteliers zu Gletschbach bei einer guten Flasche und rühmte endlich in der Weinlaune: «Jetzt kann's denen zu Stägen oben dann anders in die Beine kommen. Wir haben ein Konsortium gebildet und einen Platz gekauft an der Sonnenhalde. Da stellen wir ein Grand Hotel hin und wischen die andern unter den Tisch. Wenn wir auch zwei, drei Jahre mit Verlust arbeiten müssen, so kriegen wir nachher die Pensiönlein da oben um das halbe Geld; denn lang halten die den Wettlauf nicht aus; viele gehen schon jetzt ein wenig lahm. Dann befehlen wir in Stägen – –»

So rühmte der Wein in dem Mann, der sich an den verblüfften Gesichtern seiner Tischgenossen ergötzte.

Am selben Abend gab Kueni den Bauleuten einen Schmaus; die neue Pension «Beausite» – sein Schwager hatte ihr zu dem Namen verholfen – war fix und fertig innen und außen. Eicher hatte auch eine nachbarliche Einladung erhalten; aber ihm war nicht für derlei Anlässe zu Mut. Das Singen, Johlen und Handorgeln drang immer verworrener durch die Nachtstille herauf. Klara Richard hatte das Fenster geschlossen, um dem Lärm zu entgehen, der gerade am Abend dieses Tages so bittere Gefühle in ihr erregte.

Gegen Mitternacht weckte ein wildes Schreien und Fluchen den Schnitzler. Er ging behutsam hinaus und sah im schwachen Mondlicht, wie Kuenis Haus mit einem wüsten Streit eingeweiht wurde. Die trunkenen Festbrüder bildeten neben dem Garten einen zappelnden, fluchenden Knäuel, aus dem zuweilen scharfe Schläge klatschten. Kueni rannte auf wackeligen Beinen rund herum, wollte Frieden stiften und schob an seiner Pelzkappe, bis der Strudel auch ihn verschlang.

Einer konnte sich freimachen, hieb mit einem Sparren nach einem andern und rannte davon, der «Montana» zu. Der Geschlagene holte ihn ein und schrie: «Da hast – –!»

«Ai!» gellte es scharf auf. Der Vordere griff mit beiden Händen in die Luft und brach zusammen; Schreinerniggel hatte den jungen Schütz mit dem Messer ins Herz

getroffen und war wieder bei den andern, ehe einer aus dem trunkenen Haufen etwas gewahrte.

Aber Eicher hatte ihn erkannt, an der Gestalt und an der Stimme. Er rannte hinunter. «Hört auf, 's liegt einer da oben!» rief er. Die Kämpfer ließen einander los und stolperten bergan, der Schreinerniggel mit. Er war der erste, der das Opfer umwandte: «Der Schütz-Hänsel! Wer hat dem etwas getan? Helft schnell, sonst verblutet er», befahl Niggel hastig und völlig ernüchtert. Er leuchtete dem Toten mit einem Streichholz ins Gesicht, und Eicher sah, wie sein Blick starr und sein Antlitz blaß wurde.

Das Gericht kam am andern Mittag zum Verhör. Alle waren schon versammelt. Einer nach dem andern kam an die Reihe, und der Verhörrichter fand es unglaublich, daß keiner über den Mord etwas wissen wollte. Zuletzt ward auch Eicher aufgerufen und erzählte den Vorgang; er sah dem Schreiner dabei scharf ins Gesicht. Der ward aschfahl; seine Knie bebten, und er verzog den Mund, als fehle ihm der Atem.

«Der hat noch etwas zu gewärtigen – –» knirschte Niggels Bruder gegen den Schnitzler hinüber, als der Angeschuldigte abgeführt wurde.

«Ich hätt' mich drausgelassen, wenn ich Eicher gewesen wäre. Was hat er weiter davon als gefühtliche Feindschaft? Aber freilich, wenn man sich wichtig machen will!» so raunte man nachher herum zu Stägen. «Gottlob geht's uns nichts an.»

Das Gericht hatte gut fragen über alles Mögliche; es bekam von den einen nur Gutes zu hören über den Schreinerniggel, und andere sagten gar nichts. Die Schramme auf seinem Kopf wies die Wahrheit seiner Angabe aus, daß Schütz gegen ihn eingedrungen sei auf Leben und Tod. Nur in äußerster Not habe er das Messer gezogen, als der Schmerz der eigenen Wunde ihn wütend und der genossene Wein blind gemacht hatte. So führte er in spätern Verhören aus; und überdies sei er dem Schütz nicht nachgelaufen; dieser habe im Gegenteil ihn verfolgt. Das habe Eicher aus einiger Entfernung bei Nacht und Nebel unmöglich so genau unterscheiden können.

Vom Gemeinderat bekam Niggel ein gutes Leumundszeugnis, das seinem Verteidiger nicht wenig zu statten kam. Niggel wunderte sich schließlich selber, wieviele Tugenden ihm der Advokat vor versammeltem Gericht zuschrieb; erst hob er stolz den Kopf; dann fiel ihm ein, wo er eigentlich war, und es wurde ihm fast weinerlich zu Mut.

«Das eingangs Gesagte zusammenfassend, möchte ich nochmals hervorheben, daß alle Indizien die Aussagen des Angeklagten über den Vorfall selber nur bekräftigen. Es war freilich Unrecht von ihm, die Tat nicht einzugestehen, an der ihn eigentlich der kleinste Teil der Schuld trifft; aber einerseits war es die übertriebene Angst vor Strafe, die ihm sein Rechtsgefühl einflößte, und anderseits die heillose Bestürzung, die bei seinem sonst gutmütigen Charakter nicht ausbleiben konnte. Ohne der

Wahrheitsliebe des Hauptzeugen, Herrn Eicher, zu nahe treten zu wollen, möchte ich nochmals darauf hinweisen, daß dieser von seinem entfernten Standort aus den Vorgang unmöglich so genau mit ansehen konnte, um die beiden zu unterscheiden; ich möchte auch darauf hinweisen, daß der Angeklagte früher mit dem Hauptzeugen Mißhelligkeiten hatte, ein Umstand, der erfahrungsgemäß oft das Urteil trübt und die Aussagen subjektiv färbt – – –»

Die Stimmung schlug unter der glänzenden Rede merkbar um, auch bei den Geschwornen, und Hans Eicher kam sich und den Stägenern darob selber allmählig fast vor wie ein Angeklagter. Zudem hatte sich jener Vorgang damals so unerwartet und schnell abgespielt, daß er eine Täuschung mit immer weniger Sicherheit in Abrede stellen mochte, als die Logik des Advokaten ihn derart in die Enge trieb. Er mußte sich auch sagen, daß er den Schreinerniggel mit weniger Mitleid angeklagt hatte, als er dies mit irgend einem andern getan hätte. Konnte ihn da nicht auch die alte Abneigung getäuscht haben?

So erwog Hans Eicher selber, als er sah, daß die Strafe des Mörders beinahe nur von seinem Zeugnis abhing. Und am Ende wollte er lieber einen Schuldigen gelinde Buße genießen lassen, als den weniger Schuldigen ungerechter Härte aussetzen. Er schickte also seiner endgültigen Aussage voraus: «Ich glaube, gesehen zu haben – – –» Niggel kam mit einer Strafe von wenigen Monaten davon.

«Es ist eine elende, niederträchtige Sach' von dem Schnitzler, daß er den armen Teufel aus alter Feindschaft vielleicht für sein Lebtag hat ins Zuchthaus bringen wollen!» schimpfte Zumbrunn beim Hinausgehen, daß alle es hören konnten. «Und der Gemeind' hat er damit auch Schande antun wollen.»

Dem Schnitzler entgingen die drohenden Blicke seiner Mitbürger nicht; Widerwillen gegen diese Menschen erfaßte ihn, und mächtiger wurde in ihm der Wunsch, von ihnen fortzukommen für immer. Aber jetzt war es Winter; vor dem Februar war alle Mühe um einen Verkauf vergeblich, abgesehen davon, daß das Gespenst eines Palasthotels umging und die Kauflustigen abschreckte.

Der frühe Winter hatte Stägen in weiße Kissen gebettet, und immer noch wirbelte es wie dichter Flaum vom grauen Himmel herab, als Hans Eicher einige Tage nach der Gerichtsfahrt zur schlafenden «Montana» hinüberging, wie er von Zeit zu Zeit tat. Als er vom Wald herunterkam, begegneten ihm halbverschneite Fußspuren mehrerer Menschen, die, vielleicht erst vor wenigen Stunden, auch bei der «Montana» eingekehrt waren. Eicher folgte den verwehten Tritten; an der Gartentür aber blieb er mit einem Ausruf voll Schreck und Wut stehen. Auf den zerstampften Beeten lagen die abgeschnittenen Kronen der Bäumchen, das verwüstete Geschling der Wildreben und die ausgerissenen, geknickten Stämmchen der Rosen. Wie reich hatten die Gewächse

die liebende Pflege gedankt, welche der Schnitzler ihnen die Jahre her hatte angedeihen lassen, und nun lagen die stummen Freunde als verstümmelte Leichen vor ihm im Schnee. «Lausbuben!» knirschte er und sammelte mitleidig die Gemordeten, die für ihn etwas Lebendiges, fast Kindesgleiches gehabt hatten. Im Geschling der Wildreben lag ein Messer halb versunken im Schnee, ein abgenutztes Gerät, welches das Richteramt nach kurzem Suchen auf den Schreinerheinz wies. Dieser wurde eingezogen, und mit ihm zwei junge Bürschlein, die sich verblümt der Gartenschändung gerühmt hatten. Der Richter suchte zu vermitteln, als Kläger und Schuldige vor ihm standen.

«Ich verlange die höchste zulässige Strafe für die Lausbuben!» brannte Eicher auf. «Wäre ich dazu gekommen, ich hätte sie erschossen wie tolle Hunde!»

In den Augen der drei leuchtete es bei diesem Ausbruch, den der Richter verwies, grell auf, jeder Blick eine neue Drohung.

Als die Missetäter nach kurzer Haft wieder in Stägen umgingen, flammte bald allenthalben das stille Feuer des Hasses in kleinen Funken auf gegen den Schnitzler, der Christenmenschen mit tollen Hunden verglich und wegen einigen Stauden ihr Leben gefordert hätte.

Einsamer noch als bisher lebte Hans Eicher seiner Arbeit; er hörte auch nicht, wie die Leute über ihn und Klara Richard munkelten. Ulrich Eicher ging nicht öfter vom Hause, als es seine wenigen Geschäfte erforderten. Fritz Steiner, der ein gewandter Schnitzler geworden war, besorgte fast allein den äußern Verkehr, fing die Hiebe und Stiche auf, die allen galten, und parierte sie, ohne die Feindseligkeiten ins Waldegg zu tragen.

Zu Weihnachten stolzierte der kleine Gottfried in seiner ersten Männertracht umher, und ein jedes steuerte ihm einen Batzen in die neuen Taschen. Auf dem Tisch stand seit Jahren wieder einmal ein Weihnachtsbaum; die Kindesaugen glänzten in die blinkenden Lichtlein, und diese spiegelten sich in den Herzen derer, welche in harterkämpftem Frieden in der trauten Stube versammelt waren.

Vor Klara Richard stieg das Bild des Weihnachtsfestes auf, das sie ehemals mit Eltern und Geschwistern so feierlich begangen hatte; die Lichtlein aus jener fernen Zeit leuchteten hell und rein durch trübe Jahre herüber zu denen, die jetzt vor ihr auf gastlichem Tische glänzten. Ob sie ihr übers Jahr wieder Trost und freundliches Erinnern spendeten? Ob man dann die Kinderjungfer in irgend einem vornehmen Hause auch würde teilhaben lassen am Wiegenfest des Heilandes? Oder das Ladenmädchen einlud irgendwo, da es in seiner Mansarde an keinem Weihnachtsbaum sich freuen konnte? Sie wehrte sich mit allem Mut gegen die Bitterkeit, die mit solchen Gedanken über sie zu kommen drohte.

Auf Neujahr hatte sie wieder hinausziehen wollen in die kalte Welt; da brachte

Emma einen Stoß von allerhand Arbeiten und legte, ohne ein Wort zu sagen, die Zeitung zusammen, in welcher Klara Richard die Stellenangebote studiert hatte. Schließlich erklärte Emma rund heraus, es wäre ihnen allen überhaupt lieber, wenn sie einstweilen dabliebe, allenfalls auch im Sommer. Denn entweder habe Gottfriedli sozusagen keine Mutter oder der Bruder keine Hülfe. Darüber lasse sich reden im Frühling; für einstweilen möchten sie beide gar bitten, daß sie alles in Stand bringen helfe, was die Jahre her hatte vernachlässigt werden müssen.

Da fing Klara Richard wieder an, an die Menschen zu glauben.

Woche um Woche floß in stiller Arbeit, in einsamem Frieden am Waldegg vorüber. Der Föhn schickte schon seine ersten Vorboten, und tagsüber eilten im Sonnenschein kleine Bächlein von den schneebedeckten Hängen zu Tal.

«G'rad ist der obere Teil der Großlaui gekommen», erzählte Hans Eicher eines Abends, «und am Morgenhorn fängt das Eis auch an zu brechen.»

Im stillen nahm er sich vor, wieder einmal sein Glück zu versuchen; vielleicht gelang es ihm doch, seiner Galeere zu entrinnen, einen andern, Freudigen dafür zu finden. Alle schliefen längst, als er nachsann, den billigsten Preis nachrechnete, den er für die «Montana» erlösen mußte. Endlich fielen auch ihm die Augen zu. Plötzlich fuhr er auf und horchte in die Dunkelheit hinaus. «Fürio!» hörte er jetzt ganz deutlich in der Ferne durch die Nacht gellen. Er sprang auf; oben lies Ulrich auch schon herum, pochte und schrie: «Hans! Fritz! Auf! Die ‹Montana› brennt!»

Eicher wußte kaum, wie er zum Hotel hinüber kam durch den tiefen weichen Schnee. Ulrich und Fritz Steiner folgten ihm auf dem Fuße. Auch vom Dorf her kamen einige gerannt, und in blinder Hast trugen die wenigen heraus, was noch erreichbar war. Das Feuer schlug schon aus dem Dach und aus den Fenstern.

«Wer hat das angezündet – – –?» fragte jemand.

«So geht's einem, wenn man's mit allen verdirbt», rief Kueni dem Schnitzler zu, als der schließlich tatenlos dem Brand zusehen mußte; Kueni hatte ihm in letzter Zeit auch Feindschaft erzeigt.

Die Feuerwehr kam. Aber es war kein Hydrant da; man hatte ja die Gummenweid mit der Leitung übergangen damals.

«Die Spritze! Holt die Spritze; 's ist kein Hydrant da!» schrie der Kommandant.

«Bis die da ist, fällt die ‹Montana› zusammen. Und wo wollt ihr Wasser nehmen?» wandte einer ein.

«Eigentlich soll der froh sein, daß er damals mit dem Wasser übergangen wurde: jetzt brennt die ‹Montana› sauber zusammen, und es gibt ihm nachher nicht noch eine große Abschatzung für ersäufte Ringmauern», warf Balmer hin.

Gradauf wirbelten Feuer und dicke Rauchschwaden, und wenn eine Wand ein-

stürzte, ein Boden brach, so sprühten tausend Funken in die stille Luft empor. Grell waren weit herum die Häuser und die verschneiten Matten beleuchtet, und über dem Waldsaum lag ein roter Schein; ferne Bäume, Felsen und Dächer schimmerten im nächtlichen Dunkel auf, selbst in die tief herabhängenden Wolken pflanzte sich die Glut leise fort.

«Was sollen wir die Spritze da im Schnee herum spazieren führen? Sollen wir vielleicht mit Luft löschen? Es ist ja gar kein Wasser droben als der Brunnen!» begehrte einer auf in dem Knäuel, der über die Wiesen heraufkam und mühsam etwas hinter sich her durch den tiefen Schnee schleppte.

«'s ist wahr. Laßt die Spritze einstweilen da stehen!» befahl Karl Feiß, der Feuerkommandant.

Ganz Stägen hatte sich bei der «Montana» versammelt. Bühlpeter erzählte, wohl zum zwanzigsten Mal: «Wie ich von der kranken Kuh weg aus dem Stall komme, sehe ich in der ‹Montana› ein Licht und denke: Was haben die um diese Zeit noch da zu tun? Ich hole in der Küche das Trank für die Kuh, säume mich dabei ein wenig, und wie ich wieder herauskomme, brennt es schon zu den Fenstern und zum Dach heraus. Das ist gut angezündet worden.»

So viele Zuhörer hatte Bühlpeter noch nie gehabt sein Lebtag wie jetzt im Feuerschein der «Montana».

In den Tannen drüben begann ein dumpfes Rauschen, und eine wilde Jagd gellte durch die Flühe. «Du mein Gott, der Föhn!» schrie einer auf, und wie ein Hülferuf ging es über alle die Menschen hin: «Es föhndet, es föhndet!»

Ein wilder Windstoß fuhr in die Glut und trieb sie ostwärts, dem Dorfe zu, über die Menschen hin, die in ihrem Wege standen und nun in sinnloser Angst, geblendet und mit rauchendem Gewand davonrannten, stürzten im hohen Schnee und wieder aufschnellten, von Angst und Schmerz gepeitscht. Fast wagrecht schossen die Funken stoßweise über den Boden hin, und was in dieser Feuerbahn lag, ward versengt. Der Schnee schmolz im Augenblick, und der kleine Ahornbaum, welcher zwischen der «Montana» und Kuenis Haus stand, brannte wie eine Fackel.

Das Horn gellte. «Bringt die Spritze!» schrie Karl Feiß. Aber als sie kam, leckte das Feuer schon aus dem Dach am Hotel «Jungfrau», kroch der First des «Beausite» entlang, verschlang die «Alpenruh».

Dem Kueni versagten die Knie, als er sein Haus brennen sah. «– – – Ich habe nicht versichert – –» stöhnte er.

Ein Brodeln und Krachen stieg aus den lohenden Häusern auf, und unter höhnischem Geheul streute der Sturm die Funken bis hinüber an den Fuß des Morgenhorns. Mit wenigen Besonnenen stemmte sich Karl Feiß dem Verderben entgegen

wie Helden in verlorener Schlacht. Sie kamen zurück auf die Wiese mit versengten Händen und rauchenden Kleidern und rannten dann dem Dorf zu, den andern nach, um da zu wehren mit den Hydranten. Aber allenthalben flammte es zugleich auf, und in das Prasseln der Brände gellte das Schreien der Menschen.

Die «Montana» war nur noch ein glühender Schutthaufen, und bald brachen auch die drei Nachbarhäuser zusammen. Die vom Waldegg trugen stillschweigend die wenige gerettete Habe dem alten Hause zu, in dessen Fenstern sich die Riesenglut des untergehenden Dorfes spiegelte.

Da stellte sich Kueni dem Schnitzler in den Weg und hielt ihm die Faust vors Gesicht. «Daran bist du schuld, niemand als du!»

Hans Eicher schob ruhig die Faust zurück. «Nein, ihr selber, ihr alle!»

Selbst an der Sonnenhalde, abseits des Feuerstromes, flammte es auf. Zingg-Ännis neues Hotel brannte lichterloh und riß die andern mit sich, den «Gletschbachblick» und die «Blümlisalp».

Von Gletschbach war die ganze Feuerwehr aufgebrochen; aber beim großen Ahorn sperrte ihr die Glut den Weg. Umsonst suchten die Mutigen vorzudringen; der Brand dreier Häuser strich über den Pfad, und der Funkenregen zwang sie, hinter Felskanten Schutz zu suchen. Hier lauschten sie dem Krachen, Prasseln und Schreien, ohne Hülfe bringen zu können.

Der Föhn hatte den Himmel reingefegt, und als der klare, kalte Morgen anbrach, stieg die Sonne in blutrotem Schein hinter den Bergen empor. Brauner, rauchiger Nebel lag über der Jungfrau, brauner Rauch war auch bis zu oberst ins Gletschbachtal hinübergedrungen. Und immer noch stiegen dichte Schwaden und trübe Flammen auf aus sechsunddreißig Brandstätten.

XLI.

Ein Schrei war durch das ganze Land gegangen, und allenthalben wurden Liebesgaben gesammelt zur Linderung der größten Not. Die Obdachlosen hatten zu Gletschbach und in den verschont gebliebenen Häusern zu Stägen einstweiliges Quartier gefunden. Das Steinbühl beherbergte allein zehn Haushaltungen, und Aaregger spendete reiche Gaben; ins Waldegg wollte niemand kommen, trotzdem eine Stube bereitet worden war. «Lieber bleiben wir unter freiem Himmel!» hatte Kueni dem Schnitzler geantwortet, als er ihn mit den Seinigen kommen hieß.

Über Stägen lag dumpfe Verzweiflung, und die Landspekulanten, die schon umhergingen, als fast noch die Trümmer rauchten, hatten leichtes Spiel bei vielen,

die alles verloren gaben und an keine Zukunftshoffnung mehr glaubten. Zingg-Änni hatte im Irrenhaus Unterkunft gefunden; denn an der Sonnenhalde war in Schutt gesunken in wenig Stunden, was es in vielen Jahren errafft hatte. Heinz-Peter am Rindsbühl schaute am vierten Morgen nach der Schreckensnacht von seinem Häuschen aus nachdenklich in die Weite, blickte dann auf Frau und Kinder und ging hinaus. Eine Stunde nachher fanden sie ihn erhängt im Stall; er war dem jungen Schleumer auf dem «Sonnegg» Bürge gewesen und sollte deshalb um Haus und Obdach kommen auf seine alten Tage.

Es war, als habe das Feuer einen Vorhang versengt, Verborgenes aufgedeckt. Ob einer gerühmt oder die Ruhmreden anderer nur schweigend gebilligt hatte, jetzt standen Kummer und Sorgen auf seinem Gesicht. Ein jeder fluchte dem Brandstifter als dem Urheber seines Ruins. Da ein Schuldiger nicht gefunden worden war, auf bloßen Verdacht hin Schreinerniggels Bruder aber nicht bestraft werden konnte, so wandelte sich der Zorn bei den einen in Groll gegen Gott und die Menschen, zu verzweifelter Gleichgültigkeit bei den andern. Diese verkauften Grund und Boden den Spekulanten; aber die Hypotheken fraßen den Erlös, wie sie die Versicherung gefressen hatten. In dieser Voraussicht versuchten sie meist auch kein langes Markten. Andere ließen der Sache den Lauf; die Banken mochten ihrethalben den Hausplatz mit den verbrannten Mauern an sich nehmen, wenn sie Lust dazu hatten. Die übrigen räumten den Schutt weg in stummer Ergebung und sannen darauf, von vorne anzufangen, wenn ihnen jemand darin beistand.

Der Baumeister, dem die «Alpenruh» gehörte, hatte Kuenis Hausplatz dazu gekauft und erwarb nach hartnäckigem Markten auch das Gummenweidli von Hans Eicher. Wer sich jetzt umtat und Geld hatte, konnte zu Stägen seinen Schnitt machen; aber er mußte sich regen, ehe die Unglücklichen zur Besinnung kamen. So wenigstens schien es dem Baumeister und seinen Teilhabern am Konsortium.

Es war zwar ein schönes Stück Geld, das er dem Schnitzler zahlen mußte, gut so viel, als das Grundstück in gewöhnlichen Zeitläuften gegolten hätte. Aber der Spekulant wollte es nicht fahren lassen. Wie er auch schalt und weglief, er kam immer wieder, und anfangs April ward verschrieben. Nun konnte der Schnitzler abrechnen, Schulden bezahlen, die Bürgschaft Ulis ablösen. Den Rain kostete es zwar auch, und als er mit seinen Geschäften zu Ende kam, waren die Schulden getilgt, das Erbe seiner Schwester gerettet – aber ihm blieb nichts mehr.

Nichts mehr als seine Hände, sein Können und eine Schaffensfreude, eine Lust des Befreitseins, wie er sie nie in seinem Leben empfunden hatte. Über frühlingsduftende Weiden, durch rauschenden Wald stieg er dem Morgenhorn zu und hätte sein Glück hinausjauchzen mögen, über die dumpfe Verzweiflung und das Elend

hinweg, die da weit unter ihm lagen. Er war nichts mehr als ein armer Schnitzler; aber er war wieder ein freier Mann, dem die ganze Welt gehörte. An Gold besaß er so wenig als die andern, die sich in ihrem Jammer krümmten; aber hell glänzten ihm von der Werkbank die Meißel entgegen. Es kam ihm vor, als habe der Teufel den Menschen das Gold und der liebe Gott, seinem Widersacher zu Trutz, ihnen das Eisen beschert, daß sie Gutes und Hohes damit schafften. Aber wie mancher andere göttliche Gedanke war auch dieser in den Menschenköpfen nebenaus geraten; statt eines Paradiesschlüssels für diese Erde hatten sie sich Fesseln der Habsucht aus der unscheinbaren Himmelsgabe geschmiedet.

So wollte es dem Schnitzler vorkommen in seinem Glück, in seiner Verachtung für alles, was auf zweifelhaften Wegen dem Reichtum nachjagte. «Ihr seid Sklaven; ich bin frei!» blitzte es aus den Augen.

Den Stägenern aber wollte es scheinen, der Schnitzler freue sich an dem Unglück, das er mitverschuldet hatte nach ihrer Meinung. «Es könnte ihm nütze sein, wenn er bald ginge», hieß es.

Im Waldegg wurde auch eifrig zum Aufbruch gerüstet. Allein hatte Uli nicht in Stägen bleiben wollen, und nach einem Käufer für das schöne Bauernwesen brauchte er nicht gar lange zu suchen. Unterhalb Thun hatte er ein kleineres Heimet für einen Teil des Erlöses erstanden. Im Bauernhause sollte der Hauptsitz der Sippe sein, wie bisher im Waldegg; im Stöcklein mochten es sich der Schnitzler und Fritz Steiner bequem machen nach besten Kräften. Da war Raum für die Werkstatt zu ebener Erde und darüber zwei Stuben zum Wohnen.

«Wegen dem Zins können wir dann reden, wenn wir an Ort und Stelle sind. Aber eines bedinge ich mir aus: In den Werchen* helft ihr mir, damit wir's mit wenigen fremden Leuten machen können, etwa mit einem Knecht. Und dafür helfe ich im Winter hobeln und sägen –.»

So verkündete Ulrich und machte ein bitterböses Gesicht, während ihm die Augen fast übergingen vor Freude im Gedanken an das Zusammensein – fernab von der tosenden Menschenflut.

«Und Euch tut es besser für Eure Gesundheit, draußen zu sein. Ich meine natürlich lange nicht, daß Ihr dann die Magd machen sollet. Aber wer immer noch so schlecht aussieht wie Ihr, der muß an die Luft und nicht in die Stadt», redete er mit derselben hochernsten Miene auf Klara Richard ein.

«Aber ich habe meiner Lebtag noch nie ein Bauernwerkzeug in der Hand gehabt! – Es ist nicht schön von Euch, so über mich zu spotten.»

«Spotten? Wer sagt von Spotten! Es ist mir bitter ernst damit!» bekräftigte Ulrich.

* Landwirtschaftliche Hauptarbeiten.

«Das Bauern ist das einzig Wahre nach meiner Erfahrung. Da ist man noch ein Mensch, hat Boden unter den Füßen und braucht sich nicht von jedem anblasen zu lassen auf seiner eigenen Sach'.»

«Du red'st ja wie ein Predigtbuch!» spottete der Schnitzler.

«He nu, so red' du, wenn d' 's besser weißt.»

Der Schnitzler wußte es noch besser und sagte daher – nichts.

An einem schönen Maientag wanderten sie dem Tale zu, den Weg hinunter, den sie in allerlei Zeitläuften schon gegangen waren und der in diesem Frühjahr so viele von Stägen hatte hinausziehen sehen in die Welt mit trüben Augen und armseligem Bündel am Rücken. Verstohlen schaute eins ums andere nach dem Waldegg zurück, dessen Fenster freundlich und hell das Frühlicht wiederstrahlten. Die Erinnerung an tausend trauliche Erlebnisse im Vaterhause spann sich in jedem abschiednehmenden Blick von den Auswanderern hinüber, und keines von ihnen sprach ein Wort oder wagte es, das andere anzusehen. Es waren viele ausgezogen von Stägen in dieser Zeit, aber niemand mit so schwerem Herzen wie die vom Waldegg. Und doch waren sie von all den Flüchtlingen wohl die einzigen, die nicht der Alte vom Morgenhorn als nackte Bettler hinaustrieb in Not und düstere Zukunft. Beim großen Ahorn hielten sie eine kurze Rast, sich nochmals umzusehen in der Heimat und dem braunen Häuschen am Wald oben einen letzten stummen Gruß zu senden. Dann stiegen sie wortkarg talwärts. Im Kirchlein zu Gletschbach hielten sie Einkehr. Da waren die drei Geschwister getauft und konfirmiert worden, und der Engel am Taufstein, dessen abgeschliffene Nase Hans Eichers Andacht in der Unterweisung oft mehr gefesselt hatte als die Rede des Pfarrers, sah ihnen gerade noch so altertümlich-einfältig entgegen wie ehedem.

Auf den Gräbern von Vater, Mutter, Gottfried und Benz sproßten Nelken, und die Rosensträucher trugen junges Laub und junge Knospen.

«Die pflegen wir aber weiter – – –» sagte Emma, nur um die bedrückende Stille zu unterbrechen.

Uli fluchte stoßweise, es wußte kein Mensch über was, und biß auf die Pfeife, daß sie wagrecht hinausstand; der Schnitzler rieb sich des Zigarrenrauches wegen gar oft die Augen, und Emma weinte schließlich offen heraus. Fritz Steiner saß derweil abseits auf einem Abwehrstein und aß gleichmütig ein Brötchen; ihm war die Welt größer als das Gletschbachtal.

«Hätte ich doch droben bleiben können im Frieden! Ich hätte niemandem etwas in den Weg gelegt», seufzte Klara Richard.

Der Bahnzug machte allen Betrachtungen ein Ende. Durch maienfrisches Gelände eilte er dahin; die Talwände wichen immer weiter zurück; die Ebene füllte

ein blauer See, an dessen Ufern Hotel an Hotel stund, und immer weiter ging die Fahrt. Ein Zug mit Fremden raste der Richtung zu, aus welcher die Auswanderer kamen, eine frühe Welle der Flut, die zur Sommerszeit in den Bergen branden wird wie in jedem andern Jahre.

Durch flaches Land, zu beiden Seiten von blaugrünen Höhenzügen eingefaßt, ging die Reise weiter, an Dörfern vorüber, deren Häuser durchs frische Laub der Obstbäume schimmerten.

«So, da wären wir!» mahnte endlich Uli; er fühlte sich zum ersten Male berufen, eine Rolle zu spielen, war es auch nur für diesen Tag.

Hinter dem kleinen Bahnhofe lag ein verstreutes Dörfchen, dessen währschafte Häuser sich hinaufzogen bis zum Wald und bis hinüber zu einem kleinen Fluß, über dem eine wunderliche altväterische Brücke in müder Beschaulichkeit lag. Unweit von ihr guckte ein stattliches Bauernhaus mit einem kleinern Wohngebäude durch Obstbäume von einem Hügelchen hinunter gegen den Fluß und hinüber zu den Schneebergen, die in weitem Kranze den Hintergrund des gesegneten Geländes vom Himmel schieden.

Vor dem kleinen Hause, das den Schnitzler und sein Schaffen beherbergen sollte, stand breitästig und ehrenfest ein alter Kastanienbaum, dessen Wipfel sich schützend über die bemooste First des Häuschens erhob. Der Mai hatte die Äste des Riesen mit tausend roten Blütenkerzen besteckt, an denen ein summendes Bienenheer sich labte. Der Schnitzler blieb staunend vor dem blühenden Wunder stehen. Da kam Gottfriedli auf ihn zugelaufen und rief mit strahlenden Augen: «D' Berge, d' Berge!» Über grünen Matten und dunkeln Wäldern erhoben sich fern die weißen Zinnen.

«Wann gehen wir wieder zu den weißen Bergen?» fragte betrübt der Kleine. Und Hans Eicher streichelte ihm lächelnd über das Kraushaar.

«Sind sie dir so lieb?» fragte er. Der Kleine nickte ernsthaft. Da hob ihn der Schnitzler auf den Arm und küßte immer wieder das junge Angesicht, das sehnsüchtig dem Firnenkranz sich zuwandte.

Editorische Notiz

Titel und Lauftext der vorliegenden Ausgabe entsprechen der Originalfassung von 1905. Eindeutige Druckfehler wurden behoben; eine bisweilen altertümliche Orthografie und Interpunktion wurden weitgehend belassen. Die vom Autor verwendeten lautmalerischen Ausdrücke haben eine besondere Kraft und verstehen sich meist von selbst; wo dies nicht unbedingt der Fall ist, sind die berndeutschen und schweizerischen Dialektversionen im Glossar aufgelöst.